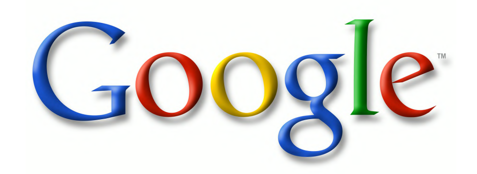










Historisch-politische Bibliothek

oder

Sammlung von Hauptwerken

aus dem

Gebiete der Geschichte und Politik

alter und neuer Zeit.

XI. Machiavelli, Erörterungen über die erste Dekade d
Titus Livius.

Berlin 1870.
Verlag von L. Heimann.
Wilhelms-Straße 91.

Erörterungen

über

die erste Dekade des Titus Livius

von

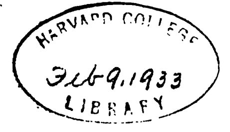
Niccolo Machiavelli.

Uebersetzt

von

W. Grüzmacher,
Dr. phil.

Berlin 1870.
Verlag von L. Heimann.
Wilhelms-Straße 91.



Hermann Hagen Howard

Vorwort.

Zu derselben Zeit mit Machiavelli's vielgetadeltem Buche vom Fürsten entstand auch das zu diesem scheinbar in auffallendem Gegensatze stehende Werk vom Staate, das er in die Form von Erörterungen über die erste Dekade des Livius kleidet, ein Werk in welchem man, abgesehen von den Vorzügen welche es mit dem Fürsten theilt, stets eben so sehr die freie und humane Gesinnung gepriesen und allen darin niedergelegten Ansichten und Lehren seinen vollen Beifall geschenkt hat, wie man im Fürsten allenthalben die abscheulichsten Lehren des Despotismus fand, die trotz Allem was er sonst geschrieben, ja trotz Allem was er durch sein Leben und Wirken als seine Ueberzeugung bewiesen, Schmach und Schande über seinen Namen gebracht haben. Nachdem bei Gelegenheit dieser letzteren Schrift bereits gezeigt worden, daß dieselbe keineswegs in einem solchen Gegensatze zu den Erörterungen über Livius steht, vielmehr die darin unter bestimmten Voraussetzungen ertheilten Rathschläge in diesem Werke ihre volle Erklärung und Rechtfertigung finden, werden wir uns hier auf eine kurze Betrachtung dieses Werkes selbst beschränken können, welches an sich klar und verständlich eines Commentars durch das Leben oder andre Schriften des Verfassers nicht bedarf und darum auch nie einer solchen Mißdeutung wie das erstere ausgesetzt gewesen ist. Es sei daher hier nur kurz wiederholt, daß Machiavelli es, wie seine übrigen größeren Werke, in den nächsten Jahren nach 1512 verfaßte, wo er in Folge der Rückkehr der Medici nach Florenz seines Amtes als Secretär der mit dieser Rückkehr untergegangenen Republik entsetzt und verbannt wurde und nun auf seinem Landgute La Strada bei Florenz unter ärmlichen Verhältnissen in schriftstellerischer Thätigkeit Ersatz für die verlorene diplomatische Wirksamkeit suchte. Wie sich aus den wechselseitigen Beziehungen beider Bücher auf einander ergiebt, ist es sogar zu gleicher Zeit mit dem Fürsten (der Schluß, wie Buch 3 Kap. 27 zeigt, im Jahre 1516) geschrieben und gleichfalls erst nach seinem 1527 erfolgten Tode, und zwar zuerst 1531 sowohl in Rom als in Florenz, gedruckt worden, worauf ebenfalls eine Menge anderer Auflagen gefolgt sind.

Zunächst muß bemerkt werden daß der Werth der Erörterungen dadurch Nichts verliert, daß gegen die Glaubwürdigkeit gerade der ersten Dekade des Livius, an die er sie knüpft, in neuerer Zeit starke Einwendungen erhoben und seine Erzählungen zum großen Theil in das Reich der Fabel verwiesen worden sind. Was er daraus entnimmt, sind nur Beispiele für seine Ansichten, die er eben so gut wo anders her hätte nehmen können und die er auch in der That vielfach theils aus andern Theilen der alten Geschichte theils aus seiner Zeit entlehnt, die aber doch auch bei Livius nicht geradezu erfunden sind, sondern auf historischen Thatsachen beruhen, deren Kern sich wohl meist auch in der sagenhaften Umgestaltung erhalten haben wird, in der wir sie bei Livius finden. An diese Beispiele knüpft er nun seine Betrachtungen über Gründung, Wachsthum, Erhaltung und Untergang der Staaten, jedoch so daß er dabei weniger der Erzählung des Livius als seinem eigenen Gedankengange folgt und die Belege dafür bald hier- bald dorther nimmt. Und zwar bezieht er sich dabei ebensowohl auf die monarchische als auf die republikanische Staatsform, ohne der einen vor der andern den Vorzug zu geben. Es ist zwar natürlich daß er als alter, republikanischer Beamter für die Republik größeres Interesse hat, wie es ja auch die römische Republik ist die er allenthalben als Vorbild aufstellt und er sein Werk selbst zwei eifrigen Republikanern widmet; er setzt auseinander daß ein Volk dankbarer und weiser sei als ein Fürst, er schildert das Unheil welches schlechte Regenten über ein Volk bringen und spricht an verschiedenen Stellen seinen tiefen Haß gegen den Tyrannen aus; er sagt aber auch daß unter Umständen eine Monarchie für das Volk von größerem Vortheil sei und entwirft Buch 3 Kap. 22 das Bild eines guten Fürsten, welches als die schlagendste Widerlegung für diejenigen dienen kann welche in seinem Buche vom Fürsten die Schilderung seines Ideals eines solchen erblicken. Er unterläßt die Erörterung der Frage, welche Staatsform die beste sei, weil er der Ansicht ist daß doch keine Bestand hat. Es ist ein Grundgedanke von ihm, auf den er oft zurückkommt, daß Alles dem Wechsel unterworfen sei, daß nichts Dauerndes geschaffen werden könne, und so auch jede Staatsform, wie er gleich im Anfange des Werkes auseinandersetzt, nothwendig im Laufe der Zeit ausarten und dadurch ihren Untergang finden müsse. Die längste Dauer verheißt er denen welche vermittelst ihrer Einrichtungen im Stande seien sich möglichst oft zu erneuern, wie dies hauptsächlich bei der römischen Republik der Fall gewesen sei; aber auch dies, meint er, habe seine Grenze, mit der Zeit müsse doch Sittenverderbniß einreißen, welche die Republik ihrem Untergange entgegenführe, und es sei nicht möglich einen Staat für die Ewigkeit zu gründen. Hier haben wir denn gleich ein recht treffendes Beispiel für den durchaus praktischen Standpunkt den Machiavelli allen Fragen gegenüber einnimmt, für sein immerwährendes Festhalten an der Erfahrung, was diesem Werke ebenso wie dem Fürsten so viel Lebenswahres und darum Ueberzeugendes giebt. Auch Macaulay in seiner geistvollen Abhandlung über Machiavelli (die mir jedoch nur in der Seemann'schen Uebersetzung zur Hand ist), hebt dies hervor, indem er sagt: „Es ist wirklich unmöglich einen gesundern und kräftigern Verstand zu denken, als den welcher aus diesem Wirken spricht. Die Eigenschaften des thätigen und betrachtenden Staatsmanns scheinen sich im Geiste des Verfassers zu einer seltenen und ausgesuchten Harmonie vereint zu haben.

Sein Geschick im Detail der Geschäfte war nicht auf Kosten seiner Fähigkeiten im Großen erlangt. Es hatte ihm den Geist nicht verengt, sondern nur dazu gedient seine Speculation zu verbessern und ihr jenen lebendigen und praktischen Charakter zu geben, der sie so weit von den blassen Theorien der meisten philosophischen Politiker unterscheidet. Jedermann der sich in der Welt umgesehen hat weiß daß Nichts so unnütz ist als eine allgemeine Maxime. Wenn sie sehr moralisch und wahr ist, kann sie als Vorschrift in einer Armenschule dienen. Ist sie, gleich denen Rochefoucauld's, funkelnd und wunderlich, so kann sie ein vortreffliches Motto für einen Aufsatz abgeben, aber wenige der vielen Sinnsprüche, die seit den sieben Weisen Griechenlands bis zum armen Richard ausgesprochen worden, haben wirklich keine einzige thörichte Handlung verhindert. Wir ertheilen Machiavelli's Vorschriften das höchste und seltenste Lob, wenn wir sagen daß sie oft wirklich praktisch zu gebrauchen sind, nicht so sehr weil sie an Richtigkeit und Tiefe die übertreffen die man aus andern Autoren sammeln kann, als weil sie bei den Problemen des wirklichen Lebens sich leichter anwenden lassen." Und weiterhin: „Nichts ist bei Machiavelli's politischen Abhandlungen merkwürdiger als die Rechtlichkeit des Geistes, die aus ihnen hervorgeht. Wo er Unrecht hat, strahlt sie fast eben so hell als wo er Recht hat. Nie stellt er eine falsche Ansicht auf, weil sie neu oder glänzend ist, weil er sie in eine glückliche Phrase kleiden oder durch einen geistreichen Trugschluß vertheidigen kann. Seine Irrthümer erklären sich einfach durch Bezugnahme auf die Verhältnisse in die er gestellt war. Sie wurden offenbar nicht gesucht; sie lagen in seinem Wege und ließen sich kaum vermeiden. In jeder Wissenschaft müssen nothwendigerweise die früheren Forscher in derartige Mißverständnisse fallen."

Leider aber sind es nicht nur Irrthümer die uns in diesem Buche unangenehm berühren, sondern vor Allem Fehler, moralische Fehler so bedenklicher Art daß sich die günstige Meinung in der wir es allenthalben stehen sehen schlecht damit zu vertragen scheint. Denn neben den vortrefflichsten Auseinandersetzungen, die den wärmsten Patriotismus, den reinsten Eifer für das öffentliche Wohl, die richtigsten Ansichten über die Pflichten und Rechte der Bürger bekunden, finden wir, wenn auch seltener, dieselben Grundsätze wieder welche im Fürsten ausgesprochen werden, die Vertheidigung von Verrath und Treubruch, die häufige Empfehlung des Meuchelmordes, die Geringschätzung des einzelnen Lebens, überhaupt die kälteste Gleichgültigkeit bei den entsetzlichsten Dingen. Wie dies im Fürsten, wie wir dort gezeigt haben, am Platze war und sogar einen besonderen Vorzug dieses Werkes bildete, so steht es hier mit der Gesinnung welche der ganzen Darstellung zu Grunde liegt in solchem Widerspruche, daß der Leser gar nicht weiß was er davon denken soll. „Der ganze Mensch" sagt Macaulay, „erscheint als ein Räthsel, eine groteske Sammlung unvereinbarer Eigenschaften, — Selbstsucht und Großmuth, Grausamkeit und Wohlwollen, List und Einfachheit, verworfne Gemeinheit und romantischer Heroismus. Ein Gedanke ist so daß ihn ein erfahrener Diplomat kaum in Zifferschrift seinem vertrautesten Spion als Richtschnur senden würde, der nächste scheint einem Aufsatze entnommen den ein feuriger Schulknabe über den Tod des Leonidas schreibt. Eine geschickte Treulosigkeit und eine patriotische Selbstaufopferung erlangen dieselbe Art und denselben Grad tiefer Bewunderung. Das moralische Gefühl des Autors

scheint zu gleicher Zeit krankhaft stumpf und krankhaft geschärft. Zwei durchaus unähnliche Charaktere sind in ihm vereinigt. Sie sind nicht nur verbunden, sie sind verwebt. Sie sind Kette und Einschlag seines Geistes; und ihre Mischung, gleich der der bunten Fäden changirter Seide, giebt dem ganzen Gewebe ein schillerndes, immer wechselndes Aussehen." Das Sonderbarste aber ist daß seine Zeitgenossen darin gar nichts Auffallendes und Anstößiges gefunden, vielmehr seine Werke wie seine Person sehr in Ehren gehalten und durchaus keine Einwendungen gegen seine Lehren erhoben haben. Macaulay, an den wir uns hier durchaus halten können, weil er unsern Staatsmann unter allen seinen Beurtheilern am tiefsten durchschaut hat, setzt nun sehr treffend auseinander daß die Fehler die uns an ihm verletzen überhaupt in dem Charakter der damaligen Italiener lagen, wie jede Zeit die ihrigen hat, die darum auch keinem Einzelnen zum besondern Vorwurfe gemacht werden können. Der letzte Grund davon war aber die Cultur, die im Vergleich zu dem übrigen Europa das ganze Mittelalter hindurch in Italien geherrscht und im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ueberall hatten sich die Städte, auch wo sie nicht zu Republiken erwuchsen, eine große Bedeutung zu erhalten gewußt und mit der Freiheit waren Handel und Macht, Wissenschaft und Geschmack, alle Bequemlichkeiten und alle Zierden des Lebens gekommen. Die Kreuzzüge brachten besonders den Republiken Zuwachs an Reichthum, Gebiet und Kenntniß; ihre Lage setzte sie in den Stand ebenso von der Barbarei des Westens wie von der Civilisation des Ostens Nutzen zu ziehen. Ihre Schiffe bedeckten jedes Meer, ihre Handelsniederlassungen erhoben sich auf jeder Küste; die Fabrikation blühte, Banken wurden errichtet. Mit dem zunehmenden Wohlstand hielt die geistige Cultur gleichen Schritt; Genie und Wissen wurden geehrt wie vielleicht zu keiner Zeit und bei keinem Volke wieder; Bücher und Alterthümer zu sammeln, Professorenstellen zu gründen, Gelehrte zu beschützen wurde unter den Großen fast allgemeine Sitte. Zu der Zeit wo Barbarei ganz Europa bedeckte, strahlten die herrlichen italienischen Städte von Palästen, Villen, Arsenalen, Museen und Bibliotheken, während Märkte und Magazine reichlich mit jedem Artikel des Bedürfnisses und des Luxus versorgt waren. Bei einer so allgemein verbreiteten Bildung konnte die kriegerische Tüchtigkeit natürlich nicht in gleichem Grade entwickelt sein, da bei hoher Blüthe der Cultur weder Zeit noch Neigung für die entsprechende Thätigkeit vorhanden zu sein pflegt; man verzichtete daher auf eigene Wehrhaftigkeit, und statt mit eigenen Truppen in's Feld zu rücken, bedienten sich Städte wie Fürsten gemietheter Soldaten, die einander wenig Schaden thaten und natürlich dem Reichsten den Ausschlag gaben. Dies hatte aber moralische Wirkungen eigenthümlicher Art. Während unter den rohen Nationen jenseits der Alpen Tapferkeit ein unumgängliches Erforderniß und Feigheit der schmählichste Vorwurf war, geschah bei den Italienern Alles durch Ueberlegenheit des Verstandes; sogar ihre Kriege erforderten mehr civile als militärische Eigenschaften. Während daher in andern Ländern Muth der Ehrenpunkt war, wurde in Italien Scharfsinn zum Ehrenpunkt. „Aus diesen Principien entwickelten sich durch ganz gleichartige Processe zwei entgegengesetzte Systeme in Mode stehender Moral. Im größeren Theile Europas waren die Laster welche besonders bei furchtsamen Gemüthern sich zeigen und welche die natürlichen Waffen der Schwäche sind, Betrug und Verstellungskunst, die schimpflichsten. Andrerseits behandelte man die Excesse

trotziger und kühner Geister mit Nachsicht, ja sogar mit Achtung. Die Italiener beurtheilten mit entsprechender Milde die Verbrechen, welche Selbstbeherrschung, Gewandtheit, schnelle Beobachtungsgabe, schöpferische Erfindungskraft und tiefe Menschenkenntniß erfordern." So wurden denn Furchtsamkeit und Geschmeidigkeit, Verschmitztheit und Gewissenlosigkeit Eigenschaften, welche neben Patriotismus und ehrenwerther Ruhmsucht den damaligen Italiener charakterisirten. Unmittelbar auf jene glänzendsten und glücklichsten Zeiten welche vielleicht die Geschichte kennt, auf das Zeitalter der Mediciäer, folgte nun bekanntlich eine Zeit des Elends und der Schmach wie sie größer kaum gedacht werden kann. Die Schönheit und Wehrlosigkeit des Landes hatte natürlich längst die mächtigen Nachbarn, die Spanier und die Franzosen, gelockt, und als nach dem Tode Lorenzo's die kleinen Staaten aus denen es bestand in Uneinigkeit mit einander geriethen, säumten sie nicht die erste Gelegenheit zu benutzen, um über dieselben herzufallen und die ganze Halbinsel mit Mord, Brand, Schmach, Plünderung und Verwüstung zu erfüllen. Nun blieb den kleinen Staaten, die so gewaltigen Gegnern mit Waffenmacht natürlich keinen Widerstand leisten konnten, Nichts übrig als sich ihrer geistigen Waffen zu bedienen und all die Mittel anzuwenden welche ihre Moralitätsbegriffe ihnen erlaubten; List und Trug mußten an die Stelle der mangelnden Kraft treten, mit Falschheit und Hinterlist, Verstecktheit und Heuchelei mußte man der Mordsucht und Raubgier der übermüthigen Feinde die Spitze zu bieten suchen. So mußten sich denn bei denen welchen damals das Schicksal dieser Staaten anvertraut war die Fehler welche im Charakter der Nation lagen ganz unvermeidlich zu voller Größe entwickeln, und mußte sich ein System der Staatskunst ausbilden wie es uns in den vorliegenden Büchern oft so verletzend, ja empörend entgegentritt.

Wenn man nun dafür den Machiavelli persönlich verantwortlich macht und allen Zorn und Haß, den eine andre Zeit und andre Anschauungsweise solchen Grundsätzen allerdings angedeihen lassen muß, ausschließlich auf sein Haupt ausschüttet, so ist es kaum möglich Jemandem größeres Unrecht zu thun als damit dem Florentinischen Secretär noch fortwährend geschieht. Einmal war dies, wie gesagt, überhaupt damalige Staatskunst und im Nationalcharakter und in den Zeitverhältnissen begründet; wer Diplomat sein wollte, konnte sich davon nicht ausschließen, sondern mußte seinen Gegner darin zu übertreffen suchen, und es ist ungerecht einem Einzelnen einen Vorwurf aus Dingen zu machen zu denen er durch die Verhältnisse gezwungen war und die mit demselben Rechte jedem seiner Zeitgenossen vorgeworfen werden können, wenn sie auch nicht jeder so klar und scharf ausgesprochen hat. Dann aber haben, wie Macaulay anführt, solche allgemein verbreitete und von der öffentlichen Meinung gutgeheißene Fehler nicht die verderbliche Wirkung für den Charakter überhaupt, wie die welche die öffentliche Meinung verdammt; während diese einen Schandfleck für den Einzelnen bilden und seinen sittlichen Werth überhaupt vernichten, ist durch jene keine allgemeine Verderbtheit des Charakters bedingt, sind vielmehr große und gute Eigenschaften sehr wohl damit verträglich. „Jedes Zeitalter und jede Nation hat gewisse charakteristische Laster, die fast allgemein herrschen, die kaum Jemand ableugnet und die selbst strenge Moralisten nur schwach tadeln. Spätere Geschlechter wechseln die Mode ihrer Moral, wie ihre Hüte und Kutschen, nehmen

irgend eine andere Schlechtigkeit in Schutz und wundern sich über die Verderbtheit ihrer Vorfahren." Nehme sich doch dieses Wort Macaulay's recht sehr zu Herzen wer in unsrer Zeit Machiavelli tadelt! Dieselben Italiener jener Zeit, die sich für das Interesse des Staates in List und Trug aller Art überboten, waren als Regierende gerecht und wohlwollend, im Privatleben sanft und menschlich, redliche und treue Freunde, empfänglich für das in Natur und Moral Erhabene wie für das Schöne im Leben und in der Kunst. Was sie zu Staatszwecken für erlaubt und nöthig hielten, übte keinen Einfluß auf ihre Gesinnung überhaupt, und wir haben kein Recht sie darum moralisch zu verurtheilen, weil unsre Ansichten darüber andere sind. Sich zu diesem Zweck aber aus allen Zeitgenossen gerade den Machiavelli herauszugreifen, ist ein um so größeres Unrecht darum weil gerade Machiavelli es ist, welcher jene Fehler durch so viele Vorzüge des Herzens aufwiegt, wie wohl kaum ein anderer Staatsmann jener von ihm selbst als verderbt bezeichneten Zeit. Er war ein durchaus ehrenwerther und biederer Charakter, voll Anhänglichkeit an seine Freunde, voll Leutseligkeit und Wohlwollen, wie selbst seine Gegner zugestehen. Von seiner unzweifelhaften Herzensgüte zeugt eine Stelle in einem Briefe von ihm, wo er sagt: „Es ist schwer seine Natur zu ändern. Mir wäre es unmöglich Jemandem ein Leides zu thun, möchte daraus entstehen was wollte." Er war ferner in öffentlichen Angelegenheiten, abgesehen von seiner geistigen Begabung und seinem unermüdlichen Eifer, den man ihm nie streitig gemacht hat, von einer Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, die selbst in weniger verderbten Zeiten des höchsten Lobes würdig sein würde. Bei den unzähligen Geschäften, die er vierzehn Jahre hindurch im Namen der Republik sowohl im Innern als besonders mit auswärtigen Mächten zu führen gehabt, hat er keine der vielen Gelegenheiten benutzt sich zu bereichern, vielmehr sein geringes Vermögen dabei zum Opfer gebracht, so daß er bei der Enthebung von seinem Amte geradezu dem Mangel preisgegeben war. „An meiner Treue", sagt er an einer schon angeführten Briefstelle, „brauchte man nicht zu zweifeln, da ich, der ich immer Treue bewahrt habe, sie jetzt nicht brechen lernen darf; und wer dreiundvierzig Jahre, die ich zähle, treu und rechtschaffen gewesen, muß seine Natur nicht ändern können, und von meiner Treue und Rechtschaffenheit ist meine Armuth der Beweis." Er hat also während der ganzen Zeit seiner reichen öffentlichen Wirksamkeit die eifrigste und redlichste Hingabe an seine Vaterstadt bewiesen, ohne davon irgend welchen Gewinn zu haben, und — worauf es hier hauptsächlich ankommt — denselben Patriotismus, denselben Eifer für das Wohl des Vaterlandes bethätigt er nach seiner Absetzung durch seine Schriften. Die ganzen Erörterungen welche hier vorliegen hatten keinen anderen Zweck als seinen Mitbürgern den Weg zu zeigen, wie Italien aus der tiefen Schmach in die es durch seine Schuld gefallen durch eigene Kraft sich wieder emporarbeiten könne. Dieser Zweck und dieser Wunsch spricht sich allenthalben mit solcher Aufrichtigkeit und Wärme aus, daß dies doch wohl seine Tadler versöhnen und ihn vor der Schmach bewahren müßte welcher sein Name anheimgefallen ist. Kann man es denn einem Patrioten so sehr verdenken, wenn ihm, wo es sich um Freiheit und Vaterland handelt, jedes Mittel recht ist? Er will aber keineswegs wesentlich unmoralische Mittel, die doch auch nicht zum Ziele führen würden. Als das vornehmste und unumgänglichste Erforderniß erkennt er mit sehr richtigem Blicke die Abschaffung des Miethsheerwesens

und die Bildung einer nationalen Armee nach römischem Muster. Wie dies auszuführen, hat er nicht nur in einem besonderen Werke, den sieben Büchern von der Kriegskunst, ausführlich entwickelt, sondern er hatte sogar, als er noch im Amte war, selbst Hand angelegt und in Florenz eine Miliz nach seinem Plane geschaffen. Die Auseinandersetzung und Empfehlung des römischen Kriegswesens, welches allerdings den Erfolg für sich hatte, nimmt einen bedeutenden Theil auch unserer Erörterungen ein. Aber nicht bloß das Kriegswesen der Römer wollte er nachgeahmt wissen, sondern auch ihre bürgerlichen Einrichtungen, und nicht nur die äußeren Einrichtungen wollte er zurückrufen, sondern auch den römischen Geist, die römische Kraft und Tugend. Und hier kommen wir zu seinen Irrthümern, die mit seinen Fehlern so wunderlich gemischt sind. Sehr richtig erblickt er die Grundursache des Verfalls in den Italien gerathen war, die letzte Quelle all seines Elends darin daß der römische Geist, die römische virtus aus ihm verschwunden war; aber eine schwere Täuschung war es, wenn er durch Wiedererweckung der alten Institutionen auch den altrömischen Geist wieder anfachen zu können glaubte. Darauf aber zielen alle seine Gedanken ab, darum hält er seinen Landsleuten all die Beispiele vor in denen sich die Energie des römischen Volkes, sein eiserner Wille, die Kraftentwickelung zu großen Zwecken, die Unbeugsamkeit im Unglück, die Opferfreudigkeit des Einzelnen wo es das Wohl des Ganzen galt, kurz all die Eigenschaften welche Rom groß gemacht haben recht stark aussprechen. „Er spricht," sagt Macaulay," wie Einer der müde ist der kläglichen Zeiten und des erbärmlichen Volkes unter das sein Loos fiel. Er dürstet nach der Kraft und dem Glanz des alten Rom, nach Brutus' Fasces und Scipio's Schwert, dem Ernst des curulischen Stuhls und dem blutigen Pomp des Opfers beim Triumphzug. Er scheint in die Tage zurückversetzt, als achtmalhunderttausend italischer Krieger zu den Waffen griffen beim Gerücht eines gallischen Einfalls. Er athmet den ganzen Geist jener unerschrockenen und stolzen Patricier, die alle Bande der Natur über den Ansprüchen des Staats vergaßen, die mit Verachtung auf Pyrrhus' Elephanten und sein Gold blickten und die Schreckensbotschaft von Cannä mit gleichmüthiger Ruhe vernahmen." Indem er nun glaubt daß sich dies alles wieder zurückrufen und von einem Volke dem andern einfach nachthun lasse, und gar keine Ahnung davon hat daß eben das Volk ein andres geworden und jene Zeiten unwiederbringlich dahin waren, erscheint der sonst so nüchterne und praktische Mann zugleich als ein Idealist, ein politischer Schwärmer, so wie der von der Verderbtheit seiner Zeit nicht frei gebliebene Mensch zugleich als ein weit edlerer und reinerer Charakter, der die Erbärmlichkeit seiner Mitmenschen tief empfindet und sie wieder zu großen und hohen Thaten entflammen möchte. Und dieser Einzige oder fast Einzige ist es gerade gewesen, auf den die Nachwelt alle Flüche gehäuft hat die die Sünden der Uebrigen wenigstens gewiß mehr als die seinigen verdienten!

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun, daß die Erörterungen über Livius mit dem Buche vom Fürsten im vollkommensten Einklange stehen und Ein Geist es ist der beide erfüllt, nur daß er dasselbe Ziel was er hier erstrebt dort mit andern Mitteln zu erreichen sucht. Sein klarer Verstand mag ihm wohl gesagt haben daß sein Plan,' Italien solle sich aus eigener Kraft wieder erheben, ein Plan den er in den Büchern von der Kriegskunst aus-

führlicher entwickelt, ein Utopien sei, und so sucht er sich denn im Fürsten einen Mann aus, den er für geeignet hält durch seine Kraft Italien zu regeneriren, und lehrt ihn wie er sich in solchen verderbten Zeiten auf dem Throne behaupten und die Kräfte des Landes vereinigen könne, um ihm seine Freiheit wiederzugeben. Aber auch dieser Fürst ging auf seine Pläne nicht ein, Machiavelli vermochte den Untergang seines Vaterlandes nicht aufzuhalten und konnte nur in seinen Schriften der Nachwelt ein Zeugniß hinterlassen daß er die Schmach und Verderbtheit seiner Zeit erkannt und redlich und eifrig mit allen Mitteln welche einem einzelnen Bürger zu Gebote stehen bemüht gewesen ist ein einiges, freies und starkes Vaterland wiederherzustellen.

Der Uebersetzer.

Niccolo Machiavelli

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai seinen Gruß.

Ich sende Euch ein Geschenk das, wenn es schon den Verpflichtungen nicht entspricht die ich gegen Euch habe, doch ohne Zweifel das größte ist welches Euch Niccolo Machiavelli senden konnte. Denn ich habe darin Alles ausgesprochen was ich weiß und was ich durch reiche Erfahrung und fortdauerndes Lesen der Weltangelegenheiten mir zu eigen gemacht habe, und da weder Ihr noch ein Anderer mehr von mir verlangen könnt, dürft Ihr Euch nicht beklagen, wenn ich Euch nicht mehr gegeben habe. Freilich kann die Armuth meines Geistes Euch schmerzen, wofern diese meine Darstellungen armselig sind, so wie die Trüglichkeit meines Urtheils, wenn ich an vielen Stellen meiner Erörterungen mich täusche; aber wenn dies der Fall ist, so weiß ich nicht wer von uns dem Andern weniger verpflichtet zu sein braucht, ich Euch die Ihr mich zu schreiben gezwungen habt was ich aus eigenem Antriebe niemals geschrieben hätte, oder Ihr mir, wofern ich durch mein Schreiben keine Befriedigung erweckt habe. So nehmt dies denn in der Weise hin wie man Alles von Freunden nimmt, wobei man immer mehr die Absicht des Sendenden in Betracht zieht als die Beschaffenheit dessen was gesandt wird. Und Ihr mögt glauben daß ich eine gewisse Befriedigung dabei fühle, wenn ich denke daß, sollte ich mich auch dabei in vielen Beziehungen getäuscht haben, in dieser allein ich keinen Irrthum begangen zu haben mir bewußt bin, daß ich Euch auserwählt habe um an Euch vor allen Andern diese meine Erörterungen zu richten; sowohl weil ich, indem ich dies thue, einige Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten bewiesen zu haben meine, als auch weil ich glaube von dem gewöhnlichen Verfahren der Schreibenden abgewichen zu sein, die ihre Werke immer an

irgend einen Fürsten zu richten pflegen, und von Ehrgeiz und Habsucht verblendet diesen wegen aller vorzüglichen Eigenschaften preisen, während sie ihn wegen jeder Schändlichkeit tadeln sollten. Daher habe ich, um nicht in diesen Fehler zu verfallen, nicht die ausgewählt welche Fürsten sind, sondern die welche durch ihre unzähligen Vorzüge es zu sein verdienten; nicht die welche mich mit Stellen, Ehren und Reichthümern überhäufen könnten, sondern die welche, ohne es zu können, es thun möchten. Deshalb müssen die Menschen, wenn sie recht richten wollen, diejenigen schätzen welche freigebig sind, nicht die welche es sein können, und so diejenigen welche ein Reich zu beherrschen verstehen, nicht die welche, ohne es zu verstehen, es dürfen; und die Schriftsteller loben den Syrakuser Hiero mehr, während er Privatmann war, als den Macedonier Perseus, während er König war, weil dem Hiero um Fürst zu sein nichts Anderes als das Fürstenthum fehlte, Jener aber von einem Könige Nichts hatte als das Königreich. So genießt denn das Gute oder das Schlimme das Ihr selbst gewollt habt, und wenn Ihr bei dem Fehler beharrt daß diese meine Meinungen Euch angenehm sind, so werde ich nicht verfehlen den übrigen Theil der Geschichte zu verfolgen, wie ich Euch im Anfange versprochen habe. Lebt wohl.

Niccolo Machiavelli's Erörterungen

über die erste Dekade des Titus Livius

an

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai.

Erstes Buch.

Obschon wegen der neidischen Natur der Menschen das Auffinden neuer Weisen und Einrichtungen stets eben so gefährlich gewesen ist wie das Aufsuchen unbekannter Meere und Länder, weil Jene geneigter sind die Handlungen Anderer zu tadeln als sie zu loben, so habe ich nichtsdestoweniger, angespornt von dem natürlichen Verlangen, das immer in mir gewesen, ohne irgend welche Rücksicht das auszuführen wovon ich glaubte daß es gemeinsamen Vortheil für Alle brächte, einen Weg einzuschlagen beschlossen, der als ein bis jetzt noch von Niemandem betretener, wenn er mir Noth und Anstrengung verursachen wird, mir wohl auch einen Lohn eintragen könnte vermittelst derer die nachsichtig diese meine Bemühungen betrachteten. Und sollten die Armuth des Geistes, die geringe Erfahrung in der Gegenwart, die schwache Kenntniß der Vergangenheit dies mein Unterfangen mangelhaft und wenig nutzbringend machen, so werden sie wenigstens einem Andern den Weg angeben, der mit mehr Thatkraft, mehr Ueberlegung und Urtheil dieser meiner Absicht wird zu genügen vermögen, was, wenn es mir schon kein Lob einbringen wird, mir doch auch keinen Tadel bereiten sollte. Und wenn ich bedenke, wie viel Ehre man dem Alterthum erweist und wie oft man, vieler anderen Beispiele zu geschweigen, ein Bruchstück einer alten Bildsäule um hohen Preis kauft, um es in seiner Nähe zu haben, sein Haus damit zu schmücken, es von denen nachahmen lassen zu können die an dieser Kunst Vergnügen finden, und wie diese dann mit allem Fleiße in jedem ihrer Werke es darzustellen sich bestreben; und sehe ich dann von der andern Seite die heldenmüthigsten Unternehmungen die die Geschichte uns aufweist, die ausgeführt sind von alten Königreichen und Republiken, von Königen, Feldherren, Bürgern, Gesetzgebern und Andern die sich für ihr Vaterland bemüht, viel eher bewundert als nachgeahmt, ja so sehr von Jedem allent-

halben geflohen, daß uns von jener alten Tugend keine Spur mehr geblieben ist: so kann ich nicht umhin mich zu gleicher Zeit zu verwundern und zu betrüben, und dies um so mehr, je mehr ich sehe wie man bei den Zwistigkeiten, die unter den Bürgern in der Gesellschaft entstehen, oder den Krankheiten, welche die Menschen sich zuziehen, immer auf jene Urtheilssprüche oder jene Heilmittel zurückgeht die von den Alten gefällt oder verordnet worden sind. Denn die bürgerlichen Gesetze sind nichts Andres als von den alten Rechtsgelehrten gefällte Sprüche, die in Ordnung gebracht unsre jetzigen Rechtsgelehrten Recht sprechen lehren; und auch die Medicin ist nichts Andres als von den alten Aerzten gemachte Erfahrung, auf welche die jetzigen Aerzte ihre Urtheile gründen. Trotzdem findet sich bei der Einrichtung der Republiken, der Erhaltung der Staaten, der Regierung der Königreiche, der Anordnung des Heerwesens und Führung des Krieges, beim Rechtsprechen über die Unterthanen, bei der Erweiterung der Herrschaft weder ein Fürst noch ein Freistaat, weder ein Feldherr noch ein Bürger der auf die Beispiele der Alten zurückginge. Es rührt dies, wie ich mir einbilde, nicht so sehr von der Schwäche her zu welcher die jetzige Erziehung die Welt geführt, oder von dem Uebel das ein ehrgeiziger Müßiggang vielen christlichen Provinzen und Städten zugefügt, als davon daß man keine wahre Kenntniß der Geschichte besitzt, weil man nicht, wenn man sie liest, den Sinn aus ihr zieht, nicht den Geschmack von ihr kostet, den sie in sich schließt. Daher kommt es daß unzählige Leser Vergnügen daran finden jene Mannigfaltigkeit von Ereignissen die in ihr enthalten ist zu vernehmen, ohne doch daran zu denken sie nachzuahmen, indem sie die Nachahmung nicht allein für schwierig, sondern für unmöglich halten; als ob der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschen in Bewegung, Ordnung und Vermögen verschieden geworden wären von dem was sie im Alterthum waren. Indem ich nun die Menschen aus diesem Irrthum ziehen will, habe ich für nöthig erachtet über alle Bücher des Titus Livius die uns durch die Mißgunst der Zeit nicht entzogen sind zu schreiben was ich den alten und neuen Begebenheiten gemäß zum besseren Verständniß derselben für nöthig halten werde, damit die welche diese meine Erörterungen lesen den Nutzen daraus ziehen können um dessen willen man sich um die Kenntniß der Geschichte bemühen soll. Und obwohl dieses Unternehmen schwierig ist, denke ich gleichwohl mit Hülfe derer die mich ermuthigt haben diese Last auf mich zu nehmen dieselbe dergestalt zu tragen, daß einem Andern nur ein kurzer Weg übrig bleiben wird sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

Erstes Kapitel.

Welches im Allgemeinen der Ursprung einer jeden Stadt, und welches der Roms war.

Die welche lesen, welches der Ursprung der Stadt Rom und von welchen Gesetzgebern und wie er geordnet war, werden sich nicht wundern daß sich so große Tugend mehrere Jahrhunderte hindurch in dieser Stadt er-

halten, und daß in der Folge das Reich daraus entstanden zu dem dieses Gemeinwesen gediehen ist. Und indem ich zuerst seine Entstehung erörtern will, sage ich: daß alle Städte entweder von den Eingebornen des Ortes wo sie erbaut werden, oder von Fremden erbaut sind. Der erste Fall tritt ein, wenn die in viele und kleine Theile zerstreuten Bewohner nicht sicher zu leben glauben, da nicht jeder für sich, sowohl wegen der örtlichen Lage als wegen der geringen Anzahl, dem Ueberfall eines Angreifenden widerstehen kann, und sich zu ihrer Vertheidigung zu vereinigen, wenn der Feind kommt, die Zeit fehlt; oder wenn sie da wäre, sie viele ihrer Wohnungen leer stehen lassen müßten und so eine schnelle Beute ihrer Feinde werden würden; so daß sie um diesen Gefahren zu entgehen, entweder durch sich selbst bewogen oder durch Einen der höheres Ansehn unter ihnen besitzt, zusammentreten um gemeinschaftlich an einem von ihnen erwählten Orte zu wohnen, der der bequemste zum Leben und am leichtesten zu vertheidigen ist. Zu diesen haben unter vielen andern Athen und Venedig gehört. Das Erstere wurde unter der Obhut des Theseus aus ähnlichen Gründen von den zerstreuten Bewohnern erbaut. Bei dem Andern fingen, nachdem sich viele Völkerschaften auf gewisse Inseln an der Spitze des adriatischen Meeres zurückgezogen hatten, um den Kriegen zu entgehen die jeden Tag durch die Ankunft neuer Barbaren nach dem Verfall des römischen Reichs in Italien ausbrachen, diese unter sich, ohne einen besonderen Fürsten der sie in Ordnung hielte, an unter den Gesetzen zu leben die ihnen am geeignetsten schienen sie zu erhalten. Dies hatte glücklichen Erfolg wegen der langen Muße die die örtliche Lage ihnen gab, da das Meer keinen Zugang, und die Völker die Italien bedrängten, keine Fahrzeuge hatten um sie zu beunruhigen; so daß ein ganz kleiner Anfang sie zu der Größe gelangen lassen konnte in welcher sie jetzt dastehen. Der zweite Fall, wo von fremden Völkerschaften eine Stadt erbaut wird, tritt entweder bei freien Menschen ein oder bei solchen die von andern abhängen: der Art sind die Colonien, die entweder von einer Republik oder von einem Fürsten ausgesandt werden um ihre Länder von Bewohnern zu entlasten, oder zur Vertheidigung des Landes, das sie als neu erobertes sicher und ohne Kosten sich erhalten wollen, von welcher Art Städten das römische Volk viele und in allen Theilen seines Reiches erbaute; oder sie sind von einem Fürsten erbaut, nicht um darin zu wohnen, sondern zu seinem Ruhme, wie die Stadt Alexandria von Alexander. Und da diese Städte keinen freien Ursprung haben, so begegnet es selten daß sie große Fortschritte machen und zu den Häuptern der Reiche gezählt werden können. Diesen ähnlich war die Erbauung von Florenz, da es, mag es nun von Sulla's Soldaten erbaut sein, oder vielleicht von den Bewohnern der Berge von Fiesole, die im Vertrauen auf den langen Frieden der unter Octavian in der Welt eintrat sich in der Ebene am Arno zu wohnen entschlossen, doch unter der römischen Herrschaft erbaut wurde und in seinem Beginn keines andern Zuwachses theilhaftig werden konnte als den ihm die Gefälligkeit des Fürsten gestattete. Frei sind die Erbauer der Städte, wenn etwelche Völker, entweder unter einen Fürsten oder für sich, durch Krankheit oder Hungersnoth oder Krieg gezwungen sind ihr Vaterland zu verlassen und sich einen neuen Wohnsitz zu suchen: solche bewohnen dann entweder die Städte die sie in den eroberten Ländern finden, wie Moses that, oder erbauen deren neu, wie Aeneas. Hier ist der Fall wo man die Größe des Erbauers und das Glück des Erbauten erkennt, welches mehr oder weniger wunderbar ist, jenachdem

scheint zu gleicher Zeit krankhaft stumpf und krankhaft geschärft. Zwei durchaus unähnliche Charaktere sind in ihm vereinigt. Sie sind nicht nur verbunden, sie sind verwebt. Sie sind Kette und Einschlag seines Geistes; und ihre Mischung, gleich der der bunten Fäden changirter Seide, giebt dem ganzen Gewebe ein schillerndes, immer wechselndes Aussehen." Das Sonderbarste aber ist daß seine Zeitgenossen darin gar nichts Auffallendes und Anstößiges gefunden, vielmehr seine Werke wie seine Person sehr in Ehren gehalten und durchaus keine Einwendungen gegen seine Lehren erhoben haben. Macaulay, an den wir uns hier durchaus halten können, weil er unsern Staatsmann unter allen seinen Beurtheilern am tiefsten durchschaut hat, setzt nun sehr treffend auseinander daß die Fehler die uns an ihm verletzen überhaupt in dem Charakter der damaligen Italiener lagen, wie jede Zeit die ihrigen hat, die darum auch keinem Einzelnen zum besondern Vorwurfe gemacht werden können. Der letzte Grund davon war aber die Cultur, die im Vergleich zu dem übrigen Europa das ganze Mittelalter hindurch in Italien geherrscht und im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ueberall hatten sich die Städte, auch wo sie nicht zu Republiken erwuchsen, eine große Bedeutung zu erhalten gewußt und mit der Freiheit waren Handel und Macht, Wissenschaft und Geschmack, alle Bequemlichkeiten und alle Zierden des Lebens gekommen. Die Kreuzzüge brachten besonders den Republiken Zuwachs an Reichthum, Gebiet und Kenntniß; ihre Lage setzte sie in den Stand ebenso von der Barbarei des Westens wie von der Civilisation des Ostens Nutzen zu ziehen. Ihre Schiffe bedeckten jedes Meer, ihre Handelsniederlassungen erhoben sich auf jeder Küste; die Fabrikation blühte, Banken wurden errichtet. Mit dem zunehmenden Wohlstand hielt die geistige Cultur gleichen Schritt; Genie und Wissen wurden geehrt wie vielleicht zu keiner Zeit und bei keinem Volke wieder; Bücher und Alterthümer zu sammeln, Professorenstellen zu gründen, Gelehrte zu beschützen wurde unter den Großen fast allgemeine Sitte. Zu der Zeit wo Barbarei ganz Europa bedeckte, strahlten die herrlichen italienischen Städte von Palästen, Villen, Arsenalen, Museen und Bibliotheken, während Märkte und Magazine reichlich mit jedem Artikel des Bedürfnisses und des Luxus versorgt waren. Bei einer so allgemein verbreiteten Bildung konnte die kriegerische Tüchtigkeit natürlich nicht in gleichem Grade entwickelt sein, da bei hoher Blüthe der Cultur weder Zeit noch Neigung für die entsprechende Thätigkeit vorhanden zu sein pflegt; man verzichtete daher auf eigene Wehrhaftigkeit, und statt mit eigenen Truppen in's Feld zu rücken, bedienten sich Städte wie Fürsten gemietheter Soldaten, die einander wenig Schaden thaten und natürlich dem Reichsten den Ausschlag gaben. Dies hatte aber moralische Wirkungen eigenthümlicher Art. Während unter den rohen Nationen jenseits der Alpen Tapferkeit ein unumgängliches Erforderniß und Feigheit der schmählichste Vorwurf war, geschah bei den Italienern Alles durch Ueberlegenheit des Verstandes; sogar ihre Kriege erforderten mehr civile als militärische Eigenschaften. Während daher in andern Ländern Muth der Ehrenpunkt war, wurde in Italien Scharfsinn zum Ehrenpunkt. „Aus diesen Principien entwickelten sich durch ganz gleichartige Processe zwei entgegengesetzte Systeme in Mode stehender Moral. Im größeren Theile Europas waren die Laster welche besonders bei furchtsamen Gemüthern sich zeigen und welche die natürlichen Waffen der Schwäche sind, Betrug und Verstellungskunst, die schimpflichsten. Andrerseits behandelte man die Excesse

trotziger und kühner Geister mit Nachsicht, ja sogar mit Achtung. Die Italiener beurtheilten mit entsprechender Milde die Verbrechen, welche Selbstbeherrschung, Gewandtheit, schnelle Beobachtungsgabe, schöpferische Erfindungskraft und tiefe Menschenkenntniß erfordern.“ So wurden denn Furchtsamkeit und Geschmeidigkeit, Verschmitztheit und Gewissenlosigkeit Eigenschaften, welche neben Patriotismus und ehrenwerther Ruhmsucht den damaligen Italiener charakterisirten. Unmittelbar auf jene glänzendsten und glücklichsten Zeiten welche vielleicht die Geschichte kennt, auf das Zeitalter der Medicäer, folgte nun bekanntlich eine Zeit des Elends und der Schmach wie sie größer kaum gedacht werden kann. Die Schönheit und Wehrlosigkeit des Landes hatte natürlich längst die mächtigen Nachbarn, die Spanier und die Franzosen, gelockt, und als nach dem Tode Lorenzo's die kleinen Staaten aus denen es bestand in Uneinigkeit mit einander geriethen, säumten sie nicht die erste Gelegenheit zu benutzen, um über dieselben herzufallen und die ganze Halbinsel mit Mord, Brand, Schmach, Plünderung und Verwüstung zu erfüllen. Nun blieb den kleinen Staaten, die so gewaltigen Gegnern mit Waffenmacht natürlich keinen Widerstand leisten konnten, Nichts übrig als sich ihrer geistigen Waffen zu bedienen und all die Mittel anzuwenden welche ihre Moralitätsbegriffe ihnen erlaubten; List und Trug mußten an die Stelle der mangelnden Kraft treten, mit Falschheit und Hinterlist, Verstecktheit und Heuchelei mußte man der Mordsucht und Raubgier der übermüthigen Feinde die Spitze zu bieten suchen. So mußten sich denn bei denen welchen damals das Schicksal dieser Staaten anvertraut war die Fehler welche im Charakter der Nation lagen ganz unvermeidlich zu voller Größe entwickeln, und mußte sich ein System der Staatskunst ausbilden wie es uns in den vorliegenden Büchern oft so verletzend, ja empörend entgegentritt.

Wenn man nun dafür den Machiavelli persönlich verantwortlich macht und allen Zorn und Haß, den eine andre Zeit und andre Anschauungsweise solchen Grundsätzen allerdings angedeihen lassen muß, ausschließlich auf sein Haupt ausschüttet, so ist es kaum möglich Jemandem größeres Unrecht zu thun als damit dem Florentinischen Secretär noch fortwährend geschieht. Einmal war dies, wie gesagt, überhaupt damalige Staatskunst und im Nationalcharakter und in den Zeitverhältnissen begründet; wer Diplomat sein wollte, konnte sich davon nicht ausschließen, sondern mußte seinen Gegner darin zu übertreffen suchen, und es ist ungerecht einem Einzelnen einen Vorwurf aus Dingen zu machen zu denen er durch die Verhältnisse gezwungen war und die mit demselben Rechte jedem seiner Zeitgenossen vorgeworfen werden können, wenn sie auch nicht jeder so klar und scharf ausgesprochen hat. Dann aber haben, wie Macaulay anführt, solche allgemein verbreitete und von der öffentlichen Meinung gutgeheißene Fehler nicht die verderbliche Wirkung für den Charakter überhaupt, wie die welche die öffentliche Meinung verdammt; während diese einen Schandfleck für den Einzelnen bilden und seinen sittlichen Werth überhaupt vernichten, ist durch jene keine allgemeine Verderbtheit des Charakters bedingt, sind vielmehr große und gute Eigenschaften sehr wohl damit verträglich. „Jedes Zeitalter und jede Nation hat gewisse charakteristische Laster, die fast allgemein herrschen, die kaum Jemand ableugnet und die selbst strenge Moralisten nur schwach tadeln. Spätere Geschlechter wechseln die Mode ihrer Moral, wie ihre Hüte und Kutschen, nehmen

irgend eine andere Schlechtigkeit in Schutz und wundern sich über die Verderbtheit ihrer Vorfahren." Nehme sich doch dieses Wort Macaulay's recht sehr zu Herzen wer in unsrer Zeit Machiavelli tadelt! Dieselben Italiener jener Zeit, die sich für das Interesse des Staates in List und Trug aller Art überboten, waren als Regierende gerecht und wohlwollend, im Privatleben sanft und menschlich, redliche und treue Freunde, empfänglich für das in Natur und Moral Erhabene wie für das Schöne im Leben und in der Kunst. Was sie zu Staatszwecken für erlaubt und nöthig hielten, übte keinen Einfluß auf ihre Gesinnung überhaupt, und wir haben kein Recht sie darum moralisch zu verurtheilen, weil unsre Ansichten darüber andere sind. Sich zu diesem Zweck aber aus allen Zeitgenossen gerade den Machiavelli herauszugreifen, ist ein um so größeres Unrecht darum weil gerade Machiavelli es ist, welcher jene Fehler durch so viele Vorzüge des Herzens aufwiegt, wie wohl kaum ein anderer Staatsmann jener von ihm selbst als verderbt bezeichneten Zeit. Er war ein durchaus ehrenwerther und biederer Charakter, voll Anhänglichkeit an seine Freunde, voll Leutseligkeit und Wohlwollen, wie selbst seine Gegner zugestehen. Von seiner unzweifelhaften Herzensgüte zeugt eine Stelle in einem Briefe von ihm, wo er sagt: „Es ist schwer seine Natur zu ändern. Mir wäre es unmöglich Jemandem ein Leides zu thun, möchte daraus entstehen was wollte." Er war ferner in öffentlichen Angelegenheiten, abgesehen von seiner geistigen Begabung und seinem unermüdlichen Eifer, den man ihm nie streitig gemacht hat, von einer Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, die selbst in weniger verderbten Zeiten des höchsten Lobes würdig sein würde. Bei den unzähligen Geschäften, die er vierzehn Jahre hindurch im Namen der Republik sowohl im Innern als besonders mit auswärtigen Mächten zu führen gehabt, hat er keine der vielen Gelegenheiten benutzt sich zu bereichern, vielmehr sein geringes Vermögen dabei zum Opfer gebracht, so daß er bei der Enthebung von seinem Amte geradezu dem Mangel preisgegeben war. „An meiner Treue", sagt er an einer schon angeführten Briefstelle, „brauchte man nicht zu zweifeln, da ich, der ich immer Treue bewahrt habe, sie jetzt nicht brechen lernen darf; und wer dreiundvierzig Jahre, die ich zähle, treu und rechtschaffen gewesen, muß seine Natur nicht ändern können, und von meiner Treue und Rechtschaffenheit ist meine Armuth der Beweis." Er hat also während der ganzen Zeit seiner reichen öffentlichen Wirksamkeit die eifrigste und redlichste Hingabe an seine Vaterstadt bewiesen, ohne davon irgend welchen Gewinn zu haben, und — worauf es hier hauptsächlich ankommt — denselben Patriotismus, denselben Eifer für das Wohl des Vaterlandes bethätigt er nach seiner Absetzung durch seine Schriften. Die ganzen Erörterungen welche hier vorliegen hatten keinen anderen Zweck als seinen Mitbürgern den Weg zu zeigen, wie Italien aus der tiefen Schmach in die es durch seine Schuld gefallen durch eigene Kraft sich wieder emporarbeiten könne. Dieser Zweck und dieser Wunsch spricht sich allenthalben mit solcher Aufrichtigkeit und Wärme aus, daß dies doch wohl seine Tadler versöhnen und ihn vor der Schmach bewahren müßte welcher sein Name anheimgefallen ist. Kann man es denn einem Patrioten so sehr verdenken, wenn ihm, wo es sich um Freiheit und Vaterland handelt, jedes Mittel recht ist? Er will aber keineswegs wesentlich unmoralische Mittel, die doch auch nicht zum Ziele führen würden. Als das vornehmste und unumgänglichste Erforderniß erkennt er mit sehr richtigem Blicke die Abschaffung des Miethsheerwesens

und die Bildung einer nationalen Armee nach römischem Muster. Wie dies auszuführen, hat er nicht nur in einem besonderen Werke, den sieben Büchern von der Kriegskunst, ausführlich entwickelt, sondern er hatte sogar, als er noch im Amte war, selbst Hand angelegt und in Florenz eine Miliz nach seinem Plane geschaffen. Die Auseinandersetzung und Empfehlung des römischen Kriegswesens, welches allerdings den Erfolg für sich hatte, nimmt einen bedeutenden Theil auch unserer Erörterungen ein. Aber nicht bloß das Kriegswesen der Römer wollte er nachgeahmt wissen, sondern auch ihre bürgerlichen Einrichtungen, und nicht nur die äußeren Einrichtungen wollte er zurückrufen, sondern auch den römischen Geist, die römische Kraft und Tugend. Und hier kommen wir zu seinen Irrthümern, die mit seinen Fehlern so wunderlich gemischt sind. Sehr richtig erblickt er die Grundursache des Verfalls in den Italien gerathen war, die letzte Quelle all seines Elends darin daß der römische Geist, die römische virtus aus ihm verschwunden war; aber eine schwere Täuschung war es, wenn er durch Wiedererweckung der alten Institutionen auch den altrömischen Geist wieder anfachen zu können glaubte. Darauf aber zielen alle seine Gedanken ab, darum hält er seinen Landsleuten all die Beispiele vor in denen sich die Energie des römischen Volkes, sein eiserner Wille, die Kraftentwickelung zu großen Zwecken, die Unbeugsamkeit im Unglück, die Opferfreudigkeit des Einzelnen wo es das Wohl des Ganzen galt, kurz all die Eigenschaften welche Rom groß gemacht haben recht stark aussprechen. „Er spricht," sagt Macaulay," wie Einer der müde ist der kläglichen Zeiten und des erbärmlichen Volkes unter das sein Loos fiel. Er dürstet nach der Kraft und dem Glanz des alten Rom, nach Brutus' Fasces und Scipio's Schwert, dem Ernst des curulischen Stuhls und dem blutigen Pomp des Opfers beim Triumphzug. Er scheint in die Tage zurückversetzt, als achtmalhunderttausend italischer Krieger zu den Waffen griffen beim Gerücht eines gallischen Einfalls. Er athmet den ganzen Geist jener unerschrockenen und stolzen Patricier, die alle Bande der Natur über den Ansprüchen des Staats vergaßen, die mit Verachtung auf Pyrrhus' Elephanten und sein Gold blickten und die Schreckensbotschaft von Cannä mit gleichmüthiger Ruhe vernahmen." Indem er nun glaubt daß sich dies alles wieder zurückrufen und von einem Volke dem andern einfach nachthun lasse, und gar keine Ahnung davon hat daß eben das Volk ein andres geworden und jene Zeiten unwiederbringlich dahin waren, erscheint der sonst so nüchterne und praktische Mann zugleich als ein Idealist, ein politischer Schwärmer, so wie der von der Verderbtheit seiner Zeit nicht frei gebliebene Mensch zugleich als ein weit edlerer und reinerer Charakter, der die Erbärmlichkeit seiner Mitmenschen tief empfindet und sie wieder zu großen und hohen Thaten entflammen möchte. Und dieser Einzige oder fast Einzige ist es gerade gewesen, auf den die Nachwelt alle Flüche gehäuft hat die die Sünden der Uebrigen wenigstens gewiß mehr als die seinigen verdienten!

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun, daß die Erörterungen über Livius mit dem Buche vom Fürsten im vollkommensten Einklange stehen und Ein Geist es ist der beide erfüllt, nur daß er dasselbe Ziel was er hier erstrebt dort mit andern Mitteln zu erreichen sucht. Sein klarer Verstand mag ihm wohl gesagt haben daß sein Plan,' Italien solle sich aus eigener Kraft wieder erheben, ein Plan den er in den Büchern von der Kriegskunst aus-

führlicher entwickelt, ein Utopien sei, und so sucht er sich denn im Fürsten einen Mann aus, den er für geeignet hält durch seine Kraft Italien zu regeneriren, und lehrt ihn wie er sich in solchen verderbten Zeiten auf dem Throne behaupten und die Kräfte des Landes vereinigen könne, um ihm seine Freiheit wiederzugeben. Aber auch dieser Fürst ging auf seine Pläne nicht ein, Machiavelli vermochte den Untergang seines Vaterlandes nicht aufzuhalten und konnte nur in seinen Schriften der Nachwelt ein Zeugniß hinterlassen daß er die Schmach und Verderbtheit seiner Zeit erkannt und redlich und eifrig mit allen Mitteln welche einem einzelnen Bürger zu Gebote stehen bemüht gewesen ist ein einiges, freies und starkes Vaterland wiederherzustellen.

Der Uebersetzer.

Niccolo Machiavelli

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai
seinen Gruß.

Ich sende Euch ein Geschenk das, wenn es schon den Verpflichtungen nicht entspricht die ich gegen Euch habe, doch ohne Zweifel das größte ist welches Euch Niccolo Machiavelli senden konnte. Denn ich habe darin Alles ausgesprochen was ich weiß und was ich durch reiche Erfahrung und fortdauerndes Lesen der Weltangelegenheiten mir zu eigen gemacht habe, und da weder Ihr noch ein Anderer mehr von mir verlangen könnt, dürft Ihr Euch nicht beklagen, wenn ich Euch nicht mehr gegeben habe. Freilich kann die Armuth meines Geistes Euch schmerzen, wofern diese meine Darstellungen armselig sind, so wie die Trüglichkeit meines Urtheils, wenn ich an vielen Stellen meiner Erörterungen mich täusche; aber wenn dies der Fall ist, so weiß ich nicht wer von uns dem Andern weniger verpflichtet zu sein braucht, ich Euch die Ihr mich zu schreiben gezwungen habt was ich aus eigenem Antriebe niemals geschrieben hätte, oder Ihr mir, wofern ich durch mein Schreiben keine Befriedigung erweckt habe. So nehmt dies denn in der Weise hin wie man Alles von Freunden nimmt, wobei man immer mehr die Absicht des Sendenden in Betracht zieht als die Beschaffenheit dessen was gesandt wird. Und Ihr mögt glauben daß ich eine gewisse Befriedigung dabei fühle, wenn ich denke daß, sollte ich mich auch dabei in vielen Beziehungen getäuscht haben, in dieser allein ich keinen Irrthum begangen zu haben mir bewußt bin, daß ich Euch auserwählt habe um an Euch vor allen Andern diese meine Erörterungen zu richten; sowohl weil ich, indem ich dies thue, einige Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten bewiesen zu haben meine, als auch weil ich glaube von dem gewöhnlichen Verfahren der Schreibenden abgewichen zu sein, die ihre Werke immer an

irgend einen Fürsten zu richten pflegen, und von Ehrgeiz und Habsucht verblendet diesen wegen aller vorzüglichen Eigenschaften preisen, während sie ihn wegen jeder Schändlichkeit tadeln sollten. Daher habe ich, um nicht in diesen Fehler zu verfallen, nicht die ausgewählt welche Fürsten sind, sondern die welche durch ihre unzähligen Vorzüge es zu sein verdienten; nicht die welche mich mit Stellen, Ehren und Reichthümern überhäufen könnten, sondern die welche, ohne es zu können, es thun möchten. Deshalb müssen die Menschen, wenn sie recht richten wollen, diejenigen schätzen welche freigebig sind, nicht die welche es sein können, und so diejenigen welche ein Reich zu beherrschen verstehen, nicht die welche, ohne es zu verstehen, es dürfen; und die Schriftsteller loben den Syrakuser Hiero mehr, während er Privatmann war, als den Macedonier Perseus, während er König war, weil dem Hiero um Fürst zu sein nichts Anderes als das Fürstenthum fehlte, Jener aber von einem Könige Nichts hatte als das Königreich. So genießt denn das Gute oder das Schlimme das Ihr selbst gewollt habt, und wenn Ihr bei dem Fehler beharrt daß diese meine Meinungen Euch angenehm sind, so werde ich nicht verfehlen den übrigen Theil der Geschichte zu verfolgen, wie ich Euch im Anfange versprochen habe. Lebt wohl.

Niccolo Machiavelli's Erörterungen

über die erste Dekade des Titus Livius

an

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai.

Erstes Buch.

Obschon wegen der neidischen Natur der Menschen das Auffinden neuer Weisen und Einrichtungen stets eben so gefährlich gewesen ist wie das Aufsuchen unbekannter Meere und Länder, weil Jene geneigter sind die Handlungen Anderer zu tadeln als sie zu loben, so habe ich nichtsdestoweniger, angespornt von dem natürlichen Verlangen, das immer in mir gewesen, ohne irgend welche Rücksicht das auszuführen wovon ich glaubte daß es gemeinsamen Vortheil für Alle brächte, einen Weg einzuschlagen beschlossen, der als ein bis jetzt noch von Niemandem betretener, wenn er mir Noth und Anstrengung verursachen wird, mir wohl auch einen Lohn eintragen könnte vermittelst derer die nachsichtig diese meine Bemühungen betrachteten. Und sollten die Armuth des Geistes, die geringe Erfahrung in der Gegenwart, die schwache Kenntniß der Vergangenheit dies mein Unterfangen mangelhaft und wenig nutzbringend machen, so werden sie wenigstens einem Andern den Weg angeben, der mit mehr Thatkraft, mehr Ueberlegung und Urtheil dieser meiner Absicht wird zu genügen vermögen, was, wenn es mir schon kein Lob einbringen wird, mir doch auch keinen Tadel bereiten sollte. Und wenn ich bedenke, wie viel Ehre man dem Alterthum erweist und wie oft man, vieler anderen Beispiele zu geschweigen, ein Bruchstück einer alten Bildsäule um hohen Preis kauft, um es in seiner Nähe zu haben, sein Haus damit zu schmücken, es von denen nachahmen lassen zu können die an dieser Kunst Vergnügen finden, und wie diese dann mit allem Fleiße in jedem ihrer Werke es darzustellen sich bestreben; und sehe ich dann von der andern Seite die heldenmüthigsten Unternehmungen die die Geschichte uns aufweist, die ausgeführt sind von alten Königreichen und Republiken, von Königen, Feldherren, Bürgern, Gesetzgebern und Andern die sich für ihr Vaterland bemüht, viel eher bewundert als nachgeahmt, ja so sehr von Jedem allent-

halben geflohen, daß uns von jener alten Tugend keine Spur mehr geblieben ist: so kann ich nicht umhin mich zu gleicher Zeit zu verwundern und zu betrüben, und dies um so mehr, je mehr ich sehe wie man bei den Zwistigkeiten, die unter den Bürgern in der Gesellschaft entstehen, oder den Krankheiten, welche die Menschen sich zuziehen, immer auf jene Urtheilssprüche oder jene Heilmittel zurückgeht die von den Alten gefällt oder verordnet worden sind. Denn die bürgerlichen Gesetze sind nichts Andres als von den alten Rechtsgelehrten gefällte Sprüche, die in Ordnung gebracht unsre jetzigen Rechtsgelehrten Recht sprechen lehren; und auch die Medicin ist nichts Andres als von den alten Aerzten gemachte Erfahrung, auf welche die jetzigen Aerzte ihre Urtheile gründen. Trotzdem findet sich bei der Einrichtung der Republiken, der Erhaltung der Staaten, der Regierung der Königreiche, der Anordnung des Heerwesens und Führung des Krieges, beim Rechtsprechen über die Unterthanen, bei der Erweiterung der Herrschaft weder ein Fürst noch ein Freistaat, weder ein Feldherr noch ein Bürger der auf die Beispiele der Alten zurückginge. Es rührt dies, wie ich mir einbilde, nicht so sehr von der Schwäche her zu welcher die jetzige Erziehung die Welt geführt, oder von dem Uebel das ein ehrgeiziger Müßiggang vielen christlichen Provinzen und Städten zugefügt, als davon daß man keine wahre Kenntniß der Geschichte besitzt, weil man nicht, wenn man sie liest, den Sinn aus ihr zieht, nicht den Geschmack von ihr kostet, den sie in sich schließt. Daher kommt es daß unzählige Leser Vergnügen daran finden jene Mannigfaltigkeit von Ereignissen die in ihr enthalten ist zu vernehmen, ohne doch daran zu denken sie nachzuahmen, indem sie die Nachahmung nicht allein für schwierig, sondern für unmöglich halten; als ob der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschen in Bewegung, Ordnung und Vermögen verschieden geworden wären von dem was sie im Alterthum waren. Indem ich nun die Menschen aus diesem Irrthum ziehen will, habe ich für nöthig erachtet über alle Bücher des Titus Livius die uns durch die Mißgunst der Zeit nicht entzogen sind zu schreiben was ich den alten und neuen Begebenheiten gemäß zum besseren Verständniß derselben für nöthig halten werde, damit die welche diese meine Erörterungen lesen den Nutzen daraus ziehen können um dessen willen man sich um die Kenntniß der Geschichte bemühen soll. Und obwohl dieses Unternehmen schwierig ist, denke ich gleichwohl mit Hülfe derer die mich ermuthigt haben diese Last auf mich zu nehmen dieselbe dergestalt zu tragen, daß einem Andern nur ein kurzer Weg übrig bleiben wird sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

Erstes Kapitel.

Welches im Allgemeinen der Ursprung einer jeden Stadt, und welches der Roms war.

Die welche lesen, welches der Ursprung der Stadt Rom und von welchen Gesetzgebern und wie er geordnet war, werden sich nicht wundern daß sich so große Tugend mehrere Jahrhunderte hindurch in dieser Stadt er-

halten, und daß in der Folge das Reich daraus entstanden zu dem dieses Gemeinwesen gediehen ist. Und indem ich zuerst seine Entstehung erörtern will, sage ich: daß alle Städte entweder von den Eingebornen des Ortes wo sie erbaut werden, oder von Fremden erbaut sind. Der erste Fall tritt ein, wenn die in viele und kleine Theile zerstreuten Bewohner nicht sicher zu leben glauben, da nicht jeder für sich, sowohl wegen der örtlichen Lage als wegen der geringen Anzahl, dem Ueberfall eines Angreifenden widerstehen kann, und sich zu ihrer Vertheidigung zu vereinigen, wenn der Feind kommt, die Zeit fehlt; oder wenn sie da wäre, sie viele ihrer Wohnungen leer stehen lassen müßten und so eine schnelle Beute ihrer Feinde werden würden; so daß sie um diesen Gefahren zu entgehen, entweder durch sich selbst bewogen oder durch Einen der höheres Ansehn unter ihnen besitzt, zusammentreten um gemeinschaftlich an einem von ihnen erwählten Orte zu wohnen, der der bequemste zum Leben und am leichtesten zu vertheidigen ist. Zu diesen haben unter vielen andern Athen und Venedig gehört. Das Erstere wurde unter der Obhut des Theseus aus ähnlichen Gründen von den zerstreuten Bewohnern erbaut. Bei dem Andern fingen, nachdem sich viele Völkerschaften auf gewisse Inseln an der Spitze des adriatischen Meeres zurückgezogen hatten, um den Kriegen zu entgehen die jeden Tag durch die Ankunft neuer Barbaren nach dem Verfall des römischen Reichs in Italien ausbrachen, diese unter sich, ohne einen besonderen Fürsten der sie in Ordnung hielte, an unter den Gesetzen zu leben die ihnen am geeignetsten schienen sie zu erhalten. Dies hatte glücklichen Erfolg wegen der langen Muße die die örtliche Lage ihnen gab, da das Meer keinen Zugang, und die Völker die Italien bedrängten, keine Fahrzeuge hatten um sie zu beunruhigen; so daß ein ganz kleiner Anfang sie zu der Größe gelangen lassen konnte in welcher sie jetzt dastehen. Der zweite Fall, wo von fremden Völkerschaften eine Stadt erbaut wird, tritt entweder bei freien Menschen ein oder bei solchen die von andern abhängen: der Art sind die Colonien, die entweder von einer Republik oder von einem Fürsten ausgesandt werden um ihre Länder von Bewohnern zu entlasten, oder zur Vertheidigung des Landes, das sie als neu erobertes sicher und ohne Kosten sich erhalten wollen, von welcher Art Städten das römische Volk viele und in allen Theilen seines Reiches erbaute; oder sie sind von einem Fürsten erbaut, nicht um darin zu wohnen, sondern zu seinem Ruhme, wie die Stadt Alexandria von Alexander. Und da diese Städte keinen freien Ursprung haben, so begegnet es selten daß sie große Fortschritte machen und zu den Häuptern der Reiche gezählt werden können. Diesen ähnlich war die Erbauung von Florenz, da es, mag es nun von Sulla's Soldaten erbaut sein, oder vielleicht von den Bewohnern der Berge von Fiesole, die im Vertrauen auf den langen Frieden der unter Octavian in der Welt eintrat sich in der Ebene am Arno zu wohnen entschlossen, doch unter der römischen Herrschaft erbaut wurde und in seinem Beginn keines andern Zuwachses theilhaftig werden konnte als den ihm die Gefälligkeit des Fürsten gestattete. Frei sind die Erbauer der Städte, wenn etwelche Völker, entweder unter einen Fürsten oder für sich, durch Krankheit oder Hungersnoth oder Krieg gezwungen sind ihr Vaterland zu verlassen und sich einen neuen Wohnsitz zu suchen: solche bewohnen dann entweder die Städte die sie in den eroberten Ländern finden, wie Moses that, oder erbauen deren neu, wie Aemas. Hier ist der Fall wo man die Größe des Erbauers und das Glück des Erbauten erkennt, welches mehr oder weniger wunderbar ist, jenachdem

der mehr oder weniger vortrefflich gewesen der ihm den Ursprung gegeben hat. Die Größe desselben erkennt man auf zweierlei Weise: zuerst in der Wahl des Ortes, sodann in der Aufstellung der Gesetze. Und weil die Menschen entweder nach Nothwendigkeit oder nach Wahl verfahren und weil man dort die größere Trefflichkeit sieht, wo die Wahl weniger in Betracht kommt, so ist zu bedenken, ob es nicht besser wäre für die Erbauung der Städte unfruchtbare Orte zu wählen, damit die Menschen zur Anstrengung gezwungen und weniger dem Müßiggang ergeben einträchtiger lebten, indem sie wegen der Armuth der Gegend weniger Grund zu Zwistigkeiten hätten; wie es in Ragusa und in vielen andern an ähnlichen Orten erbauten Städten der Fall war; was auch, ohne Zweifel die weiseste und nützlichste Wahl wäre, wenn sich die Menschen damit begnügten von dem Ihrigen zu leben und nicht darnach streben wollten Andern zu befehlen. Da sich aber die Menschen doch nicht anders schützen können als durch die Macht, so erfordert die Nothwendigkeit diese Unfruchtbarkeit des Landes zu meiden und sich an recht fruchtbaren Orten niederzulassen, wo sie durch die Ergiebigkeit des Bodens im Stande sich zu vermehren sich sowohl gegen einen Angreifer vertheidigen als auch Jeden unterdrücken können der ihrer Ausbreitung sich widersetzen sollte. Und was den Müßiggang betrifft, den die örtliche Lage bei ihnen herbeiführen könnte, so muß man es so einrichten, daß die Gesetze sie zu den Verpflichtungen zwingen zu denen sie die Lage nicht zwingt, und denen nachahmen die weise gewesen sind und in den anmuthigsten und fruchtbarsten Ländern gelebt haben, Ländern die geeignet waren träge und zu jeder Kraftübung untaugliche Menschen hervorzubringen; die um den Nachtheilen zu begegnen welche die Armuth des Landes in Folge des Müßigganges verursacht haben würde, eine Verpflichtung zur Uebung denen welche zu Soldaten bestimmt waren auferlegt haben, so daß durch eine solche Einrichtung dort bessere Soldaten gebildet worden sind als in den Ländern die von Natur rauh und unfruchtbar waren. Zu diesen gehörte das Reich der Aegypter, wo trotzdem daß das Land ein höchst anmuthiges ist, jene von den Gesetzen auferlegte Verpflichtung soviel vermochte, daß die ausgezeichnetsten Männer dort geboren wurden; und wären ihre Namen nicht durch das hohe Alter erloschen, so würde man sehen wie sie mehr Lob verdienten, als Alexander der Große und viele Andre deren Andenken noch frisch ist. Und wer das Reich des Sultans betrachtet hätte und die Einrichtung der Mamelucken und ihres Kriegsheeres, ehe es von Selim dem Großtürken vernichtet worden, würde darin viele Uebungen in Betreff der Soldaten bemeckt und thatsächlich erkannt haben welche Scheu sie vor jenem Müßiggange hatten, zu dem die milde Natur des Landes sie verleiten konnte, wenn sie ihm nicht mit Gesetzen auf das Kräftigste begegnet wären. Ich sage also, daß es eine klügere Wahl ist sich an einem fruchtbaren Orte niederzulassen, wenn diese Fruchtbarkeit durch die Gesetze in gebührenden Schranken gehalten wird. Zu Alexander dem Großen, der zu seinem Ruhme eine Stadt erbauen wollte, kam der Baumeister Dinokrates und gab ihm an wie er sie auf den Berg Athos legen könne, welcher Ort, außer seiner Festigkeit, sich in der Weise umgestalten lasse, daß jene Stadt menschliche Gestalt bekäme, was etwas Wunderbares und Seltenes und seiner Größe Würdiges sein würde; und als ihn Alexander fragte, wovon jene Einwohner leben würden, antwortete er, daran habe er nicht gedacht; worüber Jener lachte, den Berg stehen ließ, und Alexandria erbaute, wo die Einwohner wegen der Ergiebigkeit des Lan-

des und der bequemen Lage am Meer und am Nil gern wohnen mußten. Wenn man nun die Erbauung Roms untersucht, so wird es, wenn man den Aeneas als seinen ersten Urheber betrachtet, zu den von den Fremden erbauten Städten gehören, wenn Romulus, zu den von den Eingebornen des Orts erbauten; und in jedem Fall wird man sehen daß es einen freien Ursprung hat, ohne von Jemandem abzuhängen; wird auch sehen (wie unten gesagt werden wird) zu wie vielen Verpflichtungen die von Romulus, Numa und den Andern gegebenen Gesetze es zwangen, so daß die Fruchtbarkeit der Gegend, die bequeme Nähe des Meeres, die häufigen Siege, die Größe des Reichs es Jahrhunderte hindurch nicht verderben konnten und es in der Fülle so großer Tugenden erhielten wie niemals irgend eine andere Republik geschmückt haben. Und da die von ihm vollbrachten Thaten, die Titus Livius verherrlicht, entweder auf öffentlichen oder Einzelbeschluß, entweder inner- oder außerhalb der Stadt erfolgt sind, so werde ich meine Erörterungen beginnen mit denjenigen innerhalb und auf öffentlichen Beschluß geschehenen, die ich größerer Beachtung für würdig halte, und dabei Alles hinzufügen was daraus hervorging; mit welchen Erörterungen sich dieses erste Buch oder vielmehr dieser erste Theil endigen wird.

Zweites Kapitel.

Wie viele Formen von Staatswesen es giebt, und welche Form das römische war.

Ich will die Besprechung der Städte bei Seite setzen die in ihrem Ursprunge abhängig von andern gewesen sind, und von denen reden die in ihrem Ursprunge fern von jeder äußeren Knechtschaft gewesen, vielmehr sich sofort durch ihren freien Willen, entweder als Republiken oder als Monarchien, regiert, und wie verschiedenen Ursprung so auch verschiedene Gesetze und Einrichtungen gehabt haben. Einigen nämlich sind, entweder bei ihrem Ursprunge oder nicht lange nachher, von einem Einzelnen und auf einmal die Gesetze gegeben worden, wie die welche Lykurg den Spartanern gab; andre haben sie zufällig und auf mehrere Male und nach Maßgabe der Ereignisse bekommen, wie Rom. So daß man das Staatswesen glücklich nennen kann dem ein Mann von hinreichender Einsicht zu Theil wird, um ihm in solcher Weise geordnete Gesetze zu geben daß es, ohne sie verbessern zu müssen, sicher unter ihnen leben kann; und man sieht daß Sparta sie länger als achthundert Jahre, ohne sie zu verschlechtern, und ohne irgend einen gefährlichen Aufstand beobachtete. Und im Gegentheil ist eine Stadt in gewissem Grade unglücklich die, weil sie auf keinen einsichtigen Ordner getroffen ist, in die Nothwendigkeit versetzt ist sich selbst neu zu ordnen; und von diesen die unglücklichste die welche am weitesten von der Ordnung entfernt ist; und am weitesten entfernt die welche mit ihren Einrichtungen sich ganz außerhalb des richtigen Weges befindet, der sie zum vollkommenen und wahren Ziele führen kann; weshalb es fast unmöglich ist daß die welche auf dieser Stufe stehen durch irgend ein Ereigniß wieder ins Gleis kommen. Jene andern, die wenn

sie auch keine vollkommene Ordnung besitzen, doch einen guten Anfang
macht haben, der ein Besserwerden verspricht, können durch das Zusam
treffen der Umstände vollkommen werden. Aber wohl mag es wahr
daß sie nie ohne Gefahren sich einrichten werden, weil die Mehrzahl
Menschen einem neuen Gesetze, das eine neue Ordnung in der Stadt
zweckt, nie beistimmt, wenn ihnen nicht durch eine Nothwendigkeit ge
wird daß sie es müssen; und da diese Nothwendigkeit nicht ohne Ge
eintreten kann, so kann es leicht kommen daß die Republik zu Grunde
ehe sie zur Vollkommenheit ihrer Ordnung gelangt ist. Davon über
uns zur Genüge die Republik Florenz, die durch den Vorfall von Arezz
Jahre 2 aufs Neue befestigt und durch den von Prato im Jahre 12 w
vernichtet wurde. Indem ich nun erörtern will welches die Einrichtu
der Stadt Rom waren und welche Ereignisse sie zu ihrer Vollendung f
ten, sage ich daß Einige die von den Staatswesen geschrieben haben me
es sei einer von drei Zuständen in denselben, die sie Fürstenherrsc
Herrschaft der Vornehmsten und Volksherrschaft nennen und daß die w
eine Stadt ordnen für einen von diesen sich entscheiden müssen, jenachde
ihnen der angemessenste scheint. Einige Andere, und nach der Meinung V
Weisere, haben die Ansicht daß es sechs Gattungen von Regierungen
von denen drei abscheulich seien, drei andre gut an sich selbst, aber so
zu verderben daß auch diese unheilvoll werden. Die guten sind die oben
nannten drei, die schlimmen drei andre die aus jenen dreien entstehen,
jede derselben ist der welche sie verwandt ist so ähnlich daß sie leicht
Einem ins Andre überspringen: die Fürstenherrschaft nämlich wird
tyrannisch, die der Vornehmsten wird mit Leichtigkeit eine Herrschaft W
ger, die Volksherrschaft verwandelt sich ohne Schwierigkeit in Zügellosi
So daß wenn ein Ordner eines Gemeinwesens in einer Stadt einen
drei Zustände einführt, er ihn nur für kurze Zeit einführt, weil er
Mittel dabei anwenden kann um zu bewirken daß er nicht in sein Ge
theil umschlage, wegen der Aehnlichkeit die in diesem Falle die Tugend
das Laster haben. Diese verschiedenen Regierungsarten entstanden durch
fall unter den Menschen; denn im Beginne der Welt, da die Bewo
spärlich waren, lebten sie eine Zeitlang zerstreut, ähnlich den Thieren;
her, als sich ihr Geschlecht vermehrte, schaarten sie sich zusammen un
gannen, um sich besser vertheidigen zu können, sich nach dem unter i
umzusehen der der Stärkste und Beherzteste wäre, und machten ihn g
sam zu ihrem Haupt und gehorchten ihm. Daraus entstand der Begrif
Ehrenwerthen und Guten, als verschieden von dem Verderblichen und Bö
denn da sie sahen daß wenn Einer seinem Wohlthäter schadete, daraus
und Mitleid bei den Menschen entstand, indem sie die Undankbaren tad
und die Dankbaren ehrten, und außerdem dachten daß dieselben Unb
ihnen selbst zugefügt werden könnten, beschlossen sie, um ähnlichem
zu entgehen, Gesetze zu schaffen und Strafen gegen die Dawiderhandel
festzusetzen, woraus der Begriff der Gerechtigkeit entstand. Dies ben
daß, wenn sie in der Folge einen Fürsten zu wählen hatten, sie nicht
den Kühnsten ausgingen, sondern auf den der der Einsichtigste und Ge
teste wäre. Aber als man in der Folge begann den Fürsten durch N
folge, nicht durch Wahl zu schaffen, begannen die Erben sofort von
Altvordern zu entarten, und edle Thaten unterlassend dachten sie daß
Fürsten nichts Andres zu thun hätten als es den Uebrigen in Pracht

und Wollust und jeder andern auf Vergnügen gerichteten Eigenschaft zuvorzuthun; dergestalt daß, indem der Fürst gehaßt zu werden und dieses Hasses wegen zu fürchten anfing und von der Furcht bald zu Verletzungen schritt, daraus schnell eine Tyrannenherrschaft erwuchs. Daraus entstanden dann die Anfänge der Umstürze, so wie der Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen die Fürsten, die nicht von den Furchtsamen oder Schwachen ausgingen, sondern von denen die an Edelmuth, Geistesgröße, Reichthum und Adel den Uebrigen überlegen waren und das ehrlose Leben dieses Fürsten nicht ertragen konnten. Die Menge nun, dem Ansehn dieser Mächtigen folgend, bewaffnete sich gegen den Fürsten und gehorchte nach Beseitigung desselben diesen als ihren Befreiern. Und diese, die Widerwillen gegen den Namen eines einzelnen Oberhaupts hatten, bildeten aus sich selbst eine Regierung und benahmen sich im Anfange, eingedenk der vergangenen Tyrannei, gemäß den von ihnen angeordneten Gesetzen, setzten jeden eignen Vortheil dem gemeinsamen Nutzen nach, und verwalteten und wahrten die Angelegenheiten des Einzelnen und der Gesammtheit mit größter Sorgfalt. Als diese Verwaltung in der Folge an ihre Söhne gekommen war, die den Wechsel des Glücks nicht kennend, da sie nie das Schlimme erfahren, an der bürgerlichen Gleichheit sich nicht genügen lassen wollten, sondern sich der Habsucht, dem Ehrgeiz, der Gewaltthätigkeit gegen Frauen ergaben, so bewirkten sie daß aus einer Regierung der Vornehmsten eine Regierung Weniger wurde, die keine Rücksicht auf Bürgerrecht mehr kannte; so daß es ihnen in kurzer Zeit wie dem Tyrannen erging, indem die ihrer Regierung überdrüssige Menge sich zur Dienerin eines Jeden machte der jene Regierenden in irgend einer Weise zu verletzen sich vornahm, und so sich bald Einer erhob der mit Hülfe der Menge sie beseitigte. Und da der Fürst und die von ihm erlittenen Unbillen noch in frischem Andenken waren, da sie also die Herrschaft der Wenigen gestürzt hatten und die des Fürsten nicht wieder herstellen wollten, so griffen sie zur Volksherrschaft und richteten diese dergestalt ein, daß weder die mächtigen Wenigen noch ein Fürst darin irgend welche Gewalt erhielten. Und weil jede Herrschaft im Anfang einige Ehrfurcht genießt, so erhielt sich auch diese Volksherrschaft ein wenig, aber nicht lange, zumal nachdem die Generation welche sie eingerichtet erloschen war; denn man gelangte alsbald zur Zügellosigkeit, wo man weder vor Privat- noch öffentlichen Personen mehr Scheu hatte, dergestalt daß, indem Jeder nach seiner Weise lebte, jeden Tag tausend Ungerechtigkeiten geschahen; so daß man durch die Noth gezwungen, entweder auf Anrathen eines wohlmeinenden Mannes, oder um solcher Zügellosigkeit zu entgehen, wieder zur Fürstenherrschaft zurückkehrt und von dieser von Stufe zu Stufe wieder zur Zügellosigkeit kommt, in den Weisen und aus den Gründen die ich angegeben. Und das ist der Zirkel in dem sich drehend alle Gemeinwesen regiert worden sind und regiert werden; jedoch kehren sie selten zu denselben Regierungen zurück, weil fast kein Gemeinwesen eine solche Lebenskraft haben kann, daß es mehrmals diese Veränderungen durchlaufen und sich dabei aufrecht erhalten könnte. Aber wohl kommt es vor daß im Kampfe ein Gemeinwesen, wenn ihm immerwährend Einsicht und Kräfte fehlen, Unterthan eines Nachbarstaates wird der besser als jenes geordnet ist; gesetzt jedoch dies geschähe nicht, so wäre ein Gemeinwesen dazu angethan sich unaufhörlich in diesen Regierungsformen herumzudrehen. Ich sage also daß die genannten Arten alle unheilbringend sind, wegen der Kürze der Lebensdauer bei den drei guten

und wegen der Bösartigkeit der drei schlechten. Demgemäß haben einsichtige Gesetzgeber, in Erkenntniß dieses Mangels, jede dieser Arten für sich vermieden und eine gewählt, die Theil an allen hätte, indem sie diese für die festeste und dauerhafteste hielten, da eine die andere bewache, wenn in einer und derselben Stadt die Fürstenherrschaft, die der Vornehmsten und die Volksregierung bestehe. Unter denen die durch derartige Einrichtungen das größte Lob erworben haben ist Lykurg, der seine Gesetze in Sparta dergestalt einrichtete daß er, indem er den Königen, den Vornehmsten und dem Volke ihre Antheile gab, einen Staat schuf der länger als achthundert Jahre zu seinem höchsten Ruhme und bei vollster Ruhe der Stadt bestand. Entgegengesetzt erging es Solon, der die Gesetze in Athen anordnete, aber weil er daselbst nur die Volksherrschaft einrichtete, dieser ein so kurzes Leben gab, daß er noch ehe er starb die Tyrannenherrschaft des Pisistratus daselbst entstehen sah; und obwohl vierzig Jahre nachher dessen Erben von da verjagt wurden und Athen zur Freiheit zurückkehrte, so erhielt es, weil es die Volksherrschaft gemäß den Einrichtungen Solons wieder annahm, diese doch nicht länger als hundert Jahre, obwohl es, um sie aufrecht zu erhalten, viele Bestimmungen traf durch die der Uebermuth der Großen und die Zügellosigkeit der Gesammtheit zurückgedrängt wurde, die Solon nicht in Betracht gezogen; weil es sie jedoch nicht mit der Macht der Fürstenherrschaft und der der Vornehmsten vermischte, lebte Athen im Vergleich mit Sparta sehr kurze Zeit. Doch kommen wir zu Rom, wo trotzdem daß es keinen Lykurg hatte, der es von vorn herein dergestalt ordnete daß es lange Zeit hindurch frei leben konnte, nichtsdestoweniger die Ereignisse die durch die Uneinigkeit zwischen Volk und Senat daselbst eintraten von solcher Bedeutung waren, daß was ein Ordner nicht gethan hatte der Zufall that. Wenn deshalb Rom auch nicht das erste Glücksloos zog, so zog es doch das zweite; denn wenn auch die ersten Einrichtungen mangelhaft waren, so wichen sie doch nicht von dem geraden Wege ab, der sie zur Vollkommenheit führen konnte. Denn Romulus und alle andern Könige gaben viele und gute, auch der Freiheit angemessene Gesetze; aber da ihre Absicht war ein Königreich, nicht eine Republik zu gründen, so fehlten, wenn schon die Stadt eine freie blieb, doch viele Einrichtungen darin die zu Gunsten der Freiheit zu treffen nöthig war, und die von jenen Königen nicht waren getroffen worden. Und obschon diese ihre Könige aus den erörterten Ursachen und Umständen die Herrschaft verloren, so verdrängten doch ihre Vertreiber, indem sie sofort zwei Consuln einsetzten die an die Stelle des Königs traten, bloß den Königsnamen aus Rom, nicht die Königsgewalt; so daß da in diesem Staate Consuln und Senat waren, er nur aus zwei von den oben genannten drei Elementen gemischt erschien, der Fürstenherrschaft und der der Vornehmsten. Es blieb also nur noch übrig der Volksregierung Raum zu geben, weshalb sich, da der römische Adel aus den unten anzuführenden Gründen übermüthig geworden war, das Volk gegen ihn erhob; so daß er, um nicht Alles zu verlieren, gezwungen war dem Volke seinen Antheil zuzugestehen, doch so daß auf der andern Seite Senat und Consuln so viel Ansehn behielten daß sie ihren Rang in dem Staatswesen behaupten konnten. Und so entstand die Schöpfung der Volkstribunen, nach welcher Schöpfung der Zustand des Staatswesens als eine befestigtere erschien, da alle drei Regierungsarten darin ihren Antheil hatten. Und so günstig war ihm das Glück, daß obwohl es von der Regierung der Könige und der Vornehmsten zum Volke

fortschritt, in den Stufen und aus den Gründen die oben erörtert worden sind, man dennoch niemals um den Vornehmsten Ansehen zu verleihen der Königswürde alles Ansehen entzog, noch das Ansehen der Vornehmsten gänzlich abschwächte um es dem Volke zu geben; sondern gemischt bleibend bildete es ein vollkommenes Staatswesen, zu welcher Vollkommenheit es durch die Uneinigkeit des Volks und des Senats gelangte, wie in den beiden zunächst folgenden Kapiteln ausführlich gezeigt werden wird.

Drittes Kapitel.

Welche Ereignisse in Rom die Einsetzung der Volkstribunen bewirkten, wodurch die Republik an Vollkommenheit gewann.

Wie alle diejenigen erhärten welche vom bürgerlichen Leben handeln und wie die Geschichte jedes Landes durch eine Menge von Beispielen beweist, muß der welcher ein Gemeinwesen ordnet und Gesetze darin aufstellt vorweg annehmen daß alle Menschen schlecht sind und die Bosheit ihres Herzens jedesmal in Ausübung bringen werden, wo sie ungehinderte Gelegenheit dazu haben; und wenn irgendwo die Bosheit eine Zeit lang verborgen bleibt, so rührt dies von einer verborgenen Ursache her, die man, weil man noch keine Erfahrungen vom Gegentheil gemacht hat, nicht erkennt; später aber macht sie die Zeit offenbar, die man die Mutter aller Wahrheit nennt. Es hatte den Anschein als ob in Rom nach Verjagung der Tarquinier zwischen Volk und Senat eine ausnehmende Einigkeit stattfände und als ob die Adligen ihren alten Stolz abgelegt hätten und volksfreundlicher Gesinnung geworden wären und verträglich selbst gegen den Geringsten. Diese Täuschung blieb verborgen und man sah die Ursache derselben nicht, so lange die Tarquinier lebten, die der Adel fürchtend, und besorgend das schlecht behandelte Volk möchte sich mit ihnen verbinden, sich leutselig gegen dieses benahm; sobald aber die Tarquinier todt waren und den Adligen die Furcht geschwunden, fingen sie an gegen das Volk das Gift auszuspritzen das sie in ihrem Herzen verborgen gehalten und kränkten es auf jede mögliche Weise — ein Zeugniß für das was ich oben gesagt, daß die Menschen niemals etwas Gutes thun, es sei denn aus Zwang, wo aber die freie Wahl geboten und Willkür gestattet ist, sich sofort Alles mit Verwirrung und Unordnung füllt. Darum sagt man daß Hunger und Mangel die Menschen betriebsam, und die Gesetze sie gut machen. Und wo Etwas von selbst ohne das Gesetz gut gehandhabt wird, ist das Gesetz nicht nöthig; aber wenn diese gute Gewohnheit unterbleibt, ist sofort das Gesetz nothwendig. Als daher die Tarquinier verschwunden waren, die mit der Furcht vor sich den Adel im Zaume hielten, mußte man an eine neue Einrichtung denken, die dieselbe Wirkung thäte wie die Tarquinier, als sie noch lebten. Und darum fiel man nach vielen Wirren, Aufständen und gefährlichen Mißhelligkeiten die zwischen dem Volk und dem Adel entstanden, zur Sicherung des Volks auf die Einsetzung der Tribunen, und stattete diese mit so großen Vorrechten und so großem Ansehen aus daß sie in der Folge immer die Mittler zwischen Volk und Senat sein und dem Uebermuth der Adligen sollten begegnen können.

Viertes Kapitel.

Daß die Uneinigkeit des römischen Volks und Senats diese Republik frei und mächtig machte.

Ich will nicht verfehlen mich über die Kämpfe auszusprechen die vom Tode der Tarquinier bis zur Einsetzung der Volkstribunen in Rom stattfanden; und weiterhin über einiges Andere im Widerspruch mit der Meinung Vieler, die da sagen, Rom sei eine aufrührerische Republik und voll solcher Verwirrung gewesen, daß es, wenn nicht das gute Glück und die kriegerische Tapferkeit ihre Mängel ersetzt hätten, jeder andern Republik nachgestanden haben würde. Ich kann nicht in Abrede stellen daß das Glück und das Kriegswesen Ursachen der römischen Weltherrschaft gewesen sind; aber Jene scheinen mir wohl nicht zu beachten daß wo gutes Kriegswesen ist auch gute Ordnung herrschen muß, und es wird auch ein seltener Fall sein, daß es dort an gutem Glücke fehlen sollte. Doch kommen wir zu den besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Stadt. Ich sage daß die welche die Kämpfe zwischen Adel und Volk verdammen, wie mir scheint, dasjenige tadeln was der erste Grund war Rom frei zu erhalten, daß sie mehr das Gelärm und Geschrei das mit solchen Kämpfen verbunden ist, als die guten Wirkungen beachten die aus ihnen hervorgehen, und daß sie nicht bedenken wie in jeder Republik zwei verschiedene Strömungen herrschen, die des Volkes und die der Großen, und wie alle Gesetze die zu Gunsten der Freiheit erfolgen aus der Uneinigkeit derselben entstehen, wie man leicht sehen kann daß in Rom geschehen ist, da von den Tarquiniern bis zu den Gracchen, d. i. in mehr als dreihundert Jahren, die Kämpfe in Rom selten zur Verbannung, sehr selten zu Blutvergießen führten. Man kann weder darum diese Kämpfe für schädlich halten, noch eine Republik für gespalten die durch ihre Zwistigkeiten in so langer Zeit nicht mehr als acht oder zehn Bürger in die Verbannung schickte, sehr wenigen das Leben nahm und auch nicht viele zu Geldstrafen verurtheilte. Auch kann man in keiner Weise mit Recht sagen daß eine Republik in Unordnung sei, in der sich so viele Beispiele von Tugend finden, weil die guten Beispiele aus der guten Erziehung entspringen, die gute Erziehung aus den guten Gesetzen und die guten Gesetze aus jenen Kämpfen, die Viele unüberlegt verdammen; denn wer das Ende derselben wohl untersucht, wird nicht finden daß sie irgend eine Verbannung oder Gewaltthätigkeit zum Nachtheil des allgemeinen Wohles zur Folge gehabt haben, sondern Gesetze und Einrichtungen zum Besten der öffentlichen Freiheit. Und wenn Jemand sagte: außergewöhnlich und fast wie bei Wilden war die Art und Weise das ganze Volk zusammen gegen den Senat schreien zu sehen, den Senat gegen das Volk, in Aufruhr durch die Straßen rennen, die Kaufläden schließen, das ganze niedere Volk aus Rom ausziehen, Alles Dinge die den Leser mindestens in Erstaunen setzen; so sage ich: jede Stadt muß ihre Art und Weise haben wie das Volk seinem Ehrgeize Luft machen kann, namentlich die Städte die sich in wichtigen Angelegenheiten des Volkes bedienen wollen; und unter diesen hatte die Stadt Rom diese Art, daß wenn das Volk ein Gesetz durchsetzen wollte es entweder eins von den genannten Dingen that, oder seinen Namen nicht abgeben wollte um in den Krieg zu ziehen, bis man um es zu versöhnen ihm in einigen Stücken Genüge thun mußte. Ein

Verlangen freier Völker aber ist selten der Freiheit verderblich, weil es entweder aus Unterdrückung entsteht oder aus dem Argwohn unterdrückt zu werden. Und wenn diese Meinung falsch wäre, so bietet sich immer ein Gegenmittel in den Volksversammlungen, wo ein wohlmeinender Mann aufstehen kann, der ihnen in einer Rede auseinandersetzt daß sie sich im Irrthum befinden; und die Völker sind, wie Cicero sagt, wenn schon unwissend, doch für die Wahrheit empfänglich, und geben leicht nach, wenn ihnen von einem glaubwürdigen Manne die Wahrheit gesagt wird. Man muß sonach sparsamer mit dem Tadel der römischen Regierung sein und bedenken daß so ausgezeichnete Wirkungen wie von dieser Republik ausgingen doch gewiß von vorzüglichen Ursachen hervorgebracht wurden. Und wenn die Kämpfe Ursache für die Einführung der Tribunen waren, so verdienen sie das höchste Lob, weil sie außer dem daß sie der Volksverwaltung ihren Antheil gewährten zu Wächtern der römischen Freiheit eingesetzt waren, wie in dem folgenden Kapitel gezeigt werden wird.

Fünftes Kapitel.

Wem man mit größter Sicherheit die Wache für die Freiheit anvertrauen kann, dem Volke oder den Großen; und wer mehr Veranlassung hat Unruhen zu erregen, der welcher erwerben oder der welcher behaupten will.

Bei denen welche mit Einsicht eine Republik bestellt haben ist eine der nothwendigsten Einrichtungen die sie getroffen die gewesen, eine Wache für die Freiheit aufzustellen, und jenachdem diese gut gewählt ist, hat das Leben in der Freiheit kürzeren oder längeren Bestand. Und da es in jeder Republik Große und Leute aus dem Volke giebt, hat man gezweifelt in wessen Hände diese Wache besser gelegt sei. So ist sie bei den Lacedämoniern und in unsern Zeiten bei den Venetianern in die Hände der Adligen gelegt worden; aber bei den Römern wurde sie in die Hände des Volkes gelegt. Es ist daher nöthig zu untersuchen, welche von diesen Republiken die bessere Wahl getroffen. Und zwar kann man, wenn man den Gründen nachgehen will, deren für Beides anführen, will man aber die Erfolge untersuchen, so wird man sich für die Adligen entscheiden, weil die Freiheit Spartas und Venedigs längere Dauer gehabt haben als die Roms. Und auf die Gründe eingehend sage ich, indem ich zuerst die Partei der Römer nehme, daß man zu Wächtern einer Sache diejenigen bestellen muß welche am wenigsten Lust haben sich derselben zu bemächtigen. Ohne Zweifel aber wird man, wenn man das Streben der Adligen und Nichtadligen betrachtet, bei Jenen ein großes Verlangen zu herrschen wahrnehmen, bei diesen nur das Verlangen nicht beherrscht zu werden und folglich einen stärkeren Willen in Freiheit zu leben, da sie weniger hoffen können sich ihrer zu bemächtigen als die Großen; so daß wenn Leute aus dem Volke als Wächter einer Freiheit hingestellt werden, es vernunftgemäß ist daß sie mehr Sorge für sie tragen, und da sie sie selbst nicht in Besitz nehmen können auch nicht zugeben werden daß Andre in ihren Besitz gelangen. Auf der andern Seite sagt der welcher die sparta-

nische und venetianische Einrichtung vertheidigt, daß diejenigen welche die Wache in die Hand der Mächtigen legen in zweierlei Hinsicht gut thun; einmal weil sie mehr den Ehrgeiz derer befriedigen die eine wichtigere Rolle in der Republik spielen und wenn sie diese Amtsgewalt in Händen haben Ursache haben zufrieden zu sein, das andre Mal weil sie den unruhigen Köpfen des Volks eine Art von Uebergewicht nehmen, das Veranlassung zu unzähligen Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten in einer Republik giebt und geeignet ist den Adel zu einer Verzweiflung zu treiben, die mit der Zeit schlimme Folgen herbeiführen kann. Und als Beleg dafür führen sie dasselbe Rom an, wo die Volkstribunen, weil sie dieses Uebergewicht in Händen hatten, nicht damit zufrieden waren einen plebejischen Consul zu haben, sondern sie beide wollten. Darauf wollten sie die Censur, die Prätur und alle andern Stellen in der Regierung der Stadt; und auch dies genügte ihnen noch nicht, da sie dann von derselben Wuth getrieben mit der Zeit anfingen die Männer zu vergöttern, die ihnen geeignet schienen den Adel herabzudrücken, woraus die Macht des Marius und der Verfall Roms hervorging. Und in der That, wer Eins wie das Andre wohl überlegt, könnte in Zweifel bleiben wer von ihm als Wächter solcher Freiheit erwählt werden solle, da man nicht weiß welche Klasse von Menschen schädlicher in einer Republik ist, die welche zu erwerben strebt was sie nicht hat, oder die welche die früher erworbene Ehre zu behaupten strebt. Zuletzt aber wird wer Alles sorgfältig erwägt folgenden Schluß daraus ziehen. Entweder du sprichst von einer Republik die ein großes Reich gründen will, wie Rom, oder von einer der es genügt sich zu behaupten; im ersten Falle muß sie Alles so machen wie Rom, im zweiten kann sie Venedig und Sparta nachahmen, aus den Gründen und in der Art wie im folgenden Kapitel angegeben werden wird. Um jedoch noch einmal auf die Erörterung zu kommen, welche Menschen in einer Republik schädlicher sind, die welche zu erwerben streben oder die welche das Erworbene zu verlieren fürchten, führe ich an daß, als Marcus Menennius zum Dictator und Marcus Fulvius zum Reiterobersten, alle beide Plebejer, ernannt worden waren, um gewisse Verschwörungen zu untersuchen, die in Capua gegen Rom angezettelt worden, ihnen vom Volke auch Vollmacht gegeben wurde untersuchen zu dürfen, wer in Rom durch Bestechung und außergewöhnliche Mittel sich bestrebe zum Consulat und den andern Ehrenstellen der Stadt zu gelangen. Und da es dem Adel schien als ob solche Gewalt dem Dictator gegen ihn gegeben worden, so sprengte er in Rom aus, nicht die Adligen seien die welche durch Bestechung und außergewöhnliche Mittel Ehrenstellen suchten, sondern die Nichtadligen, die sich auf ihre Geburt und ihre Vorzüge nicht verlassen könnten und darum auf außergewöhnlichen Wegen zu jenen Stellen zu gelangen suchten; und im Besondern klagten sie den Dictator an. Und so mächtig war diese Anklage, daß Menennius, nachdem er eine Volksversammlung berufen und sich über die von den Adligen gegen ihn ausgesprochenen Verleumdungen beklagt, die Dictatur niederlegte und sich dem Urtheilsspruch unterwarf welchen das Volk über ihn fällen würde; und als dann seine Sache verhandelt wurde, wurde er freigesprochen, wobei man viel darüber stritt wer der Ehrgeizigere sei, der behaupten wolle oder der erwerben wolle, weil leicht der eine wie der andere Trieb die größten Erschütterungen hervorrufen kann. Sie werden jedoch nichtsdestoweniger in den meisten Fällen von den Besitzenden verursacht, weil die Furcht zu verlieren dieselben Begierden in ihnen erzeugt wie die hegen welche

zu erwerben wünschen, da die Menschen nicht mit Sicherheit zu besitzen glauben was Jeder hat, wenn sie nicht aufs Neue von Andern erwerben. Dazu kommt aber noch daß, weil sie viel besitzen, sie mit mehr Kraft und Nachdruck eine Umwälzung hervorbringen können. Und noch kommt dazu daß ihr unrechtfertiges ehrgeiziges Benehmen in der Brust der Nichtbesitzenden die Lust zu besitzen erregt, entweder um sich durch ihre Beraubung an ihnen zu rächen, oder um auch ihrerseits in den Reichthum und in die Ehrenstellen einrücken zu können die sie von den Andern schlecht angewendet sehen.

Sechstes Kapitel.

Ob man in Rom einen Zustand schaffen konnte der die Feindseligkeiten zwischen Volk und Senat aufgehoben hätte.

Wir haben oben die Wirkungen erörtert welche die Streitigkeiten zwischen Volk und Senat hatten. Da sich nun diese bis zur Zeit der Gracchen fortgesetzt haben, wo sie die Ursache des Unterganges der Freiheit wurden, so könnte Jemand wünschen, Rom möchte die großen Erfolge die es hatte gehabt haben ohne daß in ihm solche Feindseligkeiten gewesen wären; darum hat es mir der Betrachtung werth geschienen, zu sehen ob man in Rom einen Zustand schaffen konnte der diese Feindseligkeiten aufgehoben hätte. Um dies aber untersuchen zu können, ist es nöthig auf die Republiken zurückzugehen die ohne so viel Feindseligkeiten und Kämpfe lange Zeit hindurch frei gewesen sind, und zu sehen welches ihr Zustand war und ob er sich in Rom einführen ließ. Beispiele bieten unter den alten Sparta, unter den neuern Venedig, die schon oben von mir genannt sind. Sparta setzte einen König mit einem kleinen Senate ein, von dem es sich regieren ließ. Venedig hat seine Regierung nicht durch die Benennungen unterschieden, sondern unter Einer Bezeichnung heißen Alle die an der Verwaltung Theil nehmen können Edelleute. Der Zufall gab diese Einrichtung mehr als die Einsicht ihres Gesetzgebers; denn da sich auf jene Klippen, wo heute die Stadt liegt, aus den oben angegebenen Ursachen viele Bewohner gezogen hatten, so richteten sie, als sie zu einer solchen Anzahl angewachsen waren daß sie um zusammen leben zu können Gesetze haben mußten, eine Regierungsform ein und traten oft zu Berathungen zusammen um über Angelegenheiten der Stadt zu entscheiden, und als sie so Viele zu sein glaubten als für ein Staatsleben genügte, verschlossen sie allen Andern die neu hinzukommen würden um dort zu wohnen den Weg zur Theilnahme an ihrer Regierung, und da sich mit der Zeit sehr viele Bewohner außerhalb der Regierung an diesem Orte zusammenfanden, so nannten sie, um den Regierenden Ansehen zu geben, diese Edelleute und die Uebrigen Leute aus dem Volk. Es konnte diese Einrichtung ohne Unruhen entstehen und sich behaupten, weil, als sie entstand, Jeder der damals in Venedig wohnte zur Regierung gezogen wurde, so daß Keiner sich beschweren konnte, die aber welche in der Folge dort ihren Wohnsitz nahmen, da sie einen festen und geschlossenen Staat fanden, keine Ursache noch Gelegenheit hatten Unruhen zu erregen. Ursache war nicht da, weil

ihnen Nichts genommen worden war; Gelegenheit war nicht da, weil die Regierung sie im Zaume hielt und sie zu Nichts verwandte wobei sie Ansehen hätten gewinnen können. Ueberdies sind diejenigen welche in der Folge in Venedig ihren Wohnsitz nahmen nicht Viele, d. h. nicht eine so große Anzahl gewesen daß ein Mißverhältniß zwischen den Regierenden und den Regierten eingetreten wäre, da die Anzahl der Edelleute ihnen entweder gleich oder gar überlegen war; so daß aus diesen Ursachen Venedig diesen Zustand schaffen und in Eintracht erhalten konnte. Sparta, das, wie gesagt, von einem Könige und einem eng begrenzten Senat regiert wurde, konnte sich so lange behaupten, weil in Sparta wenig Bewohner waren und Jedem der Weg verschlossen sich daselbst niederzulassen, und weil sie die Gesetze des Lykurg angenommen hatten und hochhielten, deren Beobachtung alle Ursachen zu Unruhen entfernte, und darum lange Zeit in Einigkeit leben konnten, da Lykurg durch seine Gesetze in Sparta mehr Gleichheit des Vermögens, weniger Gleichheit des Ranges geschaffen habe; denn es herrschte eine gleiche Armuth daselbst, und das niedere Volk war weniger ehrgeizig, weil die Ehrenstellen der Stadt sich auf wenige Bürger erstreckten und dem Volke ferngehalten wurden, auch die Adligen nie durch schlechte Behandlung das Verlangen in ihm erweckten sie zu besitzen. Dies ging von den spartanischen Königen aus, die zu diesem Fürstenthum berufen und mitten unter den Adel gestellt kein besseres Mittel hatten um ihre Würde dauernd zu erhalten, als das Volk vor jeder Unbill geschützt zu halten; denn dies bewirkte daß das Volk nicht fürchtete und die Herrschaft nicht wünschte, und da es weder die Herrschaft hatte noch fürchtete, so war der Zank den es mit dem Adel hätte haben können und die Veranlassung zu Unruhen aus dem Wege geschafft und sie konnten in Eintracht eine lange Zeit leben. Zwei Umstände aber bewirkten hauptsächlich diese Eintracht: der eine, daß die Bewohner von Sparta wenige waren, weßhalb sie von Wenigen regiert werden konnten; der andre, daß sie, weil sie keine Fremden in ihre Republik aufnahmen, weder Gelegenheit hatten verderbt zu werden noch so anzuwachsen, daß die Wenigen die sie regierten die Last nicht mehr hätten tragen können. Wenn man nun dies alles in Betracht zieht, so sieht man daß die Gesetzgeber Roms eins von Beidem thun mußten, wenn sie wollten daß Rom ruhig bliebe, wie die oben genannten Republiken: entweder nicht das niedere Volk zum Kriege verwenden, wie die Venetianer, oder nicht den Fremden den Zutritt verstatten, wie die Spartaner. Sie thaten aber das Eine wie das Andere, und das gab dem Volke Kraft und Zuwachs und unzählige Gelegenheiten zu Aufständen. Und wäre der römische Staat dahin gelangt daß größere Ruhe in ihm herrschte, so folgte der Uebelstand daraus daß er dann noch schwächer war, weil man ihm den Weg abschnitt zu jener Größe zu gelangen die er erreicht hat. So daß, wenn Rom die Ursachen der Unruhen hinwegschaffte, es auch die Ursachen seiner Vergrößerung aufhob. Und das sieht man, wenn man es wohl erwägt, in allen menschlichen Dingen, daß man niemals einen Uebelstand verbannen kann, ohne daß ein anderer daraus entsteht. Wenn du daher, um ein mächtiges Reich zu gründen, ein zahlreiches und bewaffnetes Volk haben willst, so hast du eins welches du dann nicht nach deiner Weise behandeln kannst; hältst du es klein oder unbewaffnet, um es behandeln zu können, so kannst du es nicht im Zaum halten wenn es Land erwirbt, oder es kommt so herunter daß du die Beute eines Jeden wirst der dich angreift. Und darum müssen wir bei jeder Ueberlegung erwägen auf welcher Seite die

wenigsten Uebelstände sind und dies als die beste Wahl ergreifen, da ganz glatt, ganz ohne Fehl sich nirgends Etwas findet. Rom konnte also ähnlich wie Sparta, einen Fürsten auf Lebenszeit wählen, einen kleinen Senat wählen, aber es konnte nicht wie jenes die Zahl seiner Bürger am Wachsen hindern, wenn es ein mächtiges Reich werden wollte; und dann hätte ihm der König auf Lebenszeit und die Kleinheit des Senats, was die Einigkeit betrifft, wenig geholfen. Wenn demnach Jemand eine Republik neu einrichten will, so hätte er zu erwägen ob er wolle daß sie an Land und Macht zunehme wie Rom, oder aber daß sie innerhalb enger Grenzen bleibe. Im ersteren Falle muß er sie einrichten wie Rom, und allgemeine Zwistigkeiten und Aufstände sich gefallen lassen so gut es geht, da ohne eine große Zahl Menschen, und wohl bewaffnete Menschen, niemals eine Republik wird wachsen oder wenn sie wächst sich behaupten können. Im zweiten Falle kann man sie einrichten wie Sparta oder Venedig; aber da die Erweiterung ein Gift für dergleichen Republiken ist, muß wer sie einrichtet ihnen auf alle mögliche Weise das Erobern verbieten, weil solche Eroberungen, auf eine schwache Republik gegründet, durchaus ihr Verderben sind, wie es bei Sparta und Venedig der Fall war, von denen das Erstere, nachdem es fast ganz Griechenland unterworfen, bei einem ganz unbedeutenden Vorfall die Schwäche seiner Grundlage erwies, indem, als durch Pelopidas veranlaßt die Empörung von Theben erfolgte, da sich auch die andern Städte empörten, die Republik gänzlich zu Grunde ging. In ähnlicher Weise verlor Venedig, nachdem es einen großen Theil Italiens und das Meiste nicht durch Krieg sondern durch Geld und Klugheit erworben, als es eine Probe seiner Kraft ablegen sollte, Alles in einer Schlacht. Ich möchte wohl glauben daß um eine Republik von langer Dauer zu gründen die beste Art wäre sie innerlich einzurichten wie Sparta oder Venedig, und sie an einen festen Ort zu verlegen, von solcher Stärke daß Niemand sich einbildete sie sofort überwältigen zu können, und sie andrerseits auch nicht so groß zu machen daß sie den Nachbarn furchtbar wäre: so könnte sie sich lange Zeit ihres Zustandes erfreuen. Denn aus zwei Ursachen bekriegt man eine Republik; erstens um ihrer Herr zu werden, zweitens aus Furcht von ihr unterworfen zu werden. Diese beiden Ursachen werden auf die angegebene Art fast gänzlich beseitigt; da wenn sie schwer zu bezwingen ist, weil in gutem Vertheidigungszustand, wie ich es voraussetze, es selten oder nie geschehen wird daß Einer auf den Gedanken kommen sollte sie zu erobern. Bleibt sie innerhalb ihrer Grenzen, und sieht man aus Erfahrung daß kein Ehrgeiz in ihr ist, so wird es nie begegnen daß Einer aus Furcht vor ihr sie bekriegte, und dies wäre um so sicherer der Fall, wenn eine Einrichtung oder ein Gesetz in ihr bestünde das ihr Erweiterung verböte. Und ohne Zweifel glaube ich daß wenn sich die Sache in dieser Weise im Gleichgewicht halten ließe, dies das wahre politische Leben und die wahre Ruhe einer Stadt wäre. Aber da alle menschlichen Dinge in Bewegung sind und auch nicht stehen bleiben können, so müssen sie entweder steigen oder fallen, und zu vielen Dingen wozu die Vernunft nicht führt führt die Nothwendigkeit; so daß, wenn man eine Republik eingerichtet hätte die fähig wäre sich zu behaupten, wenn sie sich nicht erweiterte, und die Nothwendigkeit führte eine Erweiterung herbei, man ihr damit die Grundlagen entziehen und in kürzester Zeit ihren Sturz veranlassen würde. Eben so würde andrerseits, wenn ihr der Himmel so wohl wollte daß sie keinen Krieg zu führen brauchte, die Muße die daraus hervorginge entweder zur Verweich-

lichung oder zu Spaltungen führen, und Beides zusammen oder Jedes für sich Ursache ihres Unterganges werden. Da sich also diese Sache, wie ich glaube, nicht im Gleichgewicht halten und dieser Mittelweg nicht genau verfolgen läßt, so muß man bei Einrichtung einer Republik auf das denken was das Ehrenvollere ist und sie in einer Weise einrichten, daß wenn die Nothwendigkeit sie doch zu einer Vergrößerung führte sie das in Besitz Genommene würde behaupten können. Und um wieder auf meine erste Auseinandersetzung zu kommen, so glaube ich, es ist nothwendig der römischen Einrichtung zu folgen und nicht der der andern Republiken, da ich ein Mittelding zwischen beiden ausfindig zu machen nicht für möglich halte, und die Feindseligkeiten die zwischen Volk und Senat entstehen sollten zu ertragen, als einen Uebelstand der unvermeidlich ist um zu der römischen Größe zu gelangen. Denn außer den andern Gründen, die beigebracht wurden wo gezeigt ward daß die tribunicische Gewalt als Wache für die Freiheit nöthig gewesen, kann man leicht den Segen ermessen den in den Republiken die Macht anzuklagen stiftete, die unter Andern den Tribunen übertragen war, wie in folgendem Kapitel erörtert werden wird.

Siebentes Kapitel.

Wie nothwendig in einer Republik die Anklagen zur Aufrechthaltung der Freiheit sind.

Denen die in einer Stadt zu Wächtern ihrer Freiheit bestellt sind kann man keine nützlichere und nothwendigere Macht verleihen als die, die Bürger beim Volk oder irgend einem Magistrat oder Rath anklagen zu können, falls sie sich irgendwie gegen den Bestand der Freiheit vergangen. Diese Einrichtung hat zwei höchst nützliche Folgen für eine Republik. Die eine ist, daß die Bürger aus Furcht angeklagt zu werden Nichts gegen den Staat unternehmen, und wenn sie Etwas unternehmen unverzüglich und rücksichtslos bei Seite geschafft werden. Die zweite ist, daß ein Weg geboten wird auf dem man der Mißstimmung Luft schafft die sich in den Städten auf irgend eine Weise gegen einen Bürger erhebt. Denn wenn diese Mißstimmung keinen ordnungsmäßigen Ausweg finden kann, so greift sie zu außerordentlichen Mitteln, die eine Republik gänzlich zu Grunde richten. Und es giebt Nichts was eine Republik so fest und dauerhaft macht, als sie dergestalt einzurichten daß der Anfall dieser Mißstimmung der sie bewegt einen von den Gesetzen vorgezeichneten Weg habe um sich Luft zu machen. Dies läßt sich an vielen Beispielen beweisen, vorzüglich aber an dem des Coriolan, welches Livius anführt, wo er sagt daß, als der römische Adel gegen das Volk aufgebracht war, weil ihm schien als habe das Volk durch die Einführung der Tribunen, die es in Schutz nähmen, zu viel Gewalt erlangt, Rom aber, wie dies vorkommt, in große Noth um Lebensmittel gerathen war und der Senat wegen Kornes nach Sicilien gesandt hatte, der der Volkspartei feindliche Coriolan den Rath gab, jetzt sei die Zeit gekommen das Volk züchtigen und ihm die Macht wieder abnehmen zu können die es sich errungen und zum

heil des Adels angemaßt, indem man es hungern lasse und ihm das
de nicht austheile, worauf das Volk, als ihm dieser Ausspruch zu
gekommen, gegen Coriolan in solche Erbitterung gerieth, daß es ihn
Weggehen aus dem Senat im Aufruhr getödtet haben würde, wenn
ibunen ihn nicht vorgefordert hätten um öffentlich seine Sache zu ver-
en. An diesem Vorfall merkt man, was oben gesagt ist, wie nöthig
ützlich es sei daß die Republiken durch ihre Gesetze dem Hasse Luft
n den die Gesammtheit gegen einen Bürger faßt, da wenn diese
ngsmäßigen Wege nicht vorhanden sind man zu außerordentlichen schrei-
ie dann ohne Zweifel weit üblere Wirkungen haben als jene. Denn
ein Bürger auf ordnungsmäßige Weise bei Seite geschafft wird, so
es, sollte ihm selbst Unrecht geschehen sein, wenig oder keine Unordnung
Republik zur Folge, weil die Vollstreckung ohne die Kräfte eines Ein-
und ohne fremde Kräfte, welches die sind die die Freiheit zu Grunde
, sondern durch öffentliche Kräfte und Einrichtungen geschieht, die ihre
mten Grenzen haben und nicht zu Etwas ausarten was die Republik
runde richten kann. Und was die Bestätigung dieser Ansicht durch
iele betrifft, so soll mir von den alten das Coriolans genügen, an dem
ersehen kann wie übel es für die römische Republik ausgeschlagen
wenn er im Aufruhr getödtet wurde; denn es entstand daraus Ver-
Einzelner gegen Einzelne, Verletzung aber erzeugt Furcht, Furcht sucht
eidigung, zur Vertheidigung wirbt man sich Anhänger, von den An-
rn kommen die Parteien in den Städten und von den Parteien ihr
gang. Wurde aber die Sache von denen geführt denen die Macht dazu
n war, so fielen alle die Uebel hinweg die daraus entstehen konnten,
sie der Einzelne in die Hand nahm. Wir haben in unsern Zeiten
n zu welcher Neuerung es in der Republik Florenz geführt hat daß die
e ihrem Groll gegen einen Mitbürger nicht auf ordentliche Weise Luft
n konnte, nämlich zur Zeit des Francesco Valori, damals des Ersten
Stadt, der von Vielen für ehrgeizig gehalten wurde und für einen
der mit seiner Kühnheit und Verwegenheit über das bürgerliche Leben
sstrebe, und da es in der Republik keinen Weg gab ihm Widerstand
sten als mit einer der seinigen entgegentretenden Partei, in Folge dessen,
r vor Nichts Furcht hatte als vor außerordentlichen Mitteln, sich Gön-
erwerben begann die ihn vertheidigten, während auf der andern Seite
eiche ihn bekämpften, da sie keinen ordnungsmäßigen Weg zu seiner
drückung hatten, auf außerordentliche Wege sannen, bis man denn
Waffen griff. Und während wenn man ihm ordnungsmäßig hätte gegen-
eten können, seine Macht vernichtet worden wäre zu seinem einzigen
rben, da geschah es, weil man sie auf außerordentlichem Wege ver-
mußte, nicht nur zu seinem sondern zu vieler andern edlen Bürger
rben. Zur Bekräftigung der ausgesprochenen Behauptung könnte man
den gleichfalls in Florenz mit Piero Soderini stattgehabten Vorfall
ren, der einzig und allein darum Statt hatte, weil in dieser Republik
Möglichkeit einer Anklage gegen den Ehrgeiz der mächtigen Bürger
denn einen Mächtigen in einer Republik vor acht Richtern anzuklagen
nicht; es müssen viele Richter sein, da wenige es immer mit den
gen halten. So hätten ihn die Bürger, wenn eine solche Möglichkeit
nden gewesen wäre, entweder angeklagt, wofern er Uebles that, und
dieses Mittel ihrem Grolle Luft geschafft, ohne das spanische Heer

herbeizurufen, oder wenn er nichts Uebles that, nicht den Muth gehabt Etwas gegen ihn zu unternehmen, aus Furcht selbst angeklagt zu werden, und so wäre nach jeder Seite hin das Gelüst verschwunden das die Veranlassung zu Händeln wurde. So daß man den Schluß ziehen darf daß jedesmal, wenn man auswärtige Kräfte von einem Theile der Bewohner herbeigerufen sieht, man überzeugt sein kann, es rühre von den schlechten Einrichtungen derselben her, indem es in ihrem Kreise an einer Einrichtung fehlt, um ohne außerordentliche Mittel den gehässigen Stimmungen die in den Menschen entstehen Luft schaffen zu können; wofür vollständig gesorgt ist, wenn man Anklagen vor einer genügenden Anzahl Richter anordnet und ihnen Wichtigkeit verleiht. Dies Verfahren war in Rom so wohl geordnet, daß bei so vielen Zwistigkeiten zwischen Volk und Senat weder der Senat noch das Volk noch ein einzelner Bürger jemals auf den Gedanken kam sich auswärtiger Kräfte zu bedienen; weil sie eben das Mittel im Hause hatten und darum nicht genöthigt waren es auswärts zu suchen. Und obwohl die oben angeführten Beispiele vollkommen genügend sind es zu beweisen, will ich gleichwohl noch ein anderes von Livius in seiner Geschichte erzähltes beibringen, welcher berichtet daß als in Chiusi, einer damals in Etrurien sehr angesehenen Stadt, von einem gewissen Lucumo eine Schwester des Aruns geschändet worden war und Aruns sich wegen der Macht Jenes nicht rächen konnte, er sich zu den Galliern begab, die damals in der Gegend herrschten welche heute die Lombardei heißt, und diese ermunterte mit bewaffneter Hand nach Chiusi zu kommen, indem er ihnen auseinandersetzte, wie sie zu ihrem eigenen Vortheil ihn für die erlittene Beschimpfung rächen könnten; während Aruns, wenn er in den Einrichtungen der Stadt eine Möglichkeit gesehen hätte sich zu rächen, nicht die Streitkräfte der Barbaren aufgesucht haben würde. Aber so nützlich diese Anklagen in einer Republik sind, so nutzlos und schädlich sind die Verleumdungen, wie wir im folgenden Kapitel erörtern werden.

Achtes Kapitel.

Wie nützlich die Anklagen den Republiken sind, so verderblich sind die Verleumdungen.

Trotzdem die Tapferkeit des Furius Camillus, nachdem er Rom von der Unterdrückung durch die Gallier befreit, bewirkt hatte daß alle römischen Bürger, ohne daß sie ihrem Ansehen oder Range Etwas zu vergeben glaubten, sich ihm unterordneten, so konnte gleichwohl Manlius Capitolinus nicht ertragen daß ihm so viel Ehre und Ruhm erwiesen würde, indem er meinte, was das Heil Roms betreffe, durch die Rettung des Capitols sich so verdient gemacht zu haben wie Camillus, und was den sonstigen kriegerischen Ruhm, ihm nicht nachzustehen. Dergestalt daß er, des Neides voll, da er sich über den Ruhm Jenes nicht zu beruhigen vermochte und doch sah daß er unter den Vätern keine Zwietracht säen könne, sich an das Volk wandte, indem er verschiedene ungünstige Gerüchte unter demselben ausstreute. Und unter dem Uebrigen was er sagte war auch, daß der Schatz den man zusammengebracht

um ihn den Galliern zu geben und ihnen dann nicht gegeben von einzelnen Bürgern in Beschlag genommen worden sei; und wenn man ihn wieder hätte, könne man ihn zum allgemeinen Nutzen verwenden, indem man das Volk von den Abgaben oder von irgend einer Privatschuld befreie. Diese Worte thaten große Wirkung beim Volke, so daß er anfing Zulauf zu bekommen und je nach Belieben vielfache Unruhen in der Stadt zu veranlassen; da dem Senat dies aber mißfiel und von Bedeutung und gefährlich schien, ernannte er einen Dictator, der den Fall untersuchen und das Ungestüm des Manlius zügeln sollte. Worauf ihn denn der Dictator sofort vorladen ließ und Beide öffentlich einander gegenüber traten, der Dictator inmitten der Adligen, und Manlius inmitten des Volkes. Manlius wurde aufgefordert zu sagen, bei wem sich der Schatz befände von dem man rede, weil der Senat so begierig sei es zu erfahren wie das Volk; worauf Manlius nicht ausdrücklich antwortete, sondern Ausflüchte machend sagte, es sei nicht nöthig ihnen zu sagen was sie ja wüßten, so daß ihn der Dictator ins Gefängniß werfen ließ. Aus dieser Erzählung ist zu ersehen wie verabscheuungswürdig in freien Städten und in jeder andern Form des Lebens die Verleumdungen sind, und daß man, um sie zu unterdrücken, kein Mittel scheuen darf das dazu dienen kann. Es kann aber kein besseres Mittel geben sie hinwegzuschaffen, als den Anklagen recht viele Orte zu öffnen, weil eben so viel wie die Anklagen den Republiken nützen die Verleumdungen ihnen schaden, und andrerseits der Unterschied zwischen ihnen ist, daß die Verleumdungen keiner Zeugen noch sonst eines besondern Beweises zu ihrer Erhärtung bedürfen, so daß Jeder von Jedem verleumdet werden kann, nicht aber angeklagt werden, da die Anklagen vollgültiger Zeugen und solcher Thatsachen bedürfen, welche die Wahrheit der Anklage beweisen. Angeklagt werden die Menschen bei der Behörde, beim Volke, beim Rathe; verleumdet werden sie auf den Plätzen und in den Häusern. Die Verleumdung wird am häufigsten angewendet, wo man sich am wenigsten der Anklage bedient und wo die Städte am wenigsten darauf eingerichtet sind sie entgegenzunehmen. Deshalb muß der Ordner einer Republik die Einrichtung treffen daß man in ihr ohne irgend welche Furcht oder Scheu jeden Bürger anklagen kann; und wenn dies geschehen ist und wohl beobachtet wird, muß er scharf die Verleumder bestrafen, die sich nicht beklagen können wenn sie bestraft werden, da ihnen die Orte offen stehen wo die Anklagen gegen den gehört werden, den sie in den Häusern verleumdet haben. Und wo dieser Punkt nicht wohl geordnet ist, erfolgen immer große Unordnungen, weil die Verleumdungen die Bürger aufbringen, nicht bessern, und die Aufgebrachten zu trotzen gedenken, indem sie eher hassen als fürchten was gegen sie gesagt wird. Dieser Punkt war, wie gesagt, in Rom wohl geordnet und ist immer schlecht geordnet gewesen in unserer Stadt Florenz. Und wie in Rom diese Ordnung viel Gutes bewirkte, so bewirkte in Florenz diese Unordnung viel Schlimmes. Und wer die Geschichte dieser Stadt liest, wird sehen wie viel Verleumdungen zu jeder Zeit ihren Bürgern, die in ihren wichtigen Angelegenheiten verwandt worden, zu Theil geworden sind. Von dem Einen sagten sie, er habe der Gemeinde Gelder entwendet, von dem Andern, er habe in einer Unternehmung nicht gesiegt, weil er bestochen gewesen sei, und wieder ein Andrer habe durch seinen Ehrgeiz den und den Nachtheil herbeigeführt. Woraus denn von jeder Seite Haß entsprang, von dem man zur Spaltung, von der Spaltung zu Parteien, von den Parteien zum Untergang gelangte. Wogegen wenn in Florenz eine Einrichtung bestanden

hätte die Bürger anzuklagen und die Verleumder zu bestrafen, zahllose Händel nicht erfolgt wären welche erfolgt sind; weil diese Bürger, mochten sie nun verurtheilt oder freigesprochen werden, der Stadt nicht hätten schaden können, und weit Wenigere angeklagt worden wären als verleumdet wurden, da man, wie gesagt, nicht Jeden anklagen so wie verleumden kann. Und unter den andern Mitteln deren sich mancher Bürger bedient hat um zu seiner Größe zu gelangen sind auch diese Verleumdungen gewesen, welche gegen die mächtigen Bürger gerichtet, die seinem Gelüst sich widersetzten, sehr viel für ihn wirkten, weil er, indem er die Partie des Volkes nahm und es in der schlimmen Meinung die es von Jenen hatte bestärkte, es sich zum Freunde machte. Und obwohl sich dafür sehr viele Beispiele anführen ließen, will ich mit nur Einem zufrieden sein. Das Florentinische Heer lagerte vor Lucca unter dem Befehl seines Commissars, Messer Giovanni Guicciardini. Entweder seine schlechten Maßregeln oder sein schlechtes Glück wollte daß die Eroberung der Stadt nicht erfolgte. Wie sich jedoch auch die Sache verhalten mochte, Messer Giovanni wurde die Schuld davon beigemessen, indem man sagte, er sei von den Lucchesen bestochen worden; eine Verleumdung die, von seinen Feinden unterstützt, Messer Giovanni beinah in die äußerste Verzweiflung brachte. Und obwohl er um sich zu rechtfertigen sich dem Oberbefehlshaber in die Hände liefern wollte, konnte er sich gleichwohl gar nicht rechtfertigen, weil keine Einrichtungen in der Republik waren um es thun zu können. Daraus entstand denn heftige Erbitterung zwischen den Freunden Messer Giovanni's, die meistentheils zu den Großen gehörten, und zwischen denen welche Umwälzungen in Florenz herbeizuführen wünschten. Und diese Angelegenheit nahm, aus diesen und ähnlichen Gründen, einen solchen Umfang an daß der Sturz der Republik daraus erfolgte. Manlius Capitolinus war also ein Verleumder und kein Ankläger; und die Römer zeigten in diesem Falle genau wie die Verleumder bestraft werden müssen. Man muß sie nämlich Ankläger werden lassen und wenn die Anklage sich als wahr erweist, sie entweder belohnen oder doch nicht bestrafen; erweist sie sich aber nicht als wahr, sie bestrafen wie Manlius bestraft wurde.

Neuntes Kapitel.

Daß es nothwendig ist allein zu stehen, wenn man ein Staatswesen neu ordnen oder gänzlich gegen seine alten Einrichtungen umgestalten will.

Es wird vielleicht Manchem scheinen daß ich schon zu weit in die römische Geschichte hineingegangen bin, da ich noch keine Erwähnung der Ordner der Republik noch derjenigen Einrichtungen gethan habe welche sich auf die Religion oder auf das Kriegswesen beziehen. Und da ich also die Gemüther derer welche über diese Punkte Einiges vernehmen möchten nicht länger in Ungewißheit lassen will, so sage ich daß es Viele vielleicht für ein schlechtes Beispiel erklären werden, daß ein Gründer eines bürgerlichen Wesens, wie Romulus war, zuerst einen Bruder von sich getödtet, nachher in die Tödtung des Sabiners Titus Tatius gewilligt, den er zum Mitregenten

t; indem sie daraus folgern, seine Mitbürger könnten unter Berufung
ren Fürsten aus Ehrgeiz und Herrschbegierde diejenigen verletzen welche
Macht sich widersetzten. Diese Ansicht würde richtig sein, wenn man
n Betracht zöge, welche Absicht ihn dazu geführt hat einen solchen
zu begehen. Und man muß als eine allgemeine Regel dies anneh-
daß es selten oder nie vorkommt daß ein Freistaat oder ein Königreich
nfang an wohl geordnet oder ganz neu gegen seine frühern Einrich-
umgestaltet werde, wenn er nicht von Einem geordnet wird; vielmehr
nothwendig daß ein Einziger da sei, der den Plan angiebt und aus
Geiste jede dem entsprechende Anordnung hervorgeht. Deshalb muß
nsichtiger Ordner eines Staatswesens und einer der die Absicht hat
sich sondern dem allgemeinen Besten, nicht seiner eignen Nachkommen-
sondern dem gemeinsamen Vaterlande zu dienen, danach streben die
lt allein zu besitzen; und kein weiser Sinn wird je Einen wegen einer
rdentlichen Maßregel tadeln deren er zur Ordnung eines Königreichs
Gründung einer Republik sich bediente. Es ziemt sich wohl daß wenn
e That anklagt, der Erfolg ihn entschuldigt; und wenn dieser gut ist,
ei Romulus, wird er ihn immer entschuldigen; denn den welcher ge-
ätig ist um zu zerstören, nicht den welcher es ist um aufzubauen soll
urf treffen. Allerdings muß er so klug und tugendhaft sein, daß er die
lt die er für sich in Anspruch genommen nicht erblich einem Andern
äßt; denn da die Menschen geneigter zum Bösen als zum Guten sind,
sich sein Nachfolger ehrgeiziger Weise dessen bedienen was von ihm
hafter Weise angewandt worden wäre. Außerdem, wenn auch ein
ner geschickt ist zum Ordnen, so ist die Sache nicht für lange Dauer
et, wenn sie auf den Schultern eines Einzelnen ruhen bleibt, wohl
wenn sie der Sorge Vieler überlassen bleibt und es die Aufgabe Vieler
zu erhalten. Denn so wie Viele nicht geschickt sind eine Sache zu
, weil sie das Beste derselben nicht erkennen, der verschiedenen Mei-
n wegen die unter ihnen sind, so werden sie sich auch, wenn sie es erkannt
nicht vereinigen es wieder fahren zu lassen. Daß aber Romulus
von Jenen war der bei der Ermordung des Bruders und des Genossen
uldigung verdiente, und daß das was er that um des allgemeinen
, nicht um seines persönlichen Ehrgeizes willen geschah, das beweist
mstand daß er sofort einen Senat eingesetzt, um sich mit ihm zu be-
und seiner Meinung gemäß zu beschließen. Und wer die Gewalt die
lus sich vorbehielt wohl betrachtet, wird sehen daß er sich keine andre
alten, als die Heere anzuführen wann Krieg beschlossen war, und den
zu versammeln. Man sah dies nachher, als Rom durch die Vertrei-
der Tarquinier frei wurde, wo von den Römern keine Einrichtung der
Zeit abgeändert ward, außer daß an die Stelle eines lebenslänglichen
s zwei jährliche Consuln traten. Es bezeugt dies daß alle ursprüng-
Einrichtungen der Stadt mehr einem bürgerlichen und freien Wesen
nem unbeschränkten und tyrannischen entsprechend gewesen sind. Es
sich zur Bekräftigung des oben Angeführten unzählige Beispiele geben,
Moses, Lykurg, Solon, und andre Gründer von Königreichen und Re-
n, die weil sie sich eine Gewalt beigelegt, Gesetze zum Vortheil des
einen Besten zu geben vermochten; ich will sie jedoch als etwas Be-
s bei Seite lassen. Nur eins will ich anführen, das nicht so berühmt
ber von denen die Anordner guter Gesetze zu werden wünschen in Be-

3*

tracht gezogen zu werden verdient, das nämlich, daß als König Agis von Sparta die Spartaner in die Schranken zurückführen wollte in welche die Gesetze Lykurgs sie eingeschlossen, weil ihm schien daß weil sie zum Theil davon abgewichen, seine Vaterstadt viel von jener alten Tugend und folglich von ihrer Kraft und Herrschaft verloren habe, er im ersten Beginne von den spartanischen Ephoren, als ein Mann der sich zum Tyrannen aufwerfen wolle, ermordet wurde. Als aber Kleomens ihm in der Regierung folgte und derselbe Wunsch in ihm entstand, weil er aus den Aufzeichnungen und Schriften die er von Agis vorgefunden ersah was sein Sinn und seine Absicht gewesen, so erkannte er daß er seinem Vaterlande diese Wohlthat nicht erweisen könne, wenn er nicht in alleinigen Besitz der Gewalt gelange, indem er wegen des Ehrgeizes der Menschen nicht im Stande zu sein meinte gegen den Willen Weniger Vielen Nutzen zu bringen; und mit Benutzung einer schicklichen Gelegenheit ließ er sämmtliche Ephoren und wer ihm sonst hinderlich sein konnte ermorden; darauf erneuerte er in Allem wieder die Gesetze Lykurgs. Dieser Entschluß war geeignet Sparta wiederzuerwecken und Kleomens den Ruhm zu verleihen den Lykurg besaß, wäre nicht die Macht der Macedonier und die Schwäche der übrigen griechischen Staaten gewesen. Denn als er nach dieser Einrichtung von den Macedoniern angegriffen wurde und sich selbst an Streitkräften ihnen nicht gewachsen fand und Niemanden hatte zu dem er seine Zuflucht nehmen konnte, wurde er besiegt, und jene Absicht von ihm, so gerecht und löblich sie war, blieb unvollendet. Alle diese Dinge also erwogen, ziehe ich den Schluß, daß es um ein Staatswesen zu ordnen nothwendig ist allein zu stehen und daß Romulus wegen der Tödtung des Remus und des Tativs Entschuldigung, nicht Tadel verdient.

Zehntes Kapitel.

Wie lobenswerth die Gründer einer Republik oder eines Königreichs sind, so verwerflich sind die einer Tyrannenherrschaft.

Unter allen gepriesenen Menschen sind die gepriesensten die welche Häupter und Stifter von Religionen gewesen sind. Zunächst dann die welche Republiken oder Königreiche gegründet haben. Nächst diesen sind diejenigen berühmt welche an der Spitze der Heere ihre Herrschaft oder die ihres Vaterlandes erweitert haben. An diese schließen sich die Männer der Wissenschaft; und da diese aus verschiedenen Gattungen bestehen, wird Jeder von ihnen nach seinem Range geschätzt. Allen andern Menschen, deren Zahl unendlich ist, wird ein gewisser Theil von Lob, wie es Jedem seine Kunst und Beschäftigung einbringt. Im Gegentheile sind schändlich und verabscheuungswürdig die Vernichter der Religionen, die Zertrümmerer der Königreiche und Republiken, die Feinde der Tugend, der Wissenschaft und jeder Kunst die dem Menschengeschlecht Nutzen und Ehre bringt, als da sind die Ruchlosen und Gewaltthätigen, die Unwissenden, die Müßiggänger, die Erbärmlichen und die Nichtsnutzigen. Und Keiner wird jemals so närrisch oder so weise,

so bösartig oder so gut sein, daß er, wenn ihm die Wahl zwischen beiden Klassen von Menschen vorgelegt wird, nicht loben sollte die zu loben und tadeln die zu tadeln ist. Trotzdem lassen sich dann fast Alle, durch ein falsches Glück und einen falschen Ruhm getäuscht, absichtlich oder unwissentlich in die Fußtapfen derer treten welche mehr Tadel als Lob verdienen. Und während sie zu ihrer dauernden Ehre eine Republik oder ein Königreich gründen könnten, wenden sie sich der Tyrannenherrschaft zu und gewahren nicht welchen Ruf, welchen Ruhm, welche Ehre, Sicherheit, Ruhe nebst innerer Genugthuung sie durch diesen Entschluß fliehen und in welche Schande, Schmach, Tadel, Gefahr und Unruhe sie sich stürzen. Und unmöglich ist es daß die welche im Privatstande in einem Staatswesen leben oder durch Glück oder Verdienst Fürsten desselben werden, wenn sie die Geschichte läsen und auf die Erinnerungen der alten Ereignisse Etwas gäben, daß diese als Privatleute nicht wünschen sollten lieber als Scipionen denn als Cäsaren in ihrem Vaterlande zu leben, und die welche Fürsten sind lieber als Agesilaen, Timoleone und Dione denn als Nabisse, Phalarisse und Dionyse; denn diese würden sie im höchsten Grade geschmäht und jene ausnehmend gepriesen sehen. Auch würden sie sehen wie Timoleon und die Andern nicht geringere Macht in ihrem Vaterlande hatten als Dionysius und Phalaris besaßen; sie würden aber bemerken daß sie bei weitem mehr Sicherheit hatten. Lasse sich auch Niemand durch den Ruhm Cäsars täuschen, wenn er ihn von den Schriftstellern vornehmlich verherrlicht sieht; denn die ihn preisen sind von seinem Glücke bestochen und eingeschüchtert durch die lange Dauer des Kaiserreichs, welches als unter diesem Namen regiert nicht gestattete daß die Schriftsteller sich frei über ihn äußerten. Wer aber erfahren will was freie Schriftsteller von ihm sagen würden, der lese was sie von Catilina sagen! Und um so verabscheuungswürdiger ist Cäsar, als der welcher Böses gethan hat mehr Tadel verdient als der es hat thun wollen. Lese er auch mit welchen Lobeserhebungen sie den Brutus feiern, so daß sie also, da sie Jenen wegen seiner Macht nicht tadeln konnten, seinen Feind verherrlichen. Betrachte auch der welcher Fürst in einem Staate geworden ist wie viel mehr Lob, seit Rom ein Kaiserreich geworden, die Kaiser erwarben welche nach den Gesetzen und als gute Fürsten, als die welche entgegengesetzt lebten; und er wird sehen wie Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin und Marcus nicht der prätorianischen Soldaten noch der Menge der Legionen zu ihrem Schutze bedurften, weil ihre Sitten, die Zuneigung des Volkes, die Liebe des Senats sie schützte. Er wird auch sehen wie Caligula, Nero, Vitellius und so vielen andern verbrecherischen Kaisern nicht die östlichen und westlichen Heere genügten sie vor den Feinden zu retten die ihre bösen Sitten, ihr schändliches Leben ihnen erweckt hatte. Und wenn deren Geschichte wohl erwogen würde, so wäre sie eine vortreffliche Lehre für jeden Fürsten, um ihm den Weg des Ruhms oder der Schande, der Sicherheit oder der Befürchtung zu zeigen. Denn von sechsundzwanzig Kaisern, die von Cäsar bis Maximinus regierten, wurden sechzehn ermordet, zehn starben auf natürliche Weise; und wenn unter denen welche getödtet wurden ein oder der andre gute war, wie Galba und Pertinax, so wurde er durch die Verderbniß getödtet welche sein Vorgänger unter den Soldaten zurückgelassen hatte. Und wenn unter denen welche auf natürliche Weise starben ein oder der andre verbrecherische war, wie Severus, so kam dies von seinem ausnehmenden Glück und seiner ausnehmenden Tapferkeit, zwei Dingen die wenigen Menschen zur Seite stehen. Auch wird

er aus der Lesung dieser Geschichte sehen wie man eine gute Regierung schaffen kann, da alle Kaiser welche durch Erbschaft in der Regierung folgten, mit Ausnahme des Titus, schlecht waren, die durch Adoption, alle gut, wie die fünf von Nerva bis Marcus. Als aber das Reich an die Erben fiel, kehrte es zu seinem Verfalle zurück. Halte sich also ein Fürst die Zeiten von Nerva bis Marcus vor und vergleiche sie mit denen die vorher gewesen und die nachher kamen, und dann wähle er in welchen er hätte geboren oder über welche er hätte gesetzt sein mögen. Denn in den von den guten regierten wird er einen sicheren Fürsten inmitten seiner sicheren Bürger sehen, von Frieden und Gerechtigkeit die Welt erfüllt; wird den Senat in seinem Ansehn, die Behörden in ihren Ehren sehn, die reichen Bürger ihren Reichthum genießen, Adel und Tugend erhöht; wird überall Ruhe, überall Wohlergehn sehn, und andrerseits allen Groll, alle Zügellosigkeit, Bestechung und Ehrgeiz vernichtet; er wird die goldnen Zeiten erblicken, wo Jeder haben und vertheidigen kann welche Meinung er will. Kurz er wird die Welt triumphiren sehn, in Ehrfurcht und Ruhm den Fürsten, in Liebe und Sicherheit die Völker. Betrachtet er dann genau die Zeiten der andern Kaiser, so wird er sie verwildert durch Kriege, zwiespältig durch Empörungen, im Frieden und im Kriege grausam finden, so viele Fürsten mit dem Schwerte getödtet, so viele bürgerliche, so viele auswärtige Kriege; Italien niedergebeugt und voll frischer Unglücksfälle, zu Grunde gerichtet und geplündert seine Städte. Rom wird er verbrannt sehn, das Capitol von seinen Bürgern niedergerissen, die alten Tempel verödet, die heiligen Gebräuche entweiht, voller Ehebrüche die Städte; wird das Meer voll Verbannter, die Klippen voll Blut finden. Zahllose Grausamkeiten wird er in Rom verüben sehn, und Adel, Reichthum, Ehren, vor Allem aber die Tugend als Todsünde angerechnet. Die Ankläger wird er belohnt, die Sclaven gegen ihren Herrn, die Freigelassenen gegen ihren Schutzherrn bestochen und wem es an Feinden fehlen sollte von den Freunden unterdrückt sehen. Dann wird er am besten erkennen welche Verpflichtungen Rom, Italien und die Welt gegen Cäsar hat. Und wahrlich, wenn er von Menschen geboren ist, wird er vor jeder Nachahmung der bösen Zeiten zurückschaudern und von einem unendlichen Verlangen entflammt werden den guten zu folgen. Und gewiß, wenn ein Fürst den Ruhm der Welt suchte, müßte er wünschen eine verderbte Stadt zu besitzen, nicht um sie gänzlich zu Grunde zu richten, wie Cäsar, sondern um sie wieder aufzubauen, wie Romulus. Und wahrlich, der Himmel kann dem Menschen keine größere Gelegenheit zum Ruhme geben, noch der Mensch eine größere wünschen. Und wenn man um eine Stadt gut zu ordnen nothwendig die Fürstenwürde niederlegen müßte, würde der welcher sie nicht ordnete, um nicht von dieser Stufe herabzusteigen, einige Entschuldigung verdienen. Kann er aber die Fürstenwürde behalten und sie ordnen, dann verdient er keine Entschuldigung. Und mögen überhaupt die welchen der Himmel eine solche Gelegenheit giebt bedenken daß zwei Wege vor ihnen liegen; der eine, der ihnen ein sicheres Leben und nach dem Tode Ruhm verleiht; der andre, der ihnen ein Leben in fortwährenden Aengsten und nach dem Tode ewige Schmach bereitet.

Elftes Kapitel.

Von der Religion der Römer.

Obwohl Rom zu seinem ersten Ordner den Romulus hatte und ihm als Tochter seine Geburt und Erziehung zu danken hat, so legte gleichwohl der Himmel, der die Einrichtungen des Romulus für ein so großes Reich als nicht genügend erachtete, dem römischen Senate ins Herz den Numa Pompilius zum Nachfolger des Romulus zu wählen, damit die Anordnungen die von ihm noch im Rückstand gelassen worden wären von Numa getroffen würden. Und da dieser ein äußerst wildes Volk vorfand und es durch die Künste des Friedens zum bürgerlichen Gehorsam bringen wollte, so wandte er sich zur Religion als einem zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesellschaft durchaus nothwendigen Gegenstande, und richtete sie dergestalt ein daß mehrere Jahrhunderte hindurch nirgends so viel Gottesfurcht geherrscht hat wie in diesem Staatswesen, was jedes Unternehmen erleichterte das der Senat oder die großen Männer Roms auszuführen beabsichtigten. Und wer unzählige Handlungen sowohl des römischen Volks insgesammt als vieler Römer für sich durchlaufen will, wird sehen wie diese Bürger sich viel mehr scheuten den Eid als die Gesetze zu brechen, als Männer die die Macht Gottes höher achteten als die der Menschen, wie man klar an den Beispielen des Scipio und des Manlius Torquatus sieht. Es hatten sich nämlich nach der Niederlage die Hannibal den Römern bei Cannä beigebracht viele Bürger zusammengethan, und erschrocken und furchtsam den vereinten Entschluß gefaßt Italien zu verlassen und nach Sicilien zu gehn, worauf Scipio, als er es erfuhr, sie aufsuchte und mit bloßem Schwerte in der Hand zu schwören zwang ihr Vaterland nicht zu verlassen. Lucius Manlius, der Vater des Titus Manlius der später Torquatus genannt wurde, war von dem Volkstribunen Marcus Pomponius angeklagt worden; ehe aber der Tag des Gerichtes kam, suchte Titus den Marcus auf, und unter der Drohung ihn zu ermorden, wenn er nicht schwöre die Anklage gegen den Vater zurückzunehmen, zwang er ihn zu dem Schwur, und nachdem dieser aus Furcht geschworen, nahm er die Anklage zurück. Und so wurden die Bürger welche die Liebe zum Vaterlande und dessen Gesetze nicht in Italien zurückhielten durch einen Eid zurückgehalten, den sie anzunehmen gezwungen wurden; und der Tribun setzte den Haß den er gegen den Vater hatte, den Schimpf den ihm der Sohn angethan und seine Ehre bei Seite, um dem geleisteten Schwure zu gehorchen; was in nichts Anderem seinen Grund hatte, als in der Religion die Numa in jener Stadt eingeführt. Und man sieht, wenn man aufmerksam die römische Geschichte betrachtet, wie sehr die Religion dazu beitrug die Heere in Gehorsam, das Volk in Einigkeit, die Menschen gut zu erhalten und in den Bösen Schaam zu erwecken. So daß wenn man zu entscheiden hätte welchem Fürsten Rom mehr Dank schulde, dem Romulus oder dem Numa, ich glaube daß Numa die erste Stelle einnehmen würde, weil wo Religion ist leicht Waffenmacht eingeführt werden kann, wo aber Waffenmacht und keine Religion ist sich diese schwer einführen läßt. Man sieht auch daß Romulus um den Senat einzusetzen und andere bürgerliche und militärische Einrichtungen zu treffen des Ansehns Gottes nicht bedurfte, wohl aber Numa, welcher Zusammen-

künfte mit einer Nymphe zu haben vorgab, die ihm rathe was er dem Volke zu rathen hätte, und das geschah nur, weil er neue und ungewohnte Einrichtungen in der Stadt treffen wollte und besorgte daß sein Ansehn nicht genügend sein möchte. In Wahrheit hat es auch niemals einen Stifter außerordentlicher Gesetze unter einem Volke gegeben der nicht auf Gott zurückgegangen wäre, weil sie anders nicht angenommen worden wären; denn es giebt viele gute Dinge die ein Kluger erkennt, die aber keine so augenscheinlichen Gründe in sich haben daß er Andere davon überzeugen könnte. Darum nehmen weise Männer, die diese Schwierigkeit heben wollen, zu Gott ihre Zuflucht. So that Lykurg, so Solon, so viele Andere welche den gleichen Zweck wie diese gehabt haben. Indem also das römische Volk seine Güte und Klugheit bewunderte, fügte es sich jeder seinen Entscheidungen. Allerdings ist es wahr daß der Umstand daß jene Zeiten voll religiöser Gesinnung und die Menschen mit denen er zu thun hatte roh waren, es ihm sehr leicht machte seine Pläne auszuführen, da er ihnen ohne Mühe jede beliebige neue Form aufdrücken konnte. Und ohne Zweifel würde wer in jetziger Zeit ein Staatswesen gründen wollte leichtere Mühe bei den Bergbewohnern finden, wo noch gar keine bürgerliche Gesellschaft besteht, als bei denen die in Städten zu leben gewöhnt sind, wo die Gesellschaft verdorben ist; und ein Bildhauer wird leichter aus einem rohen Marmorstück eine schöne Statue schaffen, als aus einem das ein Anderer ungeschickt zugehauen hat. Alles also in Betracht genommen ziehe ich den Schluß, daß die von Numa eingeführte Religion zu den ersten Ursachen des Glanzes dieser Stadt gehörte, weil diese gute Einrichtungen veranlaßte, gute Einrichtungen Glück bringen und aus dem Glücke die glänzenden Erfolge der Unternehmungen entsprangen. Und wie die Festhaltung der Gottesverehrung Ursache der Größe der Staaten ist, so ist die Vernachlässigung derselben Ursache ihres Unterganges. Denn wo die Furcht Gottes fehlt, da muß entweder das Reich untergehen, oder es muß durch die Furcht vor einem Fürsten gehalten werden, welche den Mangel der Religion ersetzt. Da aber die Fürsten ein kurzes Leben haben, so muß es mit einem solchen Reiche schnell zu Ende gehen, je nachdem es mit der Kraft Jenes zu Ende geht. Daher kommt es daß Reiche welche nur auf der Kraft Eines Mannes beruhen von geringer Dauer sind, weil mit dem Leben desselben diese Kraft erlischt, und es selten vorkommt daß sie sich in dem Nachfolger erneuert, wie einsichtig Dante sagt:

> Nur selten pflanzt sich weiter in den Sprossen
> Der Menschen Tugend, also hat's ihr Geber,
> Auf daß man sie von ihm erfleh', beschlossen.

Das Heil einer Republik oder eines Königreichs besteht also nicht darin einen Fürsten zu besitzen der es so lange er lebt mit Einsicht regiert, sondern einen der es dergestalt ordnet, daß es auch wenn er stirbt fortbesteht. Und obwohl man rohe Menschen leichter zu einer neuen Ordnung und Meinung überredet, so ist es darum doch nicht unmöglich auch gesittete Menschen und solche die Anspruch darauf machen nicht roh zu sein dazu zu überreden. Das Volk von Florenz meint weder unwissend noch roh zu sein, gleichwohl ließ es sich von Bruder Girolamo Savonarola überreden daß er mit Gott spräche. Ich will kein Urtheil darüber fällen ob es wahr war oder nicht, denn von einem so bedeutenden Manne muß man mit Ehrfurcht reden. Wohl aber sage ich daß Unzählige ihm glaubten, ohne irgend etwas Außerordentliches

gesehen zu haben was sie hätte glauben machen müssen; weil sein Leben, seine Lehre, der Gegenstand den er erfaßt hatte hinreichend waren ihm Glauben zu verschaffen. Verliere daher Niemand den Muth, als ob er nicht erreichen könne was von Andern erreicht worden ist; denn wie in unsrer Vorrede gesagt wurde, entstanden, lebten und starben die Menschen immer nach demselben Gesetze.

Zwölftes Kapitel.

Von welcher Wichtigkeit es ist auf die Religion Acht zu haben, und daß Italien weil es durch Schuld der römischen Kirche um dieselbe gekommen zu Grunde gegangen ist.

Die Fürsten oder die Republiken welche sich unverderbt erhalten wollen müssen vor allem Andern die religiösen Gebräuche unverderbt erhalten und immer die Verehrung für dieselben bewahren. Denn man kann kein stärkeres Anzeichen für den Verfall eines Landes haben, als den Gottesdienst gemißachtet zu sehen. Dies ist leicht zu erkennen, sobald man eingesehen hat worauf sich die Religion in der der Mensch geboren ist gründet. Jede Religion hat nämlich den Grund ihres Lebens in irgend einer Einrichtung welche die Hauptsache bei ihr ist. Das Leben der heidnischen Religion war auf die Aussprüche der Orakel und auf den Stand der Augurn und Haruspices gegründet; alle ihre übrigen Gebräuche, Opfer und Ceremonien hingen davon ab. Denn man glaubte leicht daß der Gott der dir dein zukünftiges Wohl oder dein zukünftiges Wehe vorhersagen könne es dir auch zu gewähren vermöge. Daraus entstanden die Tempel, daraus die Opfer, daraus die öffentlichen Gebete und alle andern Gebräuche bei ihrer Verehrung; indem das Orakel von Delphi, der Tempel des Jupiter Ammon und andere berühmte Orakel die Welt in Staunen und Andacht hielten. Als diese aber in der Folge nach dem Sinne der Mächtigen zu reden begannen und dieser Betrug unter den Völkern ruchbar wurde, wurden die Menschen ungläubig und fähig jede gute Einrichtung über den Haufen zu werfen. Die Fürsten einer Republik oder eines Königreichs müssen also die Grundpfeiler der Religion die sie haben aufrechthalten; wenn dies geschieht, wird es ihnen ein Leichtes sein ihren Staat religiös und folglich gut und einig zu erhalten. Und Alles was zu deren Gunsten sich ereignet, wenn sie es auch für falsch halten, müssen sie begünstigen und fördern, und müssen dies um so mehr thun, je klüger und je bessere Kenner der Dinge in der Welt sie sind. Und da dieses Verfahren von den weisen Männern beobachtet worden ist, so ist daraus die Meinung von den Wundern entstanden, welche in den Religionen gefeiert werden, wenn sie gleich falsch sind; weil die Klugen sie vergrößern, aus welchem Anfange sie auch entspringen mögen, und deren Ansehn ihnen dann bei Jedermann Glauben verschafft. Solcher Wunder gab es in Rom sehr viele und unter andern das, daß als die römischen Soldaten die Stadt der Vejenter plünderten, einige von ihnen in den Tempel der Juno traten, und als sie sich dem Standbilde derselben näherten und zu ihm sagten: Vis venire Romam?

herbeizurufen, oder wenn er nichts Uebles that, nicht den Muth gehabt Etwas gegen ihn zu unternehmen, aus Furcht selbst angeklagt zu werden, und so wäre nach jeder Seite hin das Gelüst verschwunden das die Veranlassung zu Händeln wurde. So daß man den Schluß ziehen darf daß jedesmal, wenn man auswärtige Kräfte von einem Theile der Bewohner herbeigerufen sieht, man überzeugt sein kann, es rühre von den schlechten Einrichtungen derselben her, indem es in ihrem Kreise an einer Einrichtung fehlt, um ohne außerordentliche Mittel den gehässigen Stimmungen die in den Menschen entstehen Luft schaffen zu können; wofür vollständig gesorgt ist, wenn man Anklagen vor einer genügenden Anzahl Richter anordnet und ihnen Wichtigkeit verleiht. Dies Verfahren war in Rom so wohl geordnet, daß bei so vielen Zwistigkeiten zwischen Volk und Senat weder der Senat noch das Volk noch ein einzelner Bürger jemals auf den Gedanken kam sich auswärtiger Kräfte zu bedienen; weil sie eben das Mittel im Hause hatten und darum nicht genöthigt waren es auswärts zu suchen. Und obwohl die oben angeführten Beispiele vollkommen genügend sind es zu beweisen, will ich gleichwohl noch ein anderes von Livius in seiner Geschichte erzähltes beibringen, welcher berichtet daß als in Chiusi, einer damals in Etrurien sehr angesehenen Stadt, von einem gewissen Lucumo eine Schwester des Aruns geschändet worden war und Aruns sich wegen der Macht Jenes nicht rächen konnte, er sich zu den Galliern begab, die damals in der Gegend herrschten welche heute die Lombardei heißt, und diese ermunterte mit bewaffneter Hand nach Chiusi zu kommen, indem er ihnen auseinandersetzte, wie sie zu ihrem eigenen Vortheil ihn für die erlittene Beschimpfung rächen könnten; während Aruns, wenn er in den Einrichtungen der Stadt eine Möglichkeit gesehen hätte sich zu rächen, nicht die Streitkräfte der Barbaren aufgesucht haben würde. Aber so nützlich diese Anklagen in einer Republik sind, so nutzlos und schädlich sind die Verleumdungen, wie wir im folgenden Kapitel erörtern werden.

Achtes Kapitel.

Wie nützlich die Anklagen den Republiken sind, so verderblich sind die Verleumdungen.

Trotzdem die Tapferkeit des Furius Camillus, nachdem er Rom von der Unterdrückung durch die Gallier befreit, bewirkt hatte daß alle römischen Bürger, ohne daß sie ihrem Ansehen oder Range Etwas zu vergeben glaubten, sich ihm unterordneten, so konnte gleichwohl Manlius Capitolinus nicht ertragen daß ihm so viel Ehre und Ruhm erwiesen würde, indem er meinte, was das Heil Roms betreffe, durch die Rettung des Capitols sich so verdient gemacht zu haben wie Camillus, und was den sonstigen kriegerischen Ruhm, ihm nicht nachzustehen. Dergestalt daß er, des Neides voll, da er sich über den Ruhm Jenes nicht zu beruhigen vermochte und doch sah daß er unter den Vätern keine Zwietracht säen könne, sich an das Volk wandte, indem er verschiedene ungünstige Gerüchte unter demselben ausstreute. Und unter dem Uebrigen was er sagte war auch, daß der Schatz den man zusammengebracht

pflichtet und keinem Andern. Und wer durch sichere Erfahrung die Wahrheit noch handgreiflicher sehen wollte, der müßte so viel Macht besitzen den römischen Hof mit der Gewalt die er in Italien hat zur Niederlassung in die Orte der Schweizer zu schicken, die heute das einzige Volk sind das hinsichtlich der Religion sowohl als hinsichtlich der militärischen Einrichtungen nach der Weise der Alten lebt; und er würde sehen daß in kurzer Zeit die bösen Sitten dieses Hofes mehr Unordnung in jenem Lande stiften würden als irgend ein andrer Unfall der sich jemals dort ereignen könnte.

Dreizehntes Kapitel.

Wie sich die Römer der Religion bedienten um die Ordnung in der Stadt herzustellen, ihre Unternehmungen zu verfolgen und Aufstände zu dämpfen.

Es scheint mir nicht außerhalb meines Zweckes zu liegen ein oder das andere Beispiel anzuführen, wo die Römer sich der Religion bedienten um die Ordnung in der Stadt wieder herzustellen und ihre Unternehmungen zu verfolgen; und obwohl deren im Titus Livius viele stehen, will ich mich gleichwohl mit den folgenden begnügen. Als das römische Volk die Tribunen mit consularischer Gewalt, und zwar bis auf einen alle aus den Plebejern, gewählt hatte und in demselben Jahre Pest und Hungersnoth ausgebrochen und gewisse Wunderzeichen erschienen waren, benutzten die Adligen bei der neuen Tribunenwahl diese Gelegenheit, indem sie sagten, die Götter seien erzürnt weil Rom die Majestät seiner Herrschaft gemißbraucht habe, und es sei kein andres Mittel die Götter zu versöhnen als bei der Wahl der Tribunen wieder an die gehörige Stelle zurückzukehren; was zur Folge hatte daß das von diesem religiösen Bedenken erschreckte Volk alle Tribunen aus dem Adel wählte. Auch bei der Eroberung der Stadt der Vejenter sieht man wie die Befehlshaber der Heere sich der Religion bedienten um sie zu einer Unternehmung willig zu erhalten. Da nämlich der Albaner See in diesem Jahre erstaunlich gewachsen war und die römischen Soldaten der langen Belagerung überdrüssig nach Rom zurückkehren wollten, machten die Römer ausfindig daß Apollo und gewisse andre Orakelsprüche sagten, in dem Jahre werde die Stadt der Vejenter erobert werden wo der Albaner See austrete; in Folge dessen die Soldaten, von der Hoffnung erfaßt den Ort zu erobern, die Mühseligkeiten des Krieges und der Belagerung ertrugen und zufriedengestellt in Verfolgung des Unternehmens beharrten, bis endlich der zum Dictator ernannte Camillus besagte Stadt eroberte, zehn Jahre nachdem man angefangen hatte sie zu belagern. Und so verhalf die gute Anwendung der Religion sowohl zur Eroberung dieser Stadt, als zur Wiedereinführung der Tribunen aus dem Adel, während ohne das besagte Mittel das Eine wie das Andre schwerlich erreicht worden wäre. Ich will nicht ermangeln bei dieser Gelegenheit noch ein andres Beispiel anzuführen. In Rom waren bedeutende Unruhen ausgebrochen und zwar aus Veranlassung des Tribunen Terentilius, der aus den Ursachen die unten an ihrer Stelle werden angegeben werden, ein gewisses Gesetz durchbringen wollte; und unter

hätte die Bürger anzuklagen und die Verleumder zu bestrafen, zahllose Händel nicht erfolgt wären welche erfolgt sind; weil diese Bürger, mochten sie nun verurtheilt oder freigesprochen werden, der Stadt nicht hätten schaden können, und weit Wenigere angeklagt worden wären als verleumdet wurden, da man, wie gesagt, nicht Jeden anklagen so wie verleumden kann. Und unter den andern Mitteln deren sich mancher Bürger bedient hat um zu seiner Größe zu gelangen sind auch diese Verleumdungen gewesen, welche gegen die mächtigen Bürger gerichtet, die seinem Gelüst sich widersetzten, sehr viel für ihn wirkten, weil er, indem er die Partie des Volkes nahm und es in der schlimmen Meinung die es von Jenen hatte bestärkte, es sich zum Freunde machte. Und obwohl sich dafür sehr viele Beispiele anführen ließen, will ich mit nur Einem zufrieden sein. Das Florentinische Heer lagerte vor Lucca unter dem Befehl seines Commissars, Messer Giovanni Guicciardini. Entweder seine schlechten Maßregeln oder sein schlechtes Glück wollte daß die Eroberung der Stadt nicht erfolgte. Wie sich jedoch auch die Sache verhalten mochte, Messer Giovanni wurde die Schuld davon beigemessen, indem man sagte, er sei von den Lucchesen bestochen worden; eine Verleumdung die, von seinen Feinden unterstützt, Messer Giovanni beinah in die äußerste Verzweiflung brachte. Und obwohl er um sich zu rechtfertigen sich dem Oberbefehlshaber in die Hände liefern wollte, konnte er sich gleichwohl gar nicht rechtfertigen, weil keine Einrichtungen in der Republik waren um es thun zu können. Daraus entstand denn heftige Erbitterung zwischen den Freunden Messer Giovanni's, die meistentheils zu den Großen gehörten, und zwischen denen welche Umwälzungen in Florenz herbeizuführen wünschten. Und diese Angelegenheit nahm, aus diesen und ähnlichen Gründen, einen solchen Umfang an daß der Sturz der Republik daraus erfolgte. Manlius Capitolinus war also ein Verleumder und kein Ankläger; und die Römer zeigten in diesem Falle genau wie die Verleumder bestraft werden müssen. Man muß sie nämlich Ankläger werden lassen und wenn die Anklage sich als wahr erweist, sie entweder belohnen oder doch nicht bestrafen; erweist sie sich aber nicht als wahr, sie bestrafen wie Manlius bestraft wurde.

Neuntes Kapitel.

Daß es nothwendig ist allein zu stehen, wenn man ein Staatswesen neu ordnen oder gänzlich gegen seine alten Einrichtungen umgestalten will.

Es wird vielleicht Manchem scheinen daß ich schon zu weit in die römische Geschichte hineingegangen bin, da ich noch keine Erwähnung der Ordner der Republik noch derjenigen Einrichtungen gethan habe welche sich auf die Religion oder auf das Kriegswesen beziehen. Und da ich also die Gemüther derer welche über diese Punkte Einiges vernehmen möchten nicht länger in Ungewißheit lassen will, so sage ich daß es Viele vielleicht für ein schlechtes Beispiel erklären werden, daß ein Gründer eines bürgerlichen Wesens, wie Romulus war, zuerst einen Bruder von sich getödtet, nachher in die Tödtung des Sabiners Titus Tatius gewilligt, den er zum Mitregenten

so bösartig oder so gut sein, daß er, wenn ihm die Wahl zwischen beiden Klassen von Menschen vorgelegt wird, nicht loben sollte die zu loben und tadeln die zu tadeln ist. Trotzdem lassen sich dann fast Alle, durch ein falsches Glück und einen falschen Ruhm getäuscht, absichtlich oder unwissentlich in die Fußtapfen derer treten welche mehr Tadel als Lob verdienen. Und während sie zu ihrer dauernden Ehre eine Republik oder ein Königreich gründen könnten, wenden sie sich der Tyrannenherrschaft zu und gewahren nicht welchen Ruf, welchen Ruhm, welche Ehre, Sicherheit, Ruhe nebst innerer Genugthuung sie durch diesen Entschluß fliehen und in welche Schande, Schmach, Tadel, Gefahr und Unruhe sie sich stürzen. Und unmöglich ist es daß die welche im Privatstande in einem Staatswesen leben oder durch Glück oder Verdienst Fürsten desselben werden, wenn sie die Geschichte läsen und auf die Erinnerungen der alten Ereignisse Etwas gäben, daß diese als Privatleute nicht wünschen sollten lieber als Scipionen denn als Cäsaren in ihrem Vaterlande zu leben, und die welche Fürsten sind lieber als Agesilaen, Timoleone und Dione denn als Nabisse, Phalarisse und Dionyse; denn diese würden sie im höchsten Grade geschmäht und jene ausnehmend gepriesen sehen. Auch würden sie sehen wie Timoleon und die Andern nicht geringere Macht in ihrem Vaterlande hatten als Dionysius und Phalaris besaßen; sie würden aber bemerken daß sie bei weitem mehr Sicherheit hatten. Lasse sich auch Niemand durch den Ruhm Cäsars täuschen, wenn er ihn von den Schriftstellern vornehmlich verherrlicht sieht; denn die ihn preisen sind von seinem Glücke bestochen und eingeschüchtert durch die lange Dauer des Kaiserreichs, welches als unter diesem Namen regiert nicht gestattete daß die Schriftsteller sich frei über ihn äußerten. Wer aber erfahren will was freie Schriftsteller von ihm sagen würden, der lese was sie von Catilina sagen! Und um so verabscheuungswürdiger ist Cäsar, als der welcher Böses gethan hat mehr Tadel verdient als der es hat thun wollen. Lese er auch mit welchen Lobeserhebungen sie den Brutus feiern, so daß sie also, da sie Jenen wegen seiner Macht nicht tadeln konnten, seinen Feind verherrlichen. Betrachte auch der welcher Fürst in einem Staate geworden ist wie viel mehr Lob, seit Rom ein Kaiserreich geworden, die Kaiser erwarben welche nach den Gesetzen und als gute Fürsten, als die welche entgegengesetzt lebten; und er wird sehen wie Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin und Marcus nicht der prätorianischen Soldaten noch der Menge der Legionen zu ihrem Schutze bedurften, weil ihre Sitten, die Zuneigung des Volkes, die Liebe des Senats sie schützte. Er wird auch sehen wie Caligula, Nero, Vitellius und so vielen andern verbrecherischen Kaisern nicht die östlichen und westlichen Heere genügten sie vor den Feinden zu retten die ihre bösen Sitten, ihr schändliches Leben ihnen erweckt hatte. Und wenn deren Geschichte wohl erwogen würde, so wäre sie eine vortreffliche Lehre für jeden Fürsten, um ihm den Weg des Ruhms oder der Schande, der Sicherheit oder der Befürchtung zu zeigen. Denn von sechsundzwanzig Kaisern, die von Cäsar bis Maximinus regierten, wurden sechzehn ermordet, zehn starben auf natürliche Weise; und wenn unter denen welche getödtet wurden ein oder der andre gute war, wie Galba und Pertinax, so wurde er durch die Verderbniß getödtet welche sein Vorgänger unter den Soldaten zurückgelassen hatte. Und wenn unter denen welche auf natürliche Weise starben ein oder der andre verbrecherische war, wie Severus, so kam dies von seinem ausnehmenden Glück und seiner ausnehmenden Tapferkeit, zwei Dingen die wenigen Menschen zur Seite stehen. Auch wird

er aus der Lesung dieser Geschichte sehen wie man eine gute Regierung schaffen kann, da alle Kaiser welche durch Erbschaft in der Regierung folgten, mit Ausnahme des Titus, schlecht waren, die durch Adoption, alle gut, wie die fünf von Nerva bis Marcus. Als aber das Reich an die Erben fiel, kehrte es zu seinem Verfalle zurück. Halte sich also ein Fürst die Zeiten von Nerva bis Marcus vor und vergleiche sie mit denen die vorher gewesen und die nachher kamen, und dann wähle er in welchen er hätte geboren oder über welche er hätte gesetzt sein mögen. Denn in den von den guten regierten wird er einen sicheren Fürsten inmitten seiner sicheren Bürger sehen, von Frieden und Gerechtigkeit die Welt erfüllt; wird den Senat in seinem Ansehn, die Behörden in ihren Ehren sehn, die reichen Bürger ihren Reichthum genießen, Adel und Tugend erhöht; wird überall Ruhe, überall Wohlergehn sehn, und andrerseits allen Groll, alle Zügellosigkeit, Bestechung und Ehrgeiz vernichtet; er wird die goldnen Zeiten erblicken, wo Jeder haben und vertheidigen kann welche Meinung er will. Kurz er wird die Welt triumphiren sehn, in Ehrfurcht und Ruhm den Fürsten, in Liebe und Sicherheit die Völker. Betrachtet er dann genau die Zeiten der andern Kaiser, so wird er sie verwildert durch Kriege, zwiespältig durch Empörungen, im Frieden und im Kriege grausam finden, so viele Fürsten mit dem Schwerte getödtet, so viele bürgerliche, so viele auswärtige Kriege; Italien niedergebeugt und voll frischer Unglücksfälle, zu Grunde gerichtet und geplündert seine Städte. Rom wird er verbrannt sehn, das Capitol von seinen Bürgern niedergerissen, die alten Tempel verödet, die heiligen Gebräuche entweiht, voller Ehebrüche die Städte; wird das Meer voll Verbannter, die Klippen voll Blut finden. Zahllose Grausamkeiten wird er in Rom verüben sehn, und Adel, Reichthum, Ehren, vor Allem aber die Tugend als Todsünde angerechnet. Die Ankläger wird er belohnt, die Sclaven gegen ihren Herrn, die Freigelassenen gegen ihren Schutzherrn bestochen und wem es an Feinden fehlen sollte von den Freunden unterdrückt sehen. Dann wird er am besten erkennen welche Verpflichtungen Rom, Italien und die Welt gegen Cäsar hat. Und wahrlich, wenn er von Menschen geboren ist, wird er vor jeder Nachahmung der bösen Zeiten zurückschaudern und von einem unendlichen Verlangen entflammt werden den guten zu folgen. Und gewiß, wenn ein Fürst den Ruhm der Welt suchte, müßte er wünschen eine verderbte Stadt zu besitzen, nicht um sie gänzlich zu Grunde zu richten, wie Cäsar, sondern um sie wieder aufzubauen, wie Romulus. Und wahrlich, der Himmel kann dem Menschen keine größere Gelegenheit zum Ruhme geben, noch der Mensch eine größere wünschen. Und wenn man um eine Stadt gut zu ordnen nothwendig die Fürstenwürde niederlegen müßte, würde der welcher sie nicht ordnete, um nicht von dieser Stufe herabzusteigen, einige Entschuldigung verdienen. Kann er aber die Fürstenwürde behalten und sie ordnen, dann verdient er keine Entschuldigung. Und mögen überhaupt die welchen der Himmel eine solche Gelegenheit giebt bedenken daß zwei Wege vor ihnen liegen; der eine, der ihnen ein sicheres Leben und nach dem Tode Ruhm verleiht; der andre, der ihnen ein Leben in fortwährenden Aengsten und nach dem Tode ewige Schmach bereitet.

Elftes Kapitel.

Von der Religion der Römer.

Obwohl Rom zu seinem ersten Ordner den Romulus hatte und ihm als Tochter seine Geburt und Erziehung zu danken hat, so legte gleichwohl der Himmel, der die Einrichtungen des Romulus für ein so großes Reich als nicht genügend erachtete, dem römischen Senate ins Herz den Numa Pompilius zum Nachfolger des Romulus zu wählen, damit die Anordnungen die von ihm noch im Rückstand gelassen worden wären von Numa getroffen würden. Und da dieser ein äußerst wildes Volk vorfand und es durch die Künste des Friedens zum bürgerlichen Gehorsam bringen wollte, so wandte er sich zur Religion als einem zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesellschaft durchaus nothwendigen Gegenstande, und richtete sie dergestalt ein daß mehrere Jahrhunderte hindurch nirgends so viel Gottesfurcht geherrscht hat wie in diesem Staatswesen, was jedes Unternehmen erleichterte das der Senat oder die großen Männer Roms auszuführen beabsichtigten. Und wer unzählige Handlungen sowohl des römischen Volks insgesammt als vieler Römer für sich durchlaufen will, wird sehen wie diese Bürger sich viel mehr scheuten den Eid als die Gesetze zu brechen, als Männer die die Macht Gottes höher achteten als die der Menschen, wie man klar an den Beispielen des Scipio und des Manlius Torquatus sieht. Es hatten sich nämlich nach der Niederlage die Hannibal den Römern bei Cannä beigebracht viele Bürger zusammengethan, und erschrocken und furchtsam den vereinten Entschluß gefaßt Italien zu verlassen und nach Sicilien zu gehn, worauf Scipio, als er es erfuhr, sie aufsuchte und mit bloßem Schwerte in der Hand zu schwören zwang ihr Vaterland nicht zu verlassen. Lucius Manlius, der Vater des Titus Manlius der später Torquatus genannt wurde, war von dem Volkstribunen Marcus Pomponius angeklagt worden; ehe aber der Tag des Gerichtes kam, suchte Titus den Marcus auf, und unter der Drohung ihn zu ermorden, wenn er nicht schwöre die Anklage gegen den Vater zurückzunehmen, zwang er ihn zu dem Schwur, und nachdem dieser aus Furcht geschworen, nahm er die Anklage zurück. Und so wurden die Bürger welche die Liebe zum Vaterlande und dessen Gesetze nicht in Italien zurückhielten durch einen Eid zurückgehalten, den sie anzunehmen gezwungen wurden; und der Tribun setzte den Haß den er gegen den Vater hatte, den Schimpf den ihm der Sohn angethan und seine Ehre bei Seite, um dem geleisteten Schwure zu gehorchen; was in nichts Anderem seinen Grund hatte, als in der Religion die Numa in jener Stadt eingeführt. Und man sieht, wenn man aufmerksam die römische Geschichte betrachtet, wie sehr die Religion dazu beitrug die Heere in Gehorsam, das Volk in Einigkeit, die Menschen gut zu erhalten und in den Bösen Schaam zu erwecken. So daß wenn man zu entscheiden hätte welchem Fürsten Rom mehr Dank schulde, dem Romulus oder dem Numa, ich glaube daß Numa die erste Stelle einnehmen würde, weil wo Religion ist leicht Waffenmacht eingeführt werden kann, wo aber Waffenmacht und keine Religion ist sich diese schwer einführen läßt. Man sieht auch daß Romulus um den Senat einzusetzen und andere bürgerliche und militärische Einrichtungen zu treffen des Ansehns Gottes nicht bedurfte, wohl aber Numa, welcher Zusammen-

künfte mit einer Nymphe zu haben vorgab, die ihm rathe was er dem Volke zu rathen hätte, und das geschah nur, weil er neue und ungewohnte Einrichtungen in der Stadt treffen wollte und besorgte daß sein Ansehn nicht genügend sein möchte. In Wahrheit hat es auch niemals einen Stifter außerordentlicher Gesetze unter einem Volke gegeben der nicht auf Gott zurückgegangen wäre, weil sie anders nicht angenommen worden wären; denn es giebt viele gute Dinge die ein Kluger erkennt, die aber keine so augenscheinlichen Gründe in sich haben daß er Andere davon überzeugen könnte. Darum nehmen weise Männer, die diese Schwierigkeit heben wollen, zu Gott ihre Zuflucht. So that Lykurg, so Solon, so viele Andere welche den gleichen Zweck wie diese gehabt haben. Indem also das römische Volk seine Güte und Klugheit bewunderte, fügte es sich jeder seinen Entscheidungen. Allerdings ist es wahr daß der Umstand daß jene Zeiten voll religiöser Gesinnung und die Menschen mit denen er zu thun hatte roh waren, es ihm sehr leicht machte seine Pläne auszuführen, da er ihnen ohne Mühe jede beliebige neue Form aufdrücken konnte. Und ohne Zweifel würde wer in jetziger Zeit ein Staatswesen gründen wollte leichtere Mühe bei den Bergbewohnern finden, wo noch gar keine bürgerliche Gesellschaft besteht, als bei denen die in Städten zu leben gewöhnt sind, wo die Gesellschaft verdorben ist; und ein Bildhauer wird leichter aus einem rohen Marmorstück eine schöne Statue schaffen, als aus einem das ein Anderer ungeschickt zugehauen hat. Alles also in Betracht genommen ziehe ich den Schluß, daß die von Numa eingeführte Religion zu den ersten Ursachen des Glanzes dieser Stadt gehörte, weil diese gute Einrichtungen veranlaßte, gute Einrichtungen Glück bringen und aus dem Glücke die glänzenden Erfolge der Unternehmungen entsprangen. Und wie die Festhaltung der Gottesverehrung Ursache der Größe der Staaten ist, so ist die Vernachlässigung derselben Ursache ihres Unterganges. Denn wo die Furcht Gottes fehlt, da muß entweder das Reich untergehen, oder es muß durch die Furcht vor einem Fürsten gehalten werden, welche den Mangel der Religion ersetzt. Da aber die Fürsten ein kurzes Leben haben, so muß es mit einem solchen Reiche schnell zu Ende gehen, je nachdem es mit der Kraft Jenes zu Ende geht. Daher kommt es daß Reiche welche nur auf der Kraft Eines Mannes beruhen von geringer Dauer sind, weil mit dem Leben desselben diese Kraft erlischt, und es selten vorkommt daß sie sich in dem Nachfolger erneuert, wie einsichtig Dante sagt:

> Nur selten pflanzt sich weiter in den Sprossen
> Der Menschen Tugend, also hat's ihr Geber,
> Auf daß man sie von ihm erfleh', beschlossen.

Das Heil einer Republik oder eines Königreichs besteht also nicht darin einen Fürsten zu besitzen der es so lange er lebt mit Einsicht regiert, sondern einen der es dergestalt ordnet, daß es auch wenn er stirbt fortbesteht. Und obwohl man rohe Menschen leichter zu einer neuen Ordnung und Meinung überredet, so ist es darum doch nicht unmöglich auch gesittete Menschen und solche die Anspruch darauf machen nicht roh zu sein dazu zu überreden. Das Volk von Florenz meint weder unwissend noch roh zu sein, gleichwohl ließ es sich von Bruder Girolamo Savonarola überreden daß er mit Gott spräche. Ich will kein Urtheil darüber fällen ob es wahr war oder nicht, denn von einem so bedeutenden Manne muß man mit Ehrfurcht reden. Wohl aber sage ich daß Unzählige ihm glaubten, ohne irgend etwas Außerordentliches

gesehen zu haben was sie hätte glauben machen müssen; weil sein Leben, seine Lehre, der Gegenstand den er erfaßt hatte hinreichend waren ihm Glauben zu verschaffen. Verliere daher Niemand den Muth, als ob er nicht erreichen könne was von Andern erreicht worden ist; denn wie in unsrer Vorrede gesagt wurde, entstanden, lebten und starben die Menschen immer nach demselben Gesetze.

Zwölftes Kapitel.

Von welcher Wichtigkeit es ist auf die Religion Acht zu haben, und daß Italien weil es durch Schuld der römischen Kirche um dieselbe gekommen zu Grunde gegangen ist.

Die Fürsten oder die Republiken welche sich unverderbt erhalten wollen müssen vor allem Andern die religiösen Gebräuche unverderbt erhalten und immer die Verehrung für dieselben bewahren. Denn man kann kein stärkeres Anzeichen für den Verfall eines Landes haben, als den Gottesdienst gemißachtet zu sehen. Dies ist leicht zu erkennen, sobald man eingesehen hat worauf sich die Religion in der der Mensch geboren ist gründet. Jede Religion hat nämlich den Grund ihres Lebens in irgend einer Einrichtung welche die Hauptsache bei ihr ist. Das Leben der heidnischen Religion war auf die Aussprüche der Orakel und auf den Stand der Augurn und Haruspices gegründet; alle ihre übrigen Gebräuche, Opfer und Ceremonien hingen davon ab. Denn man glaubte leicht daß der Gott der dir dein zukünftiges Wohl oder dein zukünftiges Wehe vorhersagen könne es dir auch zu gewähren vermöge. Daraus entstanden die Tempel, daraus die Opfer, daraus die öffentlichen Gebete und alle andern Gebräuche bei ihrer Verehrung; indem das Orakel von Delphi, der Tempel des Jupiter Ammon und andere berühmte Orakel die Welt in Staunen und Andacht hielten. Als diese aber in der Folge nach dem Sinne der Mächtigen zu reden begannen und dieser Betrug unter den Völkern ruchbar wurde, wurden die Menschen ungläubig und fähig jede gute Einrichtung über den Haufen zu werfen. Die Fürsten einer Republik oder eines Königreichs müssen also die Grundpfeiler der Religion die sie haben aufrechthalten; wenn dies geschieht, wird es ihnen ein Leichtes sein ihren Staat religiös und folglich gut und einig zu erhalten. Und Alles was zu deren Gunsten sich ereignet, wenn sie es auch für falsch halten, müssen sie begünstigen und fördern, und müssen dies um so mehr thun, je klüger und je bessere Kenner der Dinge in der Welt sie sind. Und da dieses Verfahren von den weisen Männern beobachtet worden ist, so ist daraus die Meinung von den Wundern entstanden, welche in den Religionen gefeiert werden, wenn sie gleich falsch sind; weil die Klugen sie vergrößern, aus welchem Anfange sie auch entspringen mögen, und deren Ansehn ihnen dann bei Jedermann Glauben verschafft. Solcher Wunder gab es in Rom sehr viele und unter andern das, daß als die römischen Soldaten die Stadt der Vejenter plünderten, einige von ihnen in den Tempel der Juno traten, und als sie sich dem Standbilde derselben näherten und zu ihm sagten: Vis venire Romam?

Einer zu bemerken glaubte daß sie zunickte, ein Anderer daß sie Ja sagte. Da nämlich diese Menschen von Religion erfüllt waren, was Titus Livius daran zeigt daß sie beim Betreten des Tempels ohne Lärm, ganz andächtig und ehrfurchtsvoll sich näherten, so glaubten sie die Antwort zu hören welche sie auf ihre Frage etwa vorausgesetzt; eine Meinung und Leichtgläubigkeit die von Camillus und den andern Häuptern der Stadt durchaus begünstigt und gefördert wurde. Wäre nun diese Religiosität unter den Fürsten des christlichen Staatswesens aufrecht erhalten worden, gemäß den Anordnungen die der Stifter desselben getroffen hatte, dann würden die christlichen Staaten und Republiken bei weitem einiger und glücklicher sein als sie sind. Man kann aber keinen deutlicheren Schluß auf die Abweichung von derselben machen, als wenn man sieht wie die Völker welche der römischen Kirche, dem Haupte unserer Religion, zunächst wohnen am wenigsten Religion haben. Und wer die Grundpfeiler derselben betrachtete und sähe wie sehr der jetzige Gebrauch von denselben abweicht, der würde urtheilen daß zweifelsohne entweder ihr Untergang oder ihr Strafgericht nahe sei. Und weil Einige der Meinung sind daß das Gedeihen der italienischen Angelegenheiten von der Kirche Roms abhänge, so will ich dieser gegenüber die Gründe erörtern die sich mir darbieten, und darunter zwei der gewichtigsten anführen, die meines Erachtens keinen Widerspruch leiden. Der erste ist, daß in Folge der bösen Beispiele jenes Hofes das Land alle Frömmigkeit und alle Religion verloren hat, was unzählige Uebelstände und Unordnungen nach sich zieht; denn so wie man da wo Religion ist alles Gute voraussetzt, setzt man da wo sie fehlt das Gegentheil voraus. Wir Italiener haben also gegen die Kirche und die Priester die erste Verpflichtung dafür, daß wir irreligiös und schlecht geworden sind; wir haben aber noch eine größere, welche die Ursache unseres Unterganges ist. Diese haben wir dafür daß die Kirche dies unser Land getheilt gehalten hat und noch hält. Und wahrlich, kein Land war je einig oder glücklich, wenn es nicht ganz unter die Botmäßigkeit einer Republik oder eines Fürsten kommt, wie es bei Frankreich und bei Spanien geschehen ist. Und die Ursache warum sich Italien nicht in derselben Lage befindet und gleichfalls eine Republik oder einen Fürsten hat der es regiert, ist einzig die Kirche; weil sie, obschon sie darin ihren Sitz hatte und weltliche Herrschaft besaß, nicht so mächtig und von solcher Kraft gewesen ist, daß sie den übrigen Theil Italiens hätte in Besitz nehmen und sich zum Fürsten desselben machen können. Andrerseits aber ist sie auch nicht so schwach gewesen, daß sie nicht in der Furcht die Herrschaft über das Weltliche zu verlieren einen Machthaber hätte herbeirufen können um sie gegen den der in Italien zu mächtig geworden wäre zu schützen, wie man in alter Zeit aus vielen Erfahrungen gesehen hat, als sie vermittelst Karls des Großen die Lombarden, die fast schon Könige von ganz Italien waren, daraus vertrieb, und als sie in unsern Tagen mit Hülfe Frankreichs die Macht der Venetianer brach, darauf mit Hülfe der Schweizer die Franzosen hinaustrieb. Indem also diese Kirche nicht die Macht besaß um Italien in Besitz nehmen zu können, und auch nicht zugab daß ein Anderer sich desselben bemächtige, ist sie die Ursache gewesen daß es nicht hat unter ein Haupt kommen können, sondern unter mehreren Fürsten und Herren gestanden hat, von denen solche Uneinigkeit und solche Schwächung ausgegangen ist, daß es dahin gebracht wurde nicht nur den mächtigen Barbaren, sondern einem Jeden der es angriff zur Beute zu werden. Dafür sind wir Italiener der Kirche ver-

pflichtet und keinem Andern. Und wer durch sichere Erfahrung die Wahrheit noch handgreiflicher sehen wollte, der müßte so viel Macht besitzen den römischen Hof mit der Gewalt die er in Italien hat zur Niederlassung in die Orte der Schweizer zu schicken, die heute das einzige Volk sind das hinsichtlich der Religion sowohl als hinsichtlich der militärischen Einrichtungen nach der Weise der Alten lebt; und er würde sehen daß in kurzer Zeit die bösen Sitten dieses Hofes mehr Unordnung in jenem Lande stiften würden als irgend ein andrer Unfall der sich jemals dort ereignen könnte.

Dreizehntes Kapitel.

Wie sich die Römer der Religion bedienten um die Ordnung in der Stadt herzustellen, ihre Unternehmungen zu verfolgen und Aufstände zu dämpfen.

Es scheint mir nicht außerhalb meines Zweckes zu liegen ein oder das andere Beispiel anzuführen, wo die Römer sich der Religion bedienten um die Ordnung in der Stadt wieder herzustellen und ihre Unternehmungen zu verfolgen; und obwohl deren im Titus Livius viele stehen, will ich mich gleichwohl mit den folgenden begnügen. Als das römische Volk die Tribunen mit consularischer Gewalt, und zwar bis auf einen alle aus den Plebejern, gewählt hatte und in demselben Jahre Pest und Hungersnoth ausgebrochen und gewisse Wunderzeichen erschienen waren, benutzten die Adligen bei der neuen Tribunenwahl diese Gelegenheit, indem sie sagten, die Götter seien erzürnt weil Rom die Majestät seiner Herrschaft gemißbraucht habe, und es sei kein andres Mittel die Götter zu versöhnen als bei der Wahl der Tribunen wieder an die gehörige Stelle zurückzukehren; was zur Folge hatte daß das von diesem religiösen Bedenken erschreckte Volk alle Tribunen aus dem Adel wählte. Auch bei der Eroberung der Stadt der Vejenter sieht man wie die Befehlshaber der Heere sich der Religion bedienten um sie zu einer Unternehmung willig zu erhalten. Da nämlich der Albaner See in diesem Jahre erstaunlich gewachsen war und die römischen Soldaten der langen Belagerung überdrüssig nach Rom zurückkehren wollten, machten die Römer ausfindig daß Apollo und gewisse andre Orakelsprüche sagten, in dem Jahre werde die Stadt der Vejenter erobert werden wo der Albaner See austrete; in Folge dessen die Soldaten, von der Hoffnung erfaßt den Ort zu erobern, die Mühseligkeiten des Krieges und der Belagerung ertrugen und zufriedengestellt in Verfolgung des Unternehmens beharrten, bis endlich der zum Dictator ernannte Camillus besagte Stadt eroberte, zehn Jahre nachdem man angefangen hatte sie zu belagern. Und so verhalf die gute Anwendung der Religion sowohl zur Eroberung dieser Stadt, als zur Wiedereinführung der Tribunen aus dem Adel, während ohne das besagte Mittel das Eine wie das Andre schwerlich erreicht worden wäre. Ich will nicht ermangeln bei dieser Gelegenheit noch ein andres Beispiel anzuführen. In Rom waren bedeutende Unruhen ausgebrochen und zwar aus Veranlassung des Tribunen Terentilius, der aus den Ursachen die unten an ihrer Stelle werden angegeben werden, ein gewisses Gesetz durchbringen wollte; und unter

den vornehmsten Mitteln welche der Adel dagegen anwandte war die Religion, deren man sich auf doppelte Weise bediente. Erstens ließ man die sibyllinischen Bücher einsehen und die Antwort ertheilen, der Stadt stehe in diesem Jahre, von wegen des Bürgeraufruhrs, die Gefahr bevor die Freiheit zu verlieren; was, wenn auch die Tribunen dahinter kamen, gleichwohl den Gemüthern des Volkes solchen Schreck einjagte, daß ihr Eifer ihnen zu folgen erkaltete. Die andre Weise war die, daß als ein gewisser Appius Herdonius mit einer Menge Verbannter und Sclaven, viertausend Mann an der Zahl, bei Nacht das Capitol besetzt hatte, so daß zu befürchten stand daß wenn die Aequer und Volsker, die beständigen Feinde des römischen Namens, auf Rom rückten sie es erobern würden, und dabei die Tribunen nicht abließen auf ihrer Hartnäckigkeit das Terentilische Gesetz durchzubringen zu bestehen, indem sie sagten jener Ueberfall sei ein künstlich gemachter und nicht wahr, aus dem Senat ein gewisser Publius Rubetius, ein ehrwürdiger und angesehener Bürger, hervortrat und ihnen mit theils liebevollen theils drohenden Worten die Gefahr der Stadt und ihre unzeitige Forderung vorhielt, bis er das Volk dahin brachte daß es sich nicht von dem Willen des Consuls zu trennen schwor. Worauf denn das gehorsame Volk mit Gewalt das Capitol wieder einnahm, da aber bei dieser Eroberung der Consul Publius Valerius gefallen war, sofort Titus Quinctius wieder zum Consul gewählt wurde, welcher um das Volk nicht ruhen zu lassen und ihm keine Zeit zu verstatten wieder an das Terentilische Gesetz zu denken, ihm aus Rom auszurücken befahl um gegen die Volsker zu ziehen, indem er sagte, durch den Eid den es geleistet den Consul nicht zu verlassen sei es verpflichtet ihm zu folgen. Zwar widersetzten sich die Tribunen dem, indem sie erklärten, jener Eid sei dem verstorbenen Consul und nicht ihm geleistet worden; gleichwohl zeigt Titus Livius daß das Volk aus Scheu vor der Religion lieber dem Consul gehorchen als den Tribunen glauben wollte, indem er sich zum Lobe der alten Religiosität der Worte bedient: Nondum haec quae nunc tenet saeculum negligentia deûm venerat, nec interpretando sibi quisque jusjurandum et leges aptas faciebat. Und da aus diesem Grunde die Tribunen damals ihre ganze Würde einzubüßen fürchteten, verständigten sie sich mit dem Consul dahin ihm Gehorsam zu leisten, und daß ein Jahr lang von dem Terentilischen Gesetz nicht die Rede sein sollte, und ein Jahr lang die Consuln das Volk nicht sollten zum Kriege hinausführen dürfen. Und so ließ die Religion den Senat diese Schwierigkeit besiegen, die er ohne sie niemals überwunden hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Römer legten die Auspicien je nach der Nothwendigkeit aus, und gaben sich mit Klugheit den Schein als beobachteten sie die Religion, wenn sie sie nothgedrungen nicht beobachteten, und wenn sie Jemand vermessener Weise geringschätzte, bestraften sie ihn.

Die Augurien waren nicht allein, wie oben erörtert worden ist, zum guten Theil die Grundlage der alten heidnischen Religion, sondern sie waren es auch welche die Ursache des Gedeihens der römischen Republik bildeten.

erwählt; indem sie daraus folgern, seine Mitbürger könnten unter Berufung auf ihren Fürsten aus Ehrgeiz und Herrschbegierde diejenigen verletzen welche ihrer Macht sich widersetzten. Diese Ansicht würde richtig sein, wenn man nicht in Betracht zöge, welche Absicht ihn dazu geführt hat einen solchen Mord zu begehen. Und man muß als eine allgemeine Regel dies annehmen, daß es selten oder nie vorkommt daß ein Freistaat oder ein Königreich von Anfang an wohl geordnet oder ganz neu gegen seine frühern Einrichtungen umgestaltet werde, wenn er nicht von Einem geordnet wird; vielmehr ist es nothwendig daß ein Einziger da sei, der den Plan angiebt und aus dessen Geiste jede dem entsprechende Anordnung hervorgeht. Deshalb muß ein einsichtiger Ordner eines Staatswesens und einer der die Absicht hat nicht sich sondern dem allgemeinen Besten, nicht seiner eignen Nachkommenschaft sondern dem gemeinsamen Vaterlande zu dienen, danach streben die Gewalt allein zu besitzen; und kein weiser Sinn wird je Einen wegen einer außerordentlichen Maßregel tadeln deren er zur Ordnung eines Königreichs oder Gründung einer Republik sich bediente. Es ziemt sich wohl daß wenn ihn die That anklagt, der Erfolg ihn entschuldigt; und wenn dieser gut ist, wie bei Romulus, wird er ihn immer entschuldigen; denn den welcher gewaltthätig ist um zu zerstören, nicht den welcher es ist um aufzubauen soll Vorwurf treffen. Allerdings muß er so klug und tugendhaft sein, daß er die Gewalt die er für sich in Anspruch genommen nicht erblich einem Andern hinterläßt; denn da die Menschen geneigter zum Bösen als zum Guten sind, könnte sich sein Nachfolger ehrgeiziger Weise dessen bedienen was von ihm tugendhafter Weise angewandt worden wäre. Außerdem, wenn auch ein Einzelner geschickt ist zum Ordnen, so ist die Sache nicht für lange Dauer geordnet, wenn sie auf den Schultern eines Einzelnen ruhen bleibt, wohl aber wenn sie der Sorge Vieler überlassen bleibt und es die Aufgabe Vieler ist sie zu erhalten. Denn so wie Viele nicht geschickt sind eine Sache zu ordnen, weil sie das Beste derselben nicht erkennen, der verschiedenen Meinungen wegen die unter ihnen sind, so werden sie sich auch, wenn sie es erkannt haben, nicht vereinigen es wieder fahren zu lassen. Daß aber Romulus Einer von Jenen war der bei der Ermordung des Bruders und des Genossen Entschuldigung verdiente, und daß das was er that um des allgemeinen Besten, nicht um seines persönlichen Ehrgeizes willen geschah, das beweist der Umstand daß er sofort einen Senat eingesetzt, um sich mit ihm zu berathen und seiner Meinung gemäß zu beschließen. Und wer die Gewalt die Romulus sich vorbehielt wohl betrachtet, wird sehen daß er sich keine andre vorbehalten, als die Heere anzuführen wann Krieg beschlossen war, und den Senat zu versammeln. Man sah dies nachher, als Rom durch die Vertreibung der Tarquinier frei wurde, wo von den Römern keine Einrichtung der alten Zeit abgeändert ward, außer daß an die Stelle eines lebenslänglichen Königs zwei jährliche Consuln traten. Es bezeugt dies daß alle ursprünglichen Einrichtungen der Stadt mehr einem bürgerlichen und freien Wesen als einem unbeschränkten und tyrannischen entsprechend gewesen sind. Es ließen sich zur Bekräftigung des oben Angeführten unzählige Beispiele geben, wie Moses, Lykurg, Solon, und andre Gründer von Königreichen und Republiken, die weil sie sich eine Gewalt beigelegt, Gesetze zum Vortheil des allgemeinen Besten zu geben vermochten; ich will sie jedoch als etwas Bekanntes bei Seite lassen. Nur eins will ich anführen, das nicht so berühmt ist, aber von denen die Anordner guter Gesetze zu werden wünschen in Be-

keinen andern Zweck als zu bewirken daß die Soldaten vertrauensvoll in den Kampf gingen, aus welchem Vertrauen fast immer der Sieg entspringt. Aber nicht bloß bei den Römern, sondern auch bei Auswärtigen war dies gebräuchlich, wovon ich im folgenden Kapitel ein Beispiel anzuführen gedenke.

Funfzehntes Kapitel.

Wie die Samniter als äußerstes Mittel in ihrer bedrängten Lage zur Religion ihre Zuflucht nahmen.

Obwohl die Samniter mehrere Niederlagen von den Römern erlitten hatten und zuletzt in Etrurien aufs Haupt geschlagen worden waren, und ihre Heere und Feldherrn getödtet und ihre Bundesgenossen, die Etrusker, Gallier und Umbrer, besiegt waren nec suis nec externis viribus jam stare poterant, tamen bello non abstinebant, adeo ne infeliciter quidem defensae libertatis taedebat, et vinci quam non tentare victoriam malebant. So entschlossen sie sich denn den letzten Versuch zu wagen; und da sie wußten daß wenn sie siegen wollten, Hartnäckigkeit den Gemüthern der Soldaten eingeflößt werden müsse und daß es um diese einzuflößen kein besseres Mittel als die Religion gebe, so gedachten sie vermittelst ihres Priesters Ovius Paccius eine alte Opferhandlung von sich wieder aufzufrischen, welche sie folgendergestalt einrichteten. Als nämlich das feierliche Opfer gebracht war und zwischen den geschlachteten Thieren und den flammenden Altären alle Anführer des Heeres geschworen hatten nie aus dem Kampfe zu weichen, riefen sie die Soldaten einzeln herbei und ließen sie zwischen diesen Altären inmitten einer Anzahl von Hauptleuten mit bloßen Schwertern in der Hand zunächst schwören daß sie Nichts von dem was sie sähen oder hörten wiedersagen würden, ließen sie dann mit fürchterlichen Worten und grauenvollen Formeln schwören und den Göttern geloben, gewärtig zu sein wohin die Feldherren sie entbieten würden und nie aus dem Kampfe zu fliehen und Jeden niederzuhauen den sie fliehen sähen, und wenn sie dies nicht beobachteten, solle es auf die Häupter ihrer Familie und ihrer Nachkommenschaft fallen. Und als Einige von ihnen darüber erschraken und nicht schwören wollten, wurden sie sofort von ihren Hauptleuten niedergemacht, so daß die Andern die dann folgten, durch die Gräßlichkeit des Schauspiels in Furcht gesetzt, allesammt schworen. Und um diese ihre Zusammenschaarung noch glänzender erscheinen zu lassen, kleideten sie von den vierzigtausend Mann die es waren die Hälfte in weiße Gewänder, mit Ziemern und Federbüschen auf den Helmen, und so geordnet stellten sie sich bei Aquilonia auf. Ihnen entgegen zog Papirius, der bei Ermuthigung seiner Soldaten sagte: Non enim cristas vulnera facera, et picta atque aurata scuta transire Romanum pilum. Und um die Meinung die seine Soldaten wegen des geleisteten Schwures von den Feinden hatten abzuschwächen, sagte er, derselbe müsse Furcht, nicht Tapferkeit bei ihnen hervorbringen, da sie zu gleicher Zeit ihre Mitbürger, die Götter und die Feinde zu fürchten hätten. Und als es zum Treffen kam, wurden die Samniter

geschlagen, weil die römische Tapferkeit und die Furcht die sie aus den vergangenen Niederlagen geschöpft hatten jede Hartnäckigkeit überwog, die ihnen die Kraft der Religion und der geleistete Eidschwur hätte verleihen können. Gleichwohl sieht man wie sie keine andere Zuflucht haben zu können meinten, noch ein anderes Mittel versuchen zu können aus dem sie Hoffnung schöpfen dürften ihre verlorene Tapferkeit wiederzugewinnen. Und dies bezeugt zur Genüge welche Zuversicht man vermittelst guter Anwendung der Religion erreichen kann. Und obwohl man diesen Punkt vielleicht lieber unter die auswärtigen Angelegenheiten gestellt zu sehen verlangen möchte, so habe ich ihn gleichwohl, da er von einer der wichtigsten Einrichtungen der Republik Rom abhängt, an diese Stelle zu versetzen für gut gefunden, um diesen Gegenstand nicht zu zersplittern und öfter darauf zurückkommen zu müssen.

Sechzehntes Kapitel.

Wenn ein Volk das unter einem Fürsten zu leben gewöhnt ist durch irgend ein Ereigniß frei wird, bewahrt es schwer seine Freiheit.

Welche Schwierigkeit es für ein unter einem Fürsten zu leben gewöhntes Volk hat nachher seine Freiheit zu bewahren, wenn es durch irgend ein Ereigniß zu derselben gelangt, wie Rom durch die Vertreibung der Tarquinier dazu gelangte, das beweisen unzählige Beispiele die man in den Aufzeichnungen der alten Geschichte liest. Und diese Schwierigkeit ist begründet; denn ein solches Volk ist nicht anders als ein unvernünftiges Thier, welches obschon von Natur unbändig und wild immer in Haft und Dienstbarkeit ernährt worden ist, das dann zufällig auf einem Felde frei gelassen, weil es nicht gewohnt ist sich Nahrung zu suchen und die Schlupfwinkel nicht kennt wo es sich verstecken kann, die Beute des Ersten wird der es wieder an die Kette zu legen sucht. Eben dasselbe begegnet einem Volke, das unter der Leitung eines Andern zu leben gewohnt, da es weder über öffentliche Vertheidigungen noch Angriffe zu urtheilen versteht, die Fürsten nicht kennt noch von ihnen gekannt wird, schnell wieder unter ein Joch geräth, das in den meisten Fällen schwerer ist als das welches es kurz vorher vom Nacken geschüttelt; und in dieser Bedrängniß sieht es sich selbst dann, wenn die Masse nicht ganz verderbt ist. Denn ein Volk in das die Verderbniß gänzlich eingedrungen ist kann nicht etwa nur kurze Zeit, sondern keinen Augenblick in Freiheit leben, wie unten erörtert werden wird; und unsere Untersuchung bezieht sich daher auf die Völker in denen die Verderbniß noch keinen großen Umfang gewonnen und mehr Gutes als Faules vorhanden ist. Zu der obengenannten Schwierigkeit kommt noch eine andre, welche darin besteht daß der Staat welcher frei wird sich eine Partei von Feinden und keine von Freunden schafft. Feinde werden ihm alle die welche von der tyrannischen Regierung Vortheil zogen, indem sie die Reichthümer des Fürsten verzehrten, welche nachdem ihnen die Gelegenheit sich hervorzuthun entzogen ist, nicht zufrieden leben können und Jeder gezwungen sind die Wiedereinführung der Tyrannenherrschaft zu versuchen, um ihr früheres Ansehen

wiederzugewinnen. Freunde erwirbt man sich, wie ich sagte, nicht, weil das freie Staatsleben Ehren und Belohnungen nur gewisser rühmlicher und bestimmter Ursachen halber aussetzt und außerhalb dieser Niemanden weder belohnt noch ehrt, und wenn Einer in Besitz der Ehren und Vortheile ist die er zu verdienen glaubt, er keine Verpflichtung dafür gegen die welche ihm seinen Lohn geben anerkennt; überdies der allgemeine Vortheil welchen ein freies Staatsleben bringt von Keinem so lange er ihn besitzt erkannt wird, nämlich der daß man ohne irgend welche Scheu frei sein Eigenthum genießen kann, nicht für die Ehre der Frauen, für die der Kinder besorgt zu sein, nicht für sich selbst zu fürchten braucht; denn Niemand wird gegen Einen dafür daß er ihn nicht verletzt eine Verpflichtung zu haben anerkennen. Darum wird, wie oben gesagt, ein freier und neu erstehender Staat eine Partei von Feinden und keine von Freunden haben. Und wenn man diesen Uebelständen und diesen Unordnungen welche die obengenannten Schwierigkeiten mit sich führen möchten abhelfen will, so giebt es dafür kein kräftigeres, kein sichreres, kein heilsameres, kein nothwendigeres Mittel als die Söhne des Brutus hinzurichten, welche, wie die Geschichte zeigt, durch nichts Andres in Gemeinschaft mit andern römischen Jünglingen verleitet wurden sich gegen das Vaterland zu verschwören, als dadurch daß sie sich unter den Consuln nicht so außerordentlich geltend machen konnten wie unter den Königen, dergestalt daß ihnen die Freiheit des Volkes ihre Knechtschaft geworden zu sein schien. Wer aber eine Menge zu lenken übernimmt, sei es auf dem Wege der Freiheit oder dem des Fürstenthums, und sich nicht derer versichert die dieser neuen Ordnung feindlich sind, schafft einen Zustand von kurzer Dauer. Allerdings halte ich diejenigen Fürsten für unglücklich, die um ihre Regierung zu sichern außerordentliche Wege einschlagen müssen, weil sie die Menge zu Feinden haben; denn der welcher die Wenigen zu Feinden hat sichert sich leicht und ohne viel Mißhelligkeiten, wer aber die Gesammtheit zum Feinde hat sichert sich nie, und je mehr Grausamkeit er ausübt desto schwächer wird seine Herrschaft. So daß man nach keinem besseren Mittel suchen kann als sich das Volk zum Freunde zu machen. Und obwohl diese Auseinandersetzung der Ueberschrift nicht entspricht, da ich hier von einem Fürsten und dort von einer Republik rede, so will ich gleichwohl um nicht weiter auf diesen Gegenstand zurückkommen zu müssen in Kürze davon sprechen. Wenn also ein Fürst ein Volk das ihm feindlich gesinnt wäre für sich gewinnen will — ich rede von den Fürsten welche Tyrannen ihres Vaterlandes geworden sind —, so sage ich daß er zuerst untersuchen muß was das Volk wünscht; und immer wird er finden daß es zwei Dinge wünscht, einmal sich an denen zu rächen welche seiner Knechtschaft schuld sind, zweitens seine Freiheit wieder zu haben. Dem ersten Wunsche kann der Fürst ganz genügen, dem zweiten zum Theil. Was den ersten betrifft, so ist dafür das Beispiel zur Hand. Als Klearch, Tyrann von Heraklea, in der Verbannung war, traf es sich daß in einem Streite der zwischen dem Volk und den Vornehmen von Heraklea ausgebrochen war die Vornehmen, die sich im Nachtheil sahen, den Klearch zu begünstigen beschlossen und nachdem sie sich mit ihm verschworen, ihn gegen die Willensmeinung des Volkes nach Heraklea führten und dem Volke die Freiheit nahmen. Dergestalt daß Klearch, als er sich zwischen dem Uebermuth der Vornehmen, die er in keiner Weise weder befriedigen noch bessern konnte, und der Wuth der Volkspartei, die den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen konnte, mitten inne sah, den

Entschluß faßte sich mit einem Schlage von dem Drucke der Vornehmen zu befreien und das Volk für sich zu gewinnen. Und indem er dafür eine schickliche Gelegenheit ergriff, ließ er zur äußersten Befriedigung der Volkspartei die Vornehmen sämmtlich in Stücke hauen. Und so genügte er auf diesem Wege einem der Wünsche welche die Völker haben, nämlich dem sich zu rächen. Was aber des Volkes zweites Verlangen betrifft, seine Freiheit wieder zu haben, so muß der Fürst, da er es nicht erfüllen kann, untersuchen welche Ursachen es sind, die in ihm das Verlangen erwecken frei zu sein; und er wird finden daß ein geringer Theil desselben frei zu sein wünscht um zu befehlen, alle Uebrigen aber, welches Unzählige sind, die Freiheit wünschen um in Sicherheit zu leben. Denn in allen Republiken, wie auch immer geordnet, gelangen zu den Befehlshaberstellen noch keine vierzig oder funfzig Bürger, und da das eine geringe Anzahl ist, so ist es ein Leichtes sich deren zu versichern, indem man sie entweder aus dem Wege räumt oder ihnen soviel Ehren zu Theil werden läßt, daß sie je nach ihren Ansprüchen zum guten Theil sich begnügen können. Jene Andern, denen es genügt sicher zu leben, sind leicht zufriedengestellt, indem man Einrichtungen und Gesetze schafft, worin zugleich mit der eigenen Macht die allgemeine Sicherheit begriffen ist. Und wenn ein Fürst dies thut und das Volk sieht daß er bei keinem Vorfall diese Gesetze bricht, so wird es in kurzer Zeit anfangen sich sicher und zufrieden zu fühlen. Als Beispiel dafür haben wir das Königreich Frankreich, welches sich aus keinem anderen Grunde sicher fühlt als weil sich die Könige desselben an unzählige Gesetze gebunden haben, in denen die Sicherheit aller ihrer Völker begriffen ist. Und wer diesen Staat ordnete, der bestimmte daß die Könige über die Waffenmacht und über die Gelder nach ihrem Gutdünken sollten schalten können, über alles Andere aber nicht anders verfügen dürfen als die Gesetze ihnen vorschrieben. Der Fürst oder die Republik also, die sich nicht von vorn herein ihr Bestehen sichert, muß sich dasselbe bei der ersten Gelegenheit sichern, wie die Römer thaten. Wer diese vorüberläßt, bereut zu spät nicht gethan zu haben was er hätte thun müssen. Da nun das römische Volk noch nicht verderbt war als es wieder zur Freiheit gelangte, so konnte es dieselbe, nachdem die Söhne des Brutus hingerichtet und die Tarquinier ausgestorben waren, mit all den Mitteln und Einrichtungen aufrechthalten die anderwärts erörtert worden sind. Wäre das Volk aber verderbt gewesen, so hätten sich weder in Rom noch anderswo Mittel gefunden die stark genug waren sie zu erhalten, wie wir im folgenden Kapitel darthun werden.

Siebzehntes Kapitel.

Ein verderbtes Volk, das zur Freiheit gelangt, kann sich nur mit äußerster Schwierigkeit frei erhalten.

Ich meine, es war nothwendig daß entweder den Königen in Rom ein Ende gemacht wurde oder daß Rom in kürzester Zeit schwach und aller Kraft baar wurde. Denn bedenkt man in welche Verderbniß diese Könige

gerathen waren, dann war es, wenn noch zwei oder drei solche Regierungen gefolgt wären und die Verderbniß die in ihnen war sich durch die Glieder zu verbreiten angefangen hätte, so wie einmal die Glieder angesteckt waren, unmöglich sie jemals wieder zu verbessern. Aber da sie das Haupt verloren, während der Rumpf noch unversehrt war, so konnten sie mit Leichtigkeit zu einem freien und geordneten Staatsleben zurückkehren. Und man muß es als eine ausgemachte Wahrheit annehmen, daß eine verderbte Stadt die unter einem Fürsten lebt, wenn auch der Fürst mit seinem ganzen Stamme vernichtet wird, nie zur Freiheit zurückkehren kann, vielmehr ein Fürst den andern verdrängen muß; und ohne Wahl eines neuen Herrn kommt sie nie zur Ruhe, es müßte denn die Güte Jemandes mit Kraft verbunden sie frei erhalten; aber diese Freiheit wird so lange dauern wie das Leben jenes Mannes dauert, wie es Syrakus mit Dion und Timoleon erging, deren Thatkraft zu verschiedenen Zeiten, so lange sie lebten, die Stadt frei erhielt: sobald sie todt waren, fiel es in die alte Tyrannenherrschaft zurück. Aber kein stärkeres Beispiel findet man als das Roms, welches nach Vertreibung der Tarquinier sofort diese Freiheit ergreifen und festhalten konnte; aber als Cäsar, als C. Caligula, als Nero gestorben, als der ganze Cäsarische Stamm erloschen war, niemals nicht nur sie festzuhalten, sondern auch nicht einmal einen Anfang mit der Freiheit zu machen vermochte. Eine solche Verschiedenheit des Erfolges in einer und derselben Stadt kam aber von nichts Anderem als davon daß zu den Zeiten der Tarquinier das römische Volk noch nicht verderbt und in diesen letzten Zeiten im höchsten Grade verderbt war. Denn um es fest zu erhalten und bereit die Könige zu meiden, genügte es damals schon es schwören zu lassen, es werde nie dulden daß einer in Rom herrsche; und in den andern Zeiten genügte nicht das Ansehn und die Strenge des Brutus sammt allen Legionen des Orients um es bereit zu erhalten sich die Freiheit bewahren zu wollen die Jener nach dem Vorbild des ersten Brutus ihm wiedergegeben hatte. Dies kam aber von der Verderbniß welche die Partei des Marius in das Volk getragen hatte, an deren Spitze Cäsar die Menge verblenden konnte, daß sie das Joch nicht gewahrte welches sie sich selbst auf den Nacken legte. Und obschon dieses Beispiel Roms jedem andern Beispiele vorzuziehen ist, will ich gleichwohl für diesen Zweck auch noch zu unsern Zeiten bekannte Völker anführen. Ich sage deshalb daß kein Ereigniß, wie schwer und gewaltig es auch sei, Mailand oder Neapel jemals wieder frei machen könnte, weil deren Glieder gänzlich verderbt sind. Man sah dies nach dem Tode Filippo Visconti's, wo Mailand zur Freiheit zurückkehren wollte, aber sie zu behaupten nicht vermochte und nicht verstand. Darum war es ein großes Glück für Rom, daß seine Könige schnell verderbt wurden, damit sie verjagt werden konnten und zwar ehe ihre Verderbniß in die Eingeweide der Stadt gedrungen war; welche Unverderbtheit die Ursache war daß die zahllosen Aufstände die in Rom stattfanden, weil die Menschen einen guten Zweck dabei hatten, dem Staatswesen nicht schadeten sondern vielmehr nützten. Und man kann diesen Schluß ziehen, daß wo der Grundstoff nicht verderbt ist Aufstände und andere ärgerliche Auftritte nicht schaden, wo er verderbt ist wohl eingerichtete Gesetze Nichts nützen, sie müßten denn von Einem gehandhabt werden der mit äußerster Schärfe so lange auf ihre Beobachtung hält bis der Grundstoff wieder gut wird. Ich weiß aber nicht ob dies je vorgekommen ist oder ob es möglich wäre daß es vorkäme; denn man sieht, wie ich etwas weiter oben sagte, daß eine durch

Verderbniß des Grundstoffs ins Sinken gekommene Stadt, wenn es je vorkommt daß sie sich wieder hebt, sich durch das Verdienst eines Mannes hebt der zu der Zeit lebt, nicht durch das Verdienst der Gesammtheit welche die guten Einrichtungen aufrechthielte, und wenn dieser Mann todt ist sofort zu ihrer alten Gewohnheit zurückkehrt; wie es Theben erging, das durch das Verdienst des Epaminondas, so lange er lebte, die Form der Republik und der Herrschaft festhalten konnte, aber sobald er todt war in seine erste Verwirrung zurückfiel. Die Ursache ist, daß kein Mensch ein so langes Leben haben kann, daß die Zeit hinreichte um eine lange Zeit zum Schlimmen gewöhnte Stadt wieder zum Guten zu gewöhnen. Und wenn Einer von sehr langem Leben oder zwei ausgezeichnete Regierungen hinter einander sie nicht in Ordnung bringen, so geht sie, so wie wieder eine solche fehlt, wie oben gesagt ist, plötzlich zu Grunde, es müßte sie denn Einer mit viel Gefahr und viel Blutvergießen wieder erstehen machen. Diese Verderbtheit und geringe Tauglichkeit für ein freies Staatsleben entspringt nämlich aus einer Ungleichheit die in der Stadt herrscht, und wenn man sie wieder zur Gleichheit zurückführen will, ist es nöthig sich der alleraußerordentlichsten Mittel zu bedienen, deren sich Wenige zu bedienen fähig oder gewillt sind, wie an einem andern Orte umständlicher auseinandergesetzt werden wird.

Achtzehntes Kapitel.

Auf welche Weise in verderbten Städten ein freies Staatsleben, wenn es daselbst besteht, erhalten werden und wenn es nicht besteht, eingeführt werden könne.

Ich glaube, es wird nicht unangebracht noch der vorangegangenen Erörterung widersprechend sein zu betrachten, ob sich in einer verderbten Stadt ein freies Staatsleben, wenn es darin besteht, erhalten, oder falls es nicht besteht, daselbst einführen läßt. Und ich sage über diesen Gegenstand, daß es sehr schwierig ist sowohl das Eine wie das Andere zu thun, und obwohl es fast unmöglich ist eine Regel darüber aufzustellen, weil man genöthigt wäre je nach den Graden der Verderbtheit zu verfahren, so will ich gleichwohl, weil es gut ist jedes Ding zu untersuchen, dieses nicht übergehen. Und zwar will ich eine ganz verderbte Stadt annehmen, wodurch ich diese Schwierigkeit noch steigern werde, weil man weder Gesetze noch Einrichtungen findet die genügend wären eine allgemeine Verderbniß im Zaume zu halten. Denn so wie gute Sitten um sich zu erhalten der Gesetze bedürfen, so bedürfen die Gesetze um beobachtet zu werden der guten Sitten. Außerdem sind die Einrichtungen und Gesetze die in einem Staatswesen bei seiner Entstehung, als die Menschen noch gut waren, geschaffen wurden nicht mehr später am Platze, wenn sie böse geworden sind. Und wenn sich die Gesetze je nach den Ereignissen in einer Stadt ändern, so ändern sich nie oder nur in seltenen Fällen seine Einrichtungen; woher es kommt daß neue Gesetze nicht genügen, weil die Einrichtungen, welche fest stehen, sie verderben. Und um diesen Punkt zu besserem Verständniß zu bringen, führe ich an daß in Rom die Einrichtung der Regierung oder die

Staatseinrichtung war, und dann die Gesetze, welche vermittelst der Behörden die Bürger im Zaume hielten. Die Staatseinrichtung bestand in der Gewalt des Volks, des Senats, der Tribunen, der Consuln, der Art die obrigkeitlichen Personen vorzuschlagen und zu wählen und der Art Gesetze zu geben. Diese Einrichtungen wurden durch die Ereignisse wenig oder gar nicht verändert. Verändert wurden aber die Gesetze, welche die Bürger im Zaume hielten, wie das Gesetz gegen den Ehebruch, das Aufwandgesetz, das gegen Aemtererschleichung und viele andere, je nachdem die Bürger nach und nach verderbter wurden. Da man jedoch die Staatseinrichtungen festhielt, welche bei der Verderbtheit nicht mehr gut waren, so reichte die Erneuerung jener Gesetze nicht hin die Menschen gut zu erhalten; wohl aber wäre ihnen geholfen gewesen, wenn mit den Neuerungen in den Gesetzen auch die Einrichtungen umgeändert worden wären. Und daß es wahr ist daß solche Einrichtungen in der verderbten Stadt nicht gut waren, sieht man deutlich an zwei hauptsächlichen Punkten. Was die Wahl der obrigkeitlichen Personen und die Gesetzgebung betrifft, so verlieh das römische Volk das Consulat und die übrigen ersten Aemter der Stadt nur denen welche sich darum bewarben. Diese Einrichtung war anfänglich gut, weil sich nur die Bürger um sie bewarben die sich deren für würdig hielten und dabei eine Zurückweisung zu erfahren schimpflich war; dergestalt daß um ihrer für würdig erklärt zu werden sich Jeder wohl verhielt. Nachher in der verderbten Stadt wurde dieser Gebrauch höchst unheilvoll, weil nicht die welche das meiste Verdienst, sondern die welche die meiste Macht besaßen sich um die Stellen bewarben und die Machtlosen, wie verdienstvoll auch immer, sich aus Furcht der Bewerbung enthielten. Man gelangte zu diesem Mißstande nicht mit einem Male, sondern durch Mittelstufen, wie man in alle andern Mißstände geräth. Nachdem nämlich die Römer Afrika und Asien bezwungen und fast ganz Griechenland unter ihre Botmäßigkeit gebracht, waren sie ihrer Freiheit sicher geworden und glaubten keine Feinde mehr zu haben die ihnen Furcht einzuflößen brauchten; diese Sicherheit und diese Schwäche der Feinde machte daß das römische Volk bei Verleihung des Consulats nicht mehr auf Verdienst, sondern auf Gunst sah, indem es zu dieser Würde diejenigen erhob die den Menschen am besten zu Gefallen zu leben, nicht die welche am besten den Feind zu besiegen verstanden; nachher stieg man von denen welche die meiste Gunst besaßen zur Verleihung an diejenigen herab welche die meiste Macht besaßen. So daß durch die Fehlerhaftigkeit einer solchen Einrichtung die Guten ganz davon ausgeschlossen blieben. Ein Tribun oder jeder beliebige andre Bürger konnte dem Volke ein Gesetz vorlegen, über das jeder Bürger zu Gunsten desselben oder als Gegner sprechen durfte, bevor darüber beschlossen wurde. Diese Einrichtung war gut, so lange die Bürger gut waren; weil es immer nützlich war daß Jeder der etwas der Gesammtheit Nützliches beabsichtigt dies vorlegen könne, und nützlich daß Jeder darüber seine Meinung sagen dürfe, damit das Volk nach Anhörung eines Jeden dann im Stande sei das Beste zu wählen. Als jedoch die Bürger schlechter geworden waren, wurde diese Einrichtung sehr übel; weil nur die Mächtigen, nicht um der allgemeinen Freiheit, sondern um ihrer Macht willen, Gesetze vorschlugen, und gegen diese aus Furcht vor ihnen Niemand sprechen durfte; so daß das Volk betrogen oder gezwungen dahin kam sein eigenes Verderben zu beschließen. Es war mithin nöthig, wenn Rom in der Verderbtheit sich frei erhalten sollte, daß es so wie es im Ver-

laufe seines Bestehens neue Gesetze geschaffen hatte auch neue Einrichtungen geschaffen hätte; denn andre Einrichtungen und Lebensweisen muß man einem kranken Körper verschreiben als einem gesunden, und bei einem ganz entgegengesetzten Grundstoffe kann auch die Form nicht dieselbe sein. Da nun aber diese Einrichtungen entweder alle mit einem Male erneuert werden müssen, sobald sich gezeigt hat daß sie nicht mehr gut sind, oder allmählich, noch ehe es von Jedem erkannt wird, so sage ich daß eins wie das andre von diesen beiden Dingen fast unausführbar ist. Denn will man sie allmählich erneuern, so muß ein kluger Mann den Anstoß dazu geben, der den Uebelstand schon in weiter Ferne und bei seinem Entstehen sieht. Nun kann es aber sehr leicht kommen daß von solchen Männern in einer Stadt niemals irgend einer aufsteht, und wenn einer aufstünde, würde er nie einen Andern von dem überzeugen können was er selbst einsähe, weil die Menschen, gewöhnt in einer bestimmten Weise zu leben, diese nicht wechseln wollen, um so mehr wenn sie das Uebel nicht vor Augen haben, sondern es ihnen durch Muthmaßungen gezeigt werden muß. Hinsichtlich der Erneuerung der Einrichtungen mit einem Male, wenn Jeder erkennt daß sie nicht gut sind, sage ich daß diese Unzweckmäßigkeit, die man leicht einsieht, schwer zu verbessern ist; denn um dies zu thun, reicht es nicht hin sich der gewöhnlichen Mittel zu bedienen, weil eben die gewöhnlichen Formen schlecht sind, sondern man muß zu außerordentlichen schreiten, also zur Gewalt und zu den Waffen, und vor allen Dingen Fürst der betreffenden Stadt werden und nach Gutdünken über sie verfügen können. Und da die Neugestaltung einer Stadt für politisches Leben einen guten Mann voraussetzt, durch Gewalt Fürst einer Republik zu werden aber einen schlechten Menschen voraussetzt, so wird man darum finden daß es in den seltensten Fällen begegnet, daß ein guter Mann, wenn auch seine Absicht gut ist, auf schlechtem Wege Fürst werden möchte und ein Böser der Fürst geworden Gutes stiften und ihm je in den Sinn kommen sollte die Macht die er auf schlechte Weise erworben in guter Weise anzuwenden. Aus alle den angeführten Dingen entsteht die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit die in den verderbten Städten liegt, eine Republik daselbst zu erhalten oder neu zu gründen. Und wenn man doch eine dort zu gründen oder zu erhalten hätte, so müßte man sie mehr der Königsherrschaft als der Volksherrschaft annähern, damit die Menschen die ihres Uebermuthes halber durch die Gesetze nicht gebessert werden können durch eine nahezu königliche Gewalt einigermaßen gezügelt würden. Wollte man sie aber auf anderem Wege dahin bringen gut zu werden, so wäre dies entweder ein höchst grausames Unternehmen oder ganz unmöglich, wie ich oben bei dem sagte was Kleomenes that; denn wenn dieser um allein dazustehn die Ephoren ermordete, und Romulus aus denselben Gründen seinen Bruder und den Sabiner Titus Tatius tödtete und sie nachher diese ihre Gewalt gut anwandten, so muß man gleichwohl bedenken, daß Einer wie der Andre von ihnen keinen von solcher Verderbniß befleckten Körper vor sich hatte wie wir in diesem Kapitel behandeln, und daß sie darum ihren Plan fassen und wenn sie ihn faßten auch zu einem guten Ende führen konnten.

Neunzehntes Kapitel.

Nach einem ausgezeichneten Fürsten kann sich ein schwacher Fürst halten; nach einem schwachen aber kann sich mit einem zweiten schwachen kein Königreich behaupten.

Bei Betrachtung der Verdienste und der Handlungsweise des Romulus, des Numa und des Tullus, der ersten drei römischen Könige, sieht man wie Rom ein großes Glücksloos zog, indem es als ersten König einen sehr wilden und kriegerischen, als zweiten einen friedlichen und gottesfürchtigen, als dritten einen an Wildheit dem Romulus ähnlichen und größeren Freund des Krieges als des Friedens hatte. Denn in Rom war nöthig daß gleich bei seinem Beginn ein Ordner des bürgerlichen Zustandes auftrat, dann aber war es freilich nöthig daß die Andern die Tapferkeit des Romulus wieder annahmen, sonst wäre die Stadt verweichlicht und Beute ihrer Nachbarn geworden. Und daraus kann man die Bemerkung entnehmen, daß ein Nachfolger von geringerer Tapferkeit als der Erste eine Regierung durch die Tapferkeit dessen der sie vor ihm geleitet behaupten und die Früchte seiner Bemühungen ernten kann, wenn es sich aber ereignet entweder daß er ein langes Leben hat oder daß kein Anderer nach ihm aufsteht welcher die Tapferkeit des Ersten erneuert, das Reich nothwendig zu Grunde gehen muß. So sieht man im Gegentheil, wenn Zwei nach einander von großer Thatkraft sind, oft daß sie die größten Dinge ausführen und sich ihr Ruhm bis zum Himmel erhebt. David war ohne Zweifel ein in den Waffen wie an Gelehrsamkeit und an Urtheil höchst ausgezeichneter Mann, und seine Tapferkeit so groß daß er, nachdem er alle seine Nachbarn besiegt und zu Boden geworfen, seinem Sohne Salomon eine ruhige Regierung hinterließ, welche sich dieser mit den Künsten des Friedens, nicht des Krieges erhalten und glücklich die Früchte der Tapferkeit seines Vaters genießen konnte. Nicht aber konnte er es so seinem Sohne Rehabeam hinterlassen, der weil er an Tapferkeit nicht dem Großvater und an Glück nicht dem Vater ähnlich war, mit Mühe Erbe des sechsten Theiles des Reiches blieb. Der türkische Sultan Bajazet konnte, obschon er ein größerer Freund des Friedens als des Krieges war, die Früchte der Anstrengungen seines Vaters Mahomet genießen, der nachdem er wie David seine Nachbarn zu Boden geworfen, ihm eine befestigte Regierung hinterließ, die er sich durch die Kunst des Friedens leicht bewahren konnte. Wenn aber sein Sohn Selim, der jetzige Herrscher, dem Vater und nicht dem Großvater ähnlich gewesen wäre, so ging das Reich zu Grunde; man sieht aber daß er im Begriffe steht den Ruhm des Großvaters noch zu überbieten. Ich sage also mit diesen Beispielen, daß nach einem ausgezeichneten Fürsten sich ein schwacher Fürst halten kann, aber nach einem schwachen sich mit einem zweiten schwachen kein Königreich behaupten kann, es müßte denn sein daß, wie Frankreich, seine alten Einrichtungen es aufrecht hielten; und schwach sind die Fürsten die sich nicht auf den Krieg legen. Ich schließe demnach mit dieser Erörterung, daß die Tapferkeit des Romulus so groß war daß sie dem Numa Pompilius Zeit zu lassen vermochte viele Jahre lang mit der Kunst des Friedens Rom regieren zu können; auf ihn aber Tullus folgte, der mit seiner Kühnheit den Ruf des Romulus erneuerte, worauf Ancus kam, den die Natur so begabt hatte daß er den Frieden benutzen und

den Krieg ertragen konnte. Und zwar nahm er zuerst die Richtung die Bahn des Friedens einschlagen zu wollen, erkannte aber alsbald daß ihn die Nachbarn, weil sie ihn für weibisch hielten, wenig achteten; so daß er einsah, um Rom zu behaupten müsse man zu den Waffen greifen und dem Romulus, nicht dem Numa gleichen. Daran mögen sich alle Fürsten die die Regierung in Händen haben ein Beispiel nehmen, daß wer dem Numa gleicht sie behaupten oder nicht behaupten wird, jenachdem die Zeitumstände oder das Glück sich für ihn wenden; wer aber dem Romulus gleicht und wie er mit Klugheit und Waffen bewehrt ist, sie unter allen Umständen behaupten wird, wenn sie ihm nicht von einer hartnäckigen und übermäßigen Kraft entrissen wird. Und mit Gewißheit kann man annehmen daß wenn Rom zu seinem dritten Könige einen Mann erhielt der ihm nicht mit den Waffen seine Achtung wiederzugeben wußte, es nachher nie oder doch mit äußerster Schwierigkeit würde haben festen Fuß fassen und die Erfolge erreichen können die es erreichte. Und so schwebte es so lange es unter Königen lebte in der Gefahr unter einem schwachen oder bösen Könige zu Grunde zu gehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Zwei auf einander folgende Regierungen tapferer Fürsten bringen große Dinge hervor; und daß wohl eingerichtete Republiken mit Nothwendigkeit ausgezeichnete Lenker haben und darum ihre Eroberungen und Ausdehnungen groß sind.

Nachdem Rom die Könige vertrieben, war es von der Gefahr frei in der oben gesagt wurde daß es schwebte, wenn ein schwacher oder böser König darin folgte. Denn die höchste Gewalt fiel jetzt den Consuln zu, welche nicht durch Erbschaft oder durch Trug oder durch gewaltsame Bewerbung, sondern durch freie Wahlen zu dieser Gewalt gelangten und immer höchst ausgezeichnete Männer waren, durch deren Tapferkeit und Glück von Zeit zu Zeit gefördert Rom in eben so viel Jahren zu seinem äußersten Glanze gelangen konnte als es unter Königen gestanden hatte. Denn man sieht daß zwei aufeinander folgende Regierungen tapferer Fürsten hinreichen die Welt zu erobern, wie solche Philipp von Macedonien und Alexander der Große waren. Dies muß aber um so eher einer Republik gelingen, da sie die Mittel hat nicht nur zwei auf einander folgende, sondern unzählige ganz ausgezeichnete Fürsten zu wählen die auf einander folgen, welche glänzende Folge stets in jeder wohl eingerichteten Republik statthaben wird.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Welchen Tadel der Fürst und die Republik verdient, der es an eigenen Waffen fehlt.

Die gegenwärtigen Fürsten und die neueren Republiken, welchen es zum Zwecke der Vertheidigung und des Angriffs an eigenen Soldaten fehlt, müssen

sich ihrer selbst schämen und bei dem Beispiele des Tullus bedenken da
dieser Fehler nicht aus dem Mangel zum Kriegsdienst tauglicher Leute, son
dern von ihrer eigenen Schuld herrührt, weil sie ihre Leute nicht zu Soldate
zu bilden verstanden haben. Als nämlich Tullus, nachdem Rom vierzi
Jahre im Frieden gelebt, in der Regierung folgte, fand er keinen Mensche
vor der jemals im Kriege gewesen wäre. Gleichwohl dachte er, da er Krie
zu führen beabsichtigte, nicht daran sich der Samniter oder Etrusker ode
Anderer die unter den Waffen zu stehen gewohnt waren zu bedienen, son
dern beschloß als ein höchst einsichtsvoller Mann seine eigenen Leute zu
verwenden. Und seine Thatkraft war so groß, daß er unter seiner Regierun
mit einem Male die vorzüglichsten Soldaten aus ihnen zu machen vermochte
Und es ist wahrer als irgend eine andere Wahrheit, daß wenn es da wo
Menschen sind an Soldaten fehlt, dies Schuld des Fürsten, nicht die Schul
von etwas Anderm, der Lage oder der Natur, ist; wofür wir ein gan
frisches Beispiel haben. Jeder weiß ja wie in jüngster Zeit der König vo
England das Königreich Frankreich angriff und dazu keine andern Soldate
als seine eigenen Völker nahm, und weil dies Königreich länger als dreißi
Jahre ohne Krieg gewesen war, weder einen Soldaten noch einen Anführe
hatte der je im Felde gewesen wäre; gleichwohl besann er sich nicht mit diese
ein Reich voll Feldherrn und guter Heere anzugreifen, die in den italienische
Kriegen fortwährend unter den Waffen gestanden hatten. Dies kam nur dahe
daß der König ein einsichtsvoller Mann und das Königreich ein wohlgeord
netes war, welches zur Zeit des Friedens die Kriegseinrichtungen nicht unter
bricht. Nachdem die Thebaner Pelopidas und Epaminondas Theben befreit un
der Unterwürfigkeit unter die spartanische Herrschaft entzogen hatten, trugen si
— so groß war ihre Tapferkeit — trotzdem daß sie sich in einer an Dienst
barkeit gewöhnten Stadt und inmitten eines verweichlichten Volkes befanden
kein Bedenken es wieder unter die Waffen zu rufen und mit diesem in
Felde die spartanischen Heere aufzusuchen und zu besiegen; und der davo
schreibt sagt, diese Beiden hätten in kurzer Zeit bewiesen daß nicht nur i
Lacedämonien Kriegsmänner geboren würden sondern allenthalben wo Men
schen zur Welt kämen, wenn sich nur Einer fände der sie zum Kriegsdien
anzuleiten wüßte, wie Tullus die Römer anzuleiten wußte. Und Virg
konnte nicht treffender diese Ansicht aussprechen und mit keinen andern Worte
besser zeigen daß er sich zu ihr bekennt, wo er sagt:

desidesque movebit
Tullus in arma viros.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was bei dem Falle der drei römischen Horatier und der drei albanischen Curiatier zu bemerken ist.

König Tullus von Rom und König Mettius von Alba kamen überei
dasjenige Volk solle Herr des andern sein, dessen obengenannte drei Männ
siegen würden. Getödtet wurden alle albanischen Curatier, am Leben blie

einer der römischen Horatier, und somit war der albanische König Mettius mit seinem Volke den Römern unterthan. Und als dieser Horatier als Sieger nach Rom zurückkehrte und einer Schwester von sich, die mit einem der drei gefallenen Curiatier vermählt war, begegnete, wie sie den Tod ihres Gatten bewei te, stieß er sie nieder. Darauf wurde er wegen dieses Vergehens vor Gericht gestellt und nach langen Verhandlungen mehr auf die Bitten seines Vaters als seiner Verdienste wegen freigesprochen. Dabei ist dreierlei zu bemerken. Erstlich, daß man niemals mit einem Theile seiner Kraft sein ganzes Glück aufs Spiel setzen muß. Zweitens, daß in einer wohlgeordneten Stadt niemals Verbrechen durch Verdienste ausgeglichen werden. Drittens, daß niemals Verträge weise sind, deren Nichterfüllung man besorgen muß oder kann. Denn dienstbar zu sein ist von solcher Bedeutung für eine Stadt, daß man niemals glauben mußte, einer jener Könige oder eines jener Völker werde sich dabei bescheiden daß drei ihrer Bürger sie in Abhängigkeit gebracht, wie man an dem Verfahren des Mettius sieht, der sich zwar unmittelbar nach dem Siege der Römer für überwunden erklärte und Tullus Gehorsam versprach, gleichwohl aber bei dem ersten Feldzuge, zu dem sie sich gegen die Vejenter verbinden mußten, dabei betroffen wurde wie er ihn zu hintergehen suchte, als Einer der zu spät die Unbesonnenheit des von ihm getroffenen Vergleiches einsah. Und da über dieses dritte Bemerkenswerthe genug gesagt ist, wollen wir von den andern beiden in den beiden folgenden Kapiteln reden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Daß man niemals sein ganzes Glück und nicht alle seine Kräfte wagen muß, und daß daher das Besetzen der Pässe oft schädlich ist.

Man hat es nie für einen weisen Entschluß gehalten, dein ganzes Glück und nicht alle deine Kräfte zu wagen. Dies geschieht auf mehrere Arten. Die eine ist, wenn man es macht wie Tullus und Mettius, als sie das ganze Glück ihres Vaterlandes und den Heldenmuth so vieler Männer, wie Jeder von diesen in seinen Heeren hatte, dem Heldenmuthe und dem Glücke dreier ihrer Bürger anvertrauten, die doch einen ganz geringen Theil der Macht eines Jeden bildeten. Und sie wurden nicht inne daß vermöge dieses Entschlusses alle Mühe die ihre Vorfahren bei Einrichtung des Staates aufgewandt hatten, um ihm ein langes freies Leben und zu Bürgern Vertheidiger ihrer Freiheit zu geben, beinah umsonst gewesen war, da es in der Macht so Weniger stand sie zu vernichten. Die Sache konnte von jenen Königen nicht schlechter ausgedacht sein. Es wird auch in diesen Uebelstand fast immer von Seiten derjenigen gefallen, welche bei Annäherung des Feindes den Plan fassen die schwierigen Punkte zu halten und die Pässe zu besetzen. Denn fast immer wird dieses Verfahren nachtheilig sein, wenn du nicht etwa an diesem schwierigen Punkte mit Bequemlichkeit deine ganzen Streitkräfte aufstellen kannst. In diesem Falle ist ein solcher Entschluß zu fassen; ist aber der Punkt rauh, so daß du nicht deine ganzen Streitkräfte

daselbst aufstellen kannst, dann ist der Entschluß nachtheilig. So darüber zu urtheilen veranlaßt mich das Beispiel derjenigen welche von einem mächtigen Feinde angegriffen, wenn ihr Land von Gebirgen und felsigen Gegenden umgeben war, nie versucht haben den Feind in den Pässen und auf den Bergen zu bekämpfen, sondern entweder jenseit derselben ihm entgegengegangen sind oder, wenn sie dies nicht thun wollten, ihn innerhalb dieser Berge, in milden und nicht felsigen Gegenden erwartet haben. Und der Grund davon war der oben angeführte; denn da man zur Bewachung felsiger Punkte nicht viele Menschen verwenden kann, sowohl weil sie nicht lange dort leben können, als auch weil die Stellen eng sind und wenige fassen, so ist es nicht möglich einem Feinde die Spitze zu bieten der in großen Haufen auf dich stößt; und dem Feinde ist es ein Leichtes in großen Haufen zu kommen, da seine Absicht ist vorwärts zu gehen, nicht stehen zu bleiben, wer ihn aber erwartet, dem ist es unmöglich ihn haufenweis zu erwarten, da er sich, nicht wissend wann der Feind vorbeikommen wird, auf längere Zeit in, wie gesagt, engen und unfruchtbaren Gegenden einrichten muß. Verlierst du nun den Paß den du dir zu halten vorgenommen und auf den dein Volk und dein Heer sein Hoffnung gesetzt, so bemächtigt sich in den meisten Fällen deines Volkes und des Restes deiner Leute ein solcher Schrecken daß du ohne die Tapferkeit derselben erproben zu können der Verlierer bleibst und so mit einem Theile deiner Streitkräfte dein ganzes Glück verloren hast. Ein Jeder weiß mit welcher Schwierigkeit Hannibal die Alpen überschritt welche die Lombardei von Frankreich trennen, und mit welcher Schwierigkeit die welche die Lombardei von Toscana trennen; gleichwohl erwarteten ihn die Römer zuerst am Tessin, und dann in der Ebene von Arezzo, und wollten lieber daß ihr Heer an Orten wo es siegen konnte vom Feinde aufgerieben würde, als es hinauf in die Alpen führen um es durch die Bösartigkeit der Gegend vernichten zu lassen. Und wer mit Ueberlegung alle Geschichte liest, wird finden daß sehr wenige tüchtige Feldherrn dergleichen Pässe zu halten versucht haben, sowohl aus den angegebenen Gründen als auch deshalb weil sie sich nicht vollständig sperren lassen, da das Gebirge, wie eine Ebene, nicht nur die gewohnten und benutzten Wege, sondern noch viele andere hat, die wenn auch nicht den Fremden, so doch den Bewohnern der Gegend bekannt sind, mit deren Hülfe du immer gegen den Willen dessen der sich dir entgegenstellt an jeden beliebigen Ort geführt werden wirst. Es läßt sich dafür ein ganz frisches Beispiel von 1515 anführen. Als König Franz von Frankreich vorhatte durch die Wiedereroberung des lombardischen Staates in Italien einzudringen, setzten die welche seinem Unternehmen entgegen waren ihr größtes Vertrauen darauf daß die Schweizer ihn in den Pässen im Gebirge festhalten würden. Wie man aber dann durch die Erfahrung sah, war dieses Vertrauen eitel; denn nachdem der König zwei oder drei von ihnen besetzte Punkte zur Seite gelassen hatte, schlug er einen andern unbekannten Weg ein und war in Italien und ihnen auf dem Nacken, ehe sie es gemerkt hatten. So daß sie in Schrecken gesetzt sich nach Mailand zurückzogen und alle Völker der Lombardei sich zu den französischen Truppen schlugen, nachdem sie sich in ihrer Ansicht, die Franzosen müßten im Gebirge gehalten werden, getäuscht gesehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wohlgeordnete Republiken setzen Belohnungen und Strafen für ihre Bürger fest, gleichen aber nie Eins durch das Andre aus.

Die Verdienste des Horatius waren äußerst groß gewesen, da er durch seine Tapferkeit die Curiatier besiegt. Sein Vergehen war gräßlich gewesen, indem er die Schwester getödtet. Gleichwohl empörte dieser Mord die Römer so daß sie ihn vor Gericht zogen um über sein Leben zu verhandeln, trotzdem daß seine Verdienste so groß und in so frischer Erinnerung waren. Wer diese Thatsache oberflächlich betrachtet, dem könnte sie ein Beispiel von Undankbarkeit des Volkes scheinen. Wer sie jedoch genauer erwägt und mit sorgfältiger Ueberlegung untersucht wie die Einrichtungen der Republiken beschaffen sein müssen, der wird eher das Volk tadeln daß es ihn freigesprochen, als daß es ihn hat verurtheilen wollen, und zwar ist der Grund der, daß keine wohlgeordnete Republik die Vergehen ihrer Bürger mit ihren Verdiensten auslöscht, sondern nachdem sie Belohnungen für eine gute That und Strafen für eine schlechte festgesetzt und Einen für eine gute Handlung belohnt hat, wenn derselbe dann schlecht handelt, ihn züchtigt, ohne auf seine guten Thaten die mindeste Rücksicht zu nehmen. Und wenn diese Einrichtungen wohl beobachtet werden, lebt eine Stadt lange in Freiheit, andernfalls wird sie immer bald zu Grunde gehen. Denn wenn sich bei einem Bürger, der irgend eine ausgezeichnete That für die Stadt vollbracht, zu dem Ansehn das ihm dies verschafft noch die Kühnheit und Zuversicht gesellt ohne Furcht vor Strafe auch irgend eine nicht gute That vollbringen zu dürfen, so wird er in kurzer Zeit so übermüthig werden daß alle bürgerliche Verbindung sich auflöst. Freilich ist es, wenn man will daß die Strafe für die bösen Thaten gefürchtet werde, nothwendig die Belohnungen für die guten sorgfältig zu ertheilen, wie man sieht daß Rom that. Und wenn eine Republik auch arm ist und wenig geben kann, so muß sie dieses Wenige nicht verschmähen, weil jedes kleine Geschenk welches Einem als Belohnung des Guten, wenn dieses auch bedeutend ist, gegeben wird von dem Empfänger als ehrenvoll und als ein ganz großes betrachtet werden wird. Allbekannt ist die Geschichte von Horatius Cocles und die von Mucius Scävola; wie der Eine die Feinde bei einer Brücke so lange aufhielt bis sie abgebrochen wurde, der Andre sich die Hand abbrannte, weil er Willens den König der Etrusker Porsena zu ermorden fehlgegriffen hatte. Diesen wurden für diese beiden ausgezeichneten Thaten von Staatswegen zwei Morgen Land Jedem geschenkt. Bekannt ist auch die Geschichte des Manlius Capitolinus. Diesem wurde dafür, daß er das Capitol von den Galliern die es belagerten befreit hatte, von denen welche mit ihm zusammen darin belagert worden waren, ein kleines Maaß Mehl verehrt. Diese Belohnung war nach den Umständen in denen sich Rom damals befand eine große, und eine derartige daß Manlius später, als er entweder von Neid oder seiner bösen Natur getrieben wurde eine Empörung in Rom hervorzurufen und das Volk für sich zu gewinnen suchte, ohne die mindeste Rücksicht auf seine Verdienste kopfüber von dem Capitol herabgestürzt wurde, das er einst zu seinem so großen Ruhme gerettet hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wer die alten Zustände in einer freien Stadt umgestalten will, behalte wenigstens den Schatten der alten Einrichtungen bei.

Der welcher die Zustände einer Stadt umzugestalten wünscht oder Willens ist muß, wenn er sie angenommen sehen und zur Zufriedenheit eines Jeden will aufrecht erhalten können, mindestens den Schatten der alten Einrichtungen beibehalten, damit er dem Volke seine Ordnung nicht verändert zu haben scheine, sollten auch in Wahrheit die neuen Ordnungen von den vergangenen gänzlich verschieden sein; denn die Masse der Menschen sättigt sich eben so gut am Schein wie an der Wirklichkeit, ja oft werden sie sogar mehr vom Schein als von der Wirklichkeit in Bewegung gesetzt. Aus diesem Grunde verstatteten die Römer, schon im Beginne ihres freien Staatslebens diese Nothwendigkeit erkennend, als sie an Stelle des Einen Königs zwei Consuln erwählt hatten, denselben nicht mehr als zwölf Lictoren, um nicht die Zahl derer zu überschreiten welche dem Könige aufwarteten. Da ferner in Rom ein jährliches Opfer stattfand, welches nur von der Person des Königs abgehalten werden durfte, und die Römer das Volk um der Entfernung der Könige willen Nichts von dem Alten vermissen lassen wollten, so wählten sie einen Vorsteher für dieses Opfer, den sie den Opferkönig nannten und dem Oberpriester unterordneten, so daß das Volk auf diese Weise über dieses Opfer zufriedengestellt wurde und niemals Ursache hatte wegen Mangelhaftigkeit desselben die Rückkehr der Könige zu wünschen. Und dies muß von allen denen beobachtet werden welche die alte Lebensweise in einer Stadt abschaffen und sie zu einem neuen und freien Staatsleben führen wollen. Denn da das Neue in den Gemüthern der Menschen eine Veränderung hervorbringt, so mußt du dafür sorgen daß diese Aenderungen so viel als möglich von dem Alten behalten, und wenn die obrigkeitlichen Personen in Zahl, Gewalt und Zeitdauer von der alten abweichen, daß sie wenigstens den Namen beibehalten. Und zwar muß dies, wie ich sagte, derjenige beobachten welcher eine unumschränkte Gewalt, entweder im Wege der Republik oder der Königsherrschaft, einführen will; wer aber eine unumschränkte Macht der Art schaffen will welche von den Schriftstellern Tyrannis genannt wird, der muß Alles neu gestalten, wie im folgenden Kapitel auseinandergesetzt werden soll.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Fürst in einer Stadt oder einem Lande, das er in Besitz genommen, muß Alles neu einrichten.

Jeder der Fürst einer Stadt oder eines Staates wird kann, zumal wenn seine Grundlage schwach sein sollte und er sich nicht vermittelst des Königthums oder der Republik dem bürgerlichen Leben zuwendet, kein besseres

ittel wählen um dieses Fürstenthum zu behaupten, als, so wie er selbst
n neuer Fürst ist, auch Alles in dem Staate neu zu machen, als da ist,
den Städten neue Obrigkeiten mit neuen Namen, neuen Befugnissen,
nen Personen schaffen, die Armen reich machen, wie David that als er
önig wurde: qui esurientes implevit bovis et divites dimisit inanes.
erner neue Städte erbauen, alte zerstören, die Einwohner von einem Ort
ach dem andern versetzen, und überhaupt in dem Lande Nichts unangetastet
ssen, daß kein Rang, kein Amt, kein Stand, kein Reichthum darin ist den
r Besitzer nicht dir danken muß, und zum Vorbilde sich Philipp von Ma-
donien, den Vater Alexanders, nehmen, der durch diese Mittel aus einem
einen Könige Herr von Griechenland wurde. Und der von ihm schreibt
agt, er trieb die Menschen von Land zu Land, wie die Hirten ihre Heerden
eiben. Diese Mittel sind höchst grausam, und widerstreben nicht nur jedem
ristlichen, sondern jedem menschlichen Gefühl, und jeder Mensch soll sie
iehen und lieber Privatmann bleiben als zu solchem Verderben der Men-
chen König sein wollen. Wer gleichwohl nicht diesen ersten Weg des Guten
nschlagen will, muß, wenn er sich behaupten will, zu diesem Uebel schreiten.
Die Menschen nehmen aber gewisse Mittelwege, die die schädlichsten sind,
weil sie weder ganz gut noch ganz schlecht zu sein verstehen, wie im folgen-
en Kapitel durch ein Beispiel gezeigt werden soll.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In den seltensten Fällen verstehen die Menschen ganz böse oder ganz gut zu sein.

Als Papst Julius II. 1505 nach Bologna zog, um das Haus der Benti-
ogli, welches hundert Jahre die Oberherrschaft über diese Stadt inne gehabt,
us dem Lande zu vertreiben, wollte er, als ein Mann der sich gegen alle
Tyrannen welche Gebiete der Kirche besaßen verschworen hatte, auch Giovan
Paolo Baglioni aus Perugia entfernen, dessen Tyrann er war. Und als er
nit dieser Jedermann bekannten Absicht und Entschließung bei Perugia an-
ekommen war, wartete er es nicht ab mit seinem Heere, das ihn geschützt
ätte, in die Stadt einzuziehen, sondern betrat sie unbewaffnet, trotzdem darin
Giovan Paolo mit zahlreichem Kriegsvolk lag, das er zu seiner Vertheidigung
usammengebracht hatte. So daß er sich, von der Hitze mit der er alle Dinge
etrieb hingerissen, mit seiner bloßen Leibwache in die Hände des Feindes lieferte,
en er nachher mit sich nahm, indem er einen Statthalter in der Stadt
urückließ, der die Rechte der Kirche wahren sollte. Allen verständigen Män-
ern die in der Umgebung des Papstes waren fiel die Verwegenheit des
Papstes und die Feigheit Giovan Paolo's auf, und sie konnten nicht begreifen
oher es kam, daß dieser nicht zu seinem bleibenden Gedächtniß mit einem
Schlage seinen Feind niederwarf und sich mit Beute bereicherte, da bei dem
Papst sämmtliche Cardinäle mit allen ihren Kostbarkeiten waren. Man
nnte auch nicht glauben daß er aus Edelmuth davon abgestanden wäre,
der aus Gewissenhaftigkeit die ihn zurückgehalten hätte, da in der Brust

eines Bösewichts, der mit seiner Schwester Umgang trieb, der um zu herrschen seine Vettern und Neffen getödtet, keine mitleidige Regung aufsteigen konnte; sondern man schloß daß die Menschen weder mit Ehren böse noch vollkommen gut zu sein verstehen, und so wie eine Bosheit Größe in sich hat oder in gewisser Beziehung hochherzig ist, sich nicht hineinzufinden wissen. So hatte Giovan Paolo, der es für Nichts achtete Blutschänder und offenkundiger Verwandtenmörder zu sein, nicht das Geschick oder besser gesagt nicht den Muth, als die beste Gelegenheit dazu war, ein Unternehmen auszuführen bei dem Jedermann seine Kühnheit bewundert und er ein ewiges Andenken an sich hinterlassen hätte; indem er der Erste gewesen wäre, der den Prälaten gezeigt hätte wie wenig man sich aus Leuten zu machen brauche welche leben und regierten wie sie, und eine That vollbracht deren Größe jeden Vorwurf, jede Gefahr die daraus hervorgehen konnte überwogen hätte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aus welcher Ursache die Römer gegen ihre Mitbürger weniger undankbar waren als die Athener.

Jeder welcher liest was die Republiken ausgeführt haben wird in allen einen gewissen Grad von Undankbarkeit gegen ihre Bürger finden; er wird aber in Rom einen geringern finden als in Athen und vielleicht jeder andern Republik. Und wenn man nach der Ursache davon sucht, so glaube ich daß es — um von Rom und Athen zu sprechen — daher kam daß die Römer weniger Veranlassung hatten ihren Mitbürgern zu mißtrauen als die Athener. Denn niemals ist Rom, wenn wir es in der Zeit von der Vertreibung der Könige bis auf Sulla und Marius betrachten, von einem seiner Bürger der Freiheit beraubt worden; so daß bei ihm keine große Veranlassung war ihnen zu mißtrauen und in Folge dessen sie unbedachtsam zu verletzen. Gerade das Gegentheil trat bei Athen ein; denn da es in seiner blühendsten Zeit und unter einem trügerischen Schein von Güte durch Pisistratus der Freiheit beraubt worden war, so wurde es, so wie es sich dann wieder frei gemacht, in Erinnerung der erlittenen Unbillen und der ausgestandenen Knechtschaft der bitterste Rächer nicht nur der Vergehen seiner Bürger, sondern schon des Schattens eines Vergehens derselben. Daher kam die Verbannung und der Tod so vieler vortrefflicher Männer, daher die Einrichtung des Ostracismus und alle andern Gewaltthaten welche zu verschiedenen Zeiten von dieser Stadt gegen ihre Vornehmen ausgeübt worden sind. Und es ist sehr wahr was jene Schriftsteller über das bürgerliche Leben sagen, daß die Völker bissiger sind wenn sie die Freiheit wiedererlangt, als wenn sie sie bewahrt haben. Wer also das Gesagte wohl erwägt, wird Athen darum so wenig tadeln wie Rom loben, sondern allein die Nothwendigkeit anklagen, wegen der Verschiedenartigkeit der Ereignisse die in dieser Stadt sich zutrugen. Denn wer die Dinge sorgfältig erwägt, wird einsehen daß wenn Rom seiner Freiheit beraubt gewesen wäre, wie Athen, es nicht nachsichtiger gegen seine Bürger gewesen sein würde als dieses war. Man kann darauf den sichersten Schluß aus dem

ziehen was nach Vertreibung der Könige dem Collatinus und dem Publius Valerius widerfuhr; von denen der Erste, obschon er zu den Befreiern Roms gehörte, aus keinem andern Grunde in die Verbannung geschickt wurde als weil er den Namen der Tarquinier führte; der Andre, der sich bloß dadurch verdächtig gemacht daß er sich auf dem Cölius ein Haus baute, auch nahe daran war verbannt zu werden. So daß man annehmen kann, wenn man sieht wie argwöhnisch und streng Rom gegen diese beiden war, daß es Undankbarkeit wie Athen geübt haben würde, hätte es von seinen Bürgern in der ersten Zeit, wie dieses, und vor seiner Vergrößerung Unbill erfahren. Und um nicht weiter auf diesen Punkt der Undankbarkeit zurückkommen zu müssen, will ich das was sich noch darauf bezieht in folgendem Kapitel anführen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wer undankbarer ist, ein Volk oder ein Fürst.

Es scheint mir bei Gelegenheit des vorher behandelten Gegenstandes passend zu erörtern, wer größere Beispiele dieser Undankbarkeit darbiete, ein Volk oder ein Fürst. Und um diesen Punkt besser auseinanderzusetzen, bemerke ich daß dieses Laster der Undankbarkeit entweder aus Geiz oder aus Argwohn entspringt. Hat nämlich ein Volk oder ein Fürst einen Feldherrn von sich zu einer wichtigen Unternehmung ausgesandt, wobei der Feldherr durch glückliche Ausführung derselben vielen Ruhm davongetragen, so ist dieser Fürst oder dieses Volk gehalten ihn dafür zu belohnen; wenn er ihn nun anstatt der Belohnung aus Geiz beschimpft oder verletzt, indem er von dieser Begierde zurückgehalten ihn nicht befriedigen will, so begeht er einen Fehler, für den es gar keine Entschuldigung giebt, ja der eine ewige Schande nach sich zieht. Dennoch findet man viele Fürsten die hierin sündigen, und Cornelius Tacitus giebt in folgendem Gedanken die Ursache an: Proclivius est injuriae quam beneficio vicem exsolvere, quia gratia oneri, ultio in quaestu habetur. Aber wenn er ihn nicht aus Geiz, sondern aus Argwohn nicht belohnt, oder besser gesagt verletzt, dann verdient der Fürst wie das Volk einige Entschuldigung. Und von der aus diesem Anlaß ausgeübten Undankbarkeit liest man viele Beispiele; denn der Feldherr, der seinem Herrn durch Tapferkeit ein Reich erobert hat, indem er die Feinde besiegte und sich mit Ruhm und seine Soldaten mit Schätzen überhäufte, erreicht nothwendig sowohl bei seinen Soldaten als bei den Feinden und den eigenen Unterthanen des Fürsten ein solches Ansehn, daß dieser Sieg dem Herrn der ihn geschickt hat nicht wohl behagen kann. Und da die Menschen von Natur ehrgeizig und mißtrauisch sind und im Glücke niemals Maaß zu halten wissen, so ist es unmöglich daß der Argwohn, der sofort nach dem Siege seines Feldherrn in dem Fürsten erwacht, nicht von diesem selbst durch irgend eine übermüthige Aeußerung oder Handlung vermehrt werden sollte. So daß der Fürst an nichts Anderes denken kann als sich seiner zu versichern, und zu diesem Zwecke darauf sinnt ihn entweder tödten zu lassen oder ihm das Ansehn zu

entziehen das er sich bei seinem Heere und seinem Volke erworben, und mit allem Fleiß zu zeigen daß jener Sieg nicht seiner Tapferkeit, sondern dem Glücke, oder der Feigheit der Feinde, oder der Klugheit der übrigen Feldherren die mit ihm in dem Treffen gewesen zuzuschreiben sei. Nachdem Vespasian in Judäa von seinem Heere zum Kaiser ausgerufen worden war, ergriff Antonius Primus, der mit einem anderen Heere in Illyrien stand, seine Partei und zog nach Italien dem Vitellius entgegen, der in Rom regierte, schlug mit äußerster Tapferkeit zwei Vitellianische Heere und besetzte Rom, so daß Mutianus, den Vespasian absandte, durch die Tapferkeit des Antonius Alles erobert und jede Schwierigkeit überwunden fand. Die Belohnung die Antonius davontrug bestand darin, daß Mutianus ihm sofort den Oberbefehl über das Heer entzog und ihn nach und nach um alles Ansehn in Rom brachte; so daß Antonius den noch in Asien befindlichen Vespasian aufsuchte, von dem er in einer Weise empfangen wurde, daß er in kurzer Zeit um jegliche Stellung gebracht in halber Verzweiflung starb. Und von solchen Beispielen ist die Geschichte voll. Jeder jetzt Lebende weiß mit welcher Geschicklichkeit und Tapferkeit in unsern Tagen Gonzalo Fernandez, als er im Königreich Neapel für König Ferdinand von Aragonien gegen die Franzosen focht, dieses Königreich eroberte und besiegte, und wie er für seinen Sieg die Belohnung davontrug, daß Ferdinand sich von Aragonien aufmachte und in Neapel angekommen ihm zuerst den Oberbefehl über die bewaffnete Macht abnahm, dann ihm die Festungen nahm und ihn darauf mit sich nach Spanien führte, wo er kurze Zeit nachher ungeehrt starb. Dieser Argwohn ist also bei den Fürsten so natürlich daß sie sich seiner nicht erwehren können, und es unmöglich ist daß sie Dankbarkeit gegen diejenigen üben welche durch einen Sieg unter ihren Fahnen große Eroberungen gemacht haben. Und kann sich ein Fürst seiner nicht erwehren, so ist es kein Wunder und nichts besonders Auffallendes, wenn sich ein Volk seiner nicht erwehren kann. Denn da eine Stadt die in Freiheit lebt zwei Zwecke hat, erstens zu erobern, zweitens sich frei zu erhalten, so muß sie aus zu großer Leidenschaft bei dem Einen wie bei dem Andern Fehler begehen. Was die Fehler beim Erobern betrifft, so wird von diesen an seinem Orte gesprochen werden. Was die Fehler um sich frei zu erhalten, so bestehen diese unter andern darin, die Bürger zu verletzen welche sie belohnen sollte, Argwohn gegen die zu hegen denen sie vertrauen sollte. Und obschon dieses Verfahren in einer verderbt gewordenen Republik die Quelle großer Uebel ist und sie dadurch in vielen Fällen eher unter einen Tyrannen geräth, wie es Rom mit Cäsar ging, der sich mit Gewalt nahm was ihm die Undankbarkeit versagte, so ist es gleichwohl in einer unverdorbenen Republik die Quelle vieles Guten und bewirkt daß sie um so länger frei bleibt, indem sie sich durch die Furcht vor Bestrafung die Menschen besser und weniger ehrgeizig erhält. Wahr ist aber, daß unter allen Völkern die je Herrschaft besessen haben aus den oben erörterten Ursachen Rom das am wenigsten undankbare war. Man kann nämlich von seiner Undankbarkeit sagen, daß dafür kein anderes Beispiel da ist als das des Scipio; denn Coriolan und Camillus wurden wegen der Unbill verbannt die Einer wie der Andere dem niedern Volke zugefügt hatte. Dem Einen wurde aber nicht verziehen, weil er seine feindliche Gesinnung gegen das Volk immer beibehielt; der Andre dagegen wurde nicht nur zurückerufen, sondern sein ganzes Leben hindurch als der erste Mann des Staates verehrt. Der gegen Scipio geübte Undank entsprang jedoch aus einem

Argwohn den die Bürger gegen ihn zu hegen begannen und den man gegen die Andern nicht gehegt hatte, einen Argwohn der seinen Grund hatte in der Größe des Feindes den Scipio besiegt, in dem Ansehn das ihm die siegreiche Beendigung eines so langen und gefährlichen Krieges verliehen, in der Geschwindigkeit dieses Sieges, in der Gunst die ihm seine Jugend, seine Klugheit und seine übrigen denkwürdigen Vorzüge erwarben. Diese Dinge waren so bedeutend daß, geschweige Andere, selbst die Behörden Roms sein Ansehn fürchteten, was als etwas in Rom Ungewohntes den Einsichtigen mißfiel. Und so außerordentlich erschien seine Art zu leben, daß der ältere Cato, der für einen Heiligen galt, der Erste war der gegen ihn auftrat und ihm sagte, eine Stadt könne sich nicht frei nennen, in der ein Bürger sei der von den Behörden gefürchtet werde. So daß wenn das Volk von Rom in diesem Falle der Ansicht Cato's folgte, es die Entschuldigung verdient von der ich oben sagte daß sie die Völker und Fürsten verdienen welche aus Argwohn undankbar sind. Diese Erörterung schließend sage ich also, daß wenn das Laster der Undankbarkeit entweder aus Geiz oder aus Argwohn ausgeübt wird, man finden wird daß die Völker es aus Geiz nie und aus Argwohn beträchtlich seltener als die Fürsten ausübten, weil sie weniger Ursache zum Argwohn hatten, wie unten auseinandergesetzt werden wird.

Dreißigstes Kapitel.

Welche Mittel ein Fürst oder eine Republik anwenden muß, um diesem Laster der Undankbarkeit zu entgehen, und welche der Feldherr oder der Bürger, um nicht durch dasselbe unterdrückt zu werden.

Um dieser Nothwendigkeit, entweder in Argwohn leben oder undankbar sein zu müssen, zu entgehen muß ein Fürst persönlich sich auf die Feldzüge begeben, wie es anfänglich die römischen Kaiser thaten, wie es in unsern Zeiten der Türke thut und wie es diejenigen gethan haben und thun welche tapfer sind. Denn im Falle des Sieges ist der Ruhm und die Eroberung ganz die ihre; wenn sie aber nicht dabei sind, glauben sie, da der Ruhm einem Andern gehört, auch der Eroberung sich nicht bedienen zu dürfen, wenn sie nicht in dem Andern den Ruhm vernichten den sie für sich nicht zu gewinnen gewußt haben, und werden undankbar und ungerecht, und ihr Verlust ist ohne Zweifel größer als ihr Gewinn. Wenn sie trotzdem aus Trägheit oder Mangel an Klugheit müßig zu Hause bleiben und einen Feldherrn schicken, so kann ich ihnen keine andre Vorschrift geben als die sie schon selbst wissen. Dem Feldherrn jedoch, welcher den Stichen der Undankbarkeit nicht entgehen zu können meint, rathe ich eins von zwei Dingen zu thun: entweder gleich nach dem Siege das Heer zu verlassen und sich mit Vermeidung jeder übermüthigen oder ehrgeizigen Handlung in die Hände seines Fürsten zu geben, damit dieser jedes Argwohns beraubt Ursache habe ihn entweder zu belohnen oder doch nicht zu verletzen; oder wenn ihm dies nicht thunlich scheint, herzhaft die entgegengesetzte Partei zu ergreifen und alle die Schritte zu thun durch welche er zu bewirken glaubt daß jene Eroberung seine eigene

und nicht die des Fürsten werde, indem er sich die Soldaten und Unterthanen geneigt macht, neue Bündnisse mit den Nachbarn schließt, mit seinen Leuten die Festungen besetzt, die Vornehmsten seines Heeres besticht, derer die er nicht bestechen kann sich versichert und durch diese Schritte seinen Herrn für die Undankbarkeit zu bestrafen sucht die dieser gegen ihn üben würde. Andre Wege giebt es nicht; aber, wie oben gesagt wurde, die Menschen verstehen weder ganz böse noch ganz gut zu sein. Und so geschieht es jederzeit daß sie sofort nach dem Siege das Heer nicht verlassen wollen, sich bescheiden zu benehmen nicht vermögen und gewaltsame Maßregeln und solche die etwas Ehrenvolles in sich haben zu ergreifen nicht verstehen; so daß sie unentschlossen schwankend während dieses Zauderns und Schwankens erdrückt werden. Was eine Republik betrifft, welche dieses Laster des Undankbarseins vermeiden will, so kann man ihr nicht dasselbe Auskunftsmittel bieten wie dem Fürsten, daß sie nämlich auf ihre Feldzüge gehe und nicht schicke, da sie genöthigt ist einen ihrer Bürger zu schicken. Ich muß ihr daher als Auskunftsmittel vorschlagen daß sie dasselbe Verfahren innehalte welches die römische Republik beobachtete, um weniger undankbar zu sein als die übrigen, ein Verfahren welches aus ihren Regierungseinrichtungen hervorging. Da nämlich die ganze Stadt, die Adligen wie die Nichtadligen, sich des Krieges beflissen, so traten immer in Rom, zu jeder Zeit, so viele tapfere und mit verschiedenen Siegen geschmückte Männer auf, daß das Volk keine Ursache hatte wegen eines von ihnen Besorgniß zu hegen, indem ihrer viele waren und einer den andern bewachte. Und so rein hielten sie sich, und so scheu den Schein des geringsten Ehrgeizes zu erwecken und dem Volke Veranlassung zu geben ihrem Ehrgeize entgegenzutreten, daß wenn sie zur Dictatur gelangten, derjenige den größten Ruhm davontrug der sie am schnellsten wieder niederlegte. Und da ein solches Verfahren keinen Argwohn erzeugen konnte, so erzeugte es auch keine Undankbarkeit. So daß also eine Republik die keine Veranlassung haben will undankbar zu sein sich wie Rom verhalten muß, und ein Bürger der ihren Stichen entgehen will die Schranken innehalten welche die römischen Bürger innehielten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Daß die römischen Feldherrn eines begangenen Fehlers wegen nie außerordentlicher Weise bestraft wurden, ja daß sie auch dann nicht bestraft wurden, wenn durch ihre Unkenntniß oder üble Maaßregeln die sie ergriffen der Republik Schaden erwachsen war.

Die Römer waren nicht nur, wie wir oben erörtert haben, weniger undankbar als die andern Republiken, sondern sie waren auch bei der Bestrafung ihrer Heerführer milder und rücksichtsvoller als irgend eine andre. Denn wenn deren Fehler aus bösem Willen begangen war, so ahndeten sie ihn menschlich, war er aus Unkenntniß geschehen, so bestraften sie ihn nicht nur nicht, sondern belohnten und ehrten ihn. Diese Verfahrungsweise war von ihnen wohl überlegt; denn sie hielten dafür daß es für die welche ihre

Heere befehligten von solcher Wichtigkeit sei ein freies und leichtes Gemüth, durch keine äußern Rücksichten weiter gebunden, bei Ergreifung ihrer Maaßregeln zu haben, daß sie nicht bei einer an sich schon schwierigen und gefährlichen Aufgabe noch neue Schwierigkeiten und Gefahren schaffen wollten, indem sie meinten daß wenn diese noch hinzukämen es Keinen geben könne der jemals eine tapfere That vollbrächte. Beispielsweise schickten sie ein Heer nach Griechenland gegen Philipp von Macedonien, oder in Italien gegen Hannibal oder gegen die Völker die sie zuerst überwanden. Der Feldherr, der über einen solchen Kriegszug gesetzt wurde, war von all den schweren und wichtigen Sorgen eingeengt welche solche Unternehmungen mit sich brachten. Wären nun zu diesen Sorgen noch solche Beispiele von den Römern gekommen, daß sie diejenigen ans Kreuz geschlagen oder auf andere Weise getödtet hätten, welche eine Schlacht verloren, so war es unmöglich daß der Feldherr unter so vielen Aengsten einen kräftigen Entschluß fassen konnte. Dafür haltend daß für Solche die Schande verloren zu haben Strafe genug sei, wollten sie sie darum nicht noch durch eine andre größere Strafe in Schrecken setzen. Wir haben ein Beispiel in Bezug auf den nicht aus Unkenntniß begangenen Fehler. Sergius und Virginius lagerten vor Veji, Jeder an der Spitze eines Theils des Heeres, und zwar Sergius nach der Seite zu von wo die Etrusker kommen konnten, Virginius auf der andern. Nun traf es daß Sergius von den Faliskern und andern Völkerschaften angegriffen wurde, sich aber lieber schlagen und in die Flucht jagen ließ als daß er an den Virginius um Hülfe sandte. Und andrerseits wollte Virginius, welcher darauf wartete daß er sich demüthige, lieber die Schmach des Vaterlandes und den Untergang jenes Heeres mit ansehen als ihm zu Hülfe kommen. Ein wahrhaft exemplarischer und böser Fall, ein Fall aus dem man keinen guten Schluß auf die römische Republik machen konnte, wenn nicht Einer wie der Andre gezüchtigt wurde. Es ist wahr daß wo eine andre Republik die Todesstrafe über sie verhängt hätte, jene sie nur an Geld strafte, dies geschah aber nicht weil ihre Vergehungen keine härtere Bestrafung verdient hätten, sondern weil die Römer in diesem Falle aus den genannten Gründen ihre alten Gewohnheiten aufrecht erhalten wollten. Was aber die Fehler aus Unkenntniß betrifft, so giebt es kein schöneres Beispiel dafür als das des Varro, durch dessen Unbesonnenheit die Römer bei Cannä von Hannibal geschlagen worden waren, wobei die Freiheit der Republik auf dem Spiele stand; nichtsdestoweniger, weil nur Unkenntniß, kein böser Wille dabei war, züchtigten sie ihn nicht allein nicht, sondern ehrten ihn sogar und ging ihm bei seiner Rückkehr nach Rom der ganze Senatorenstand entgegen, und da sie ihm für die Schlacht nicht danken konnten, dankten sie ihm dafür daß er nach Rom zurückgekehrt war und an der Sache Roms nicht verzweifelt hatte. Als Papirius Cursor den Fabius tödten lassen wollte, weil er gegen seinen Befehl mit den Samnitern gekämpft, war unter den andern Gründen welche vom Vater des Fabius gegen die Hartnäckigkeit des Dictators geltend gemacht wurden auch der, daß das römische Volk bei keiner Niederlage seiner Feldherrn jemals gethan habe was Papirius nach dem Siege zu thun beabsichtige.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Republik oder ein Fürst muß es nicht bis auf die Zeit der Bedrängniß verschieben, den Menschen wohlzuthun.

Obschon die Römer mit gutem Erfolge beim Hereinbrechen der Gefahr freigebig gegen das Volk waren, als Porsena Rom zu belagern kam um die Tarquinier zurückzuführen, wo der Senat, im Zweifel ob das niedere Volk nicht lieber würde die Könige aufnehmen als den Krieg aushalten wollen, um sich seiner zu versichern, es von der Salzsteuer und überhaupt jeder Abgabe befreite, indem er sagte, die Armen thäten für das öffentliche Beste genug wenn sie ihre Kinder ernährten, und sich das Volk für diese Wohlthat dazu verstand Belagerung, Hunger und Krieg zu ertragen; so möge doch Keiner im Vertrauen auf dieses Beispiel es bis auf die Zeiten der Gefahr verschieben, das Volk für sich zu gewinnen, da ihm nicht gelingen wird was den Römern gelang; denn die Menge wird meinen dieses Gute nicht von dir, sondern von deinen Widersachern zu haben, und da es fürchten muß, du werdest, wenn die Noth vorüber, ihnen wieder nehmen was du ihnen gezwungener Weise gegeben hast, keine Verpflichtung dafür gegen dich fühlen. Die Ursache aber warum den Römern diese Maßregel gut ausschlug lag darin daß der Staat noch neu und vor der Hand nicht fest war, und daß das Volk gesehen hatte wie vordem Gesetze zu seinen Gunsten, z. B. das über die Berufung ans Volk, gegeben worden waren, so daß es überzeugt sein konnte, jenes Gute was ihm gethan worden sei nicht so sehr durch die Ankunft der Feinde bewirkt als durch die Geneigtheit des Senats ihm wohlzuthun; überdies auch die Erinnerung an die Könige noch frisch war, von denen es vielfache Zurücksetzungen und Kränkungen erfahren hatte. Und da ähnliche Ursachen selten eintreten, wird es auch selten begegnen daß ähnliche Mittel dir helfen. Darum muß Jeder der eine Regierung inne hat, eine Republik wie ein Fürst, vorher bedenken was für schlimme Zeiten über ihn hereinbrechen können und welche Menschen er in den Zeiten des Unglücks nöthig haben kann, und dann mit diesen auf solchem Fuße leben wie er, wenn irgend ein Unfall eintritt, nach seiner Meinung wird leben müssen. Und wer es anders hält, Fürst oder Republik, namentlich aber ein Fürst, und dann wenn die Gefahr hereinbricht, auf der Stelle durch seine Wohlthaten die Menschen für sich zu gewinnen glaubt, der täuscht sich; denn nicht nur versichert er sich ihrer nicht, sondern er beschleunigt seinen Sturz.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wenn ein Uebelstand in einem Staate oder wider einen Staat groß geworden ist, ist es heilsamer seine Zeit abzuwarten als ihn mit Gewalt zu vertreiben.

Als die römische Republik an Ansehn, Macht und Herrschaft zunahm, fingen die Nachbarn, die zuerst nicht bedacht hatten wie viel Schaden ihnen

diese neue Republik bringen könne, allerdings zu spät an ihren Irrthum einzusehen, und verschworen sich, um dem Uebel abzuhelfen dem sie nicht gleich anfangs abgeholfen, an die vierzig Völkerschaften gegen Rom; in Folge dessen die Römer, unter andern Maßregeln die sie bei dringenden Gefahren zu ergreifen gewohnt waren, dazu schritten einen Dictator zu ernennen d. h. einem Manne die Gewalt zu verleihen ohne irgend welche Berathung Beschlüsse fassen und ohne irgend welche Berufung seine Beschlüsse ausführen zu können. Und wie diese Maßregel damals nützlich und die Ursache war daß sie die drohenden Gefahren besiegten, so war sie immer höchst nützlich bei all den Vorfällen die sich während der Vergrößerung des Reichs zu irgend einer Zeit der Republik zuwider ereigneten. Bei diesem Vorfalle ist zunächst zu erörtern wie, wenn ein Uebelstand, der von einer innern oder äußern Ursache veranlaßt in einer Republik oder wider eine Republik auftritt, so groß geworden ist daß er Jedem Furcht einzuflößen beginnt, es ein viel sicherer Weg ist die Zeit bei ihm abzuwarten als seine Vertilgung zu versuchen. Denn fast immer machen die welche ihn zu ersticken suchen seine Kraft größer und beschleunigen das Uebel welches sie von ihm besorgten. Und zwar entspringen dergleichen Vorfälle in einer Republik häufiger aus innern als aus äußern Ursachen, indem sie oft einen Bürger mehr Gewalt erlangen läßt als ihm zukommt, oder ein Gesetz welches der Lebensnerv der Freiheit ist zu verdrehen anfängt, und diesen Fehler so überhand nehmen läßt bis es nachtheiliger für sie ist ihm abhelfen zu wollen als ihm seinen Lauf zu lassen. Es ist aber um so* schwieriger diese Uebelstände bei ihrem Entstehen zu erkennen, je natürlicher es dem Menschen scheint immer die Anfänge der Dinge zu begünstigen. Und solche Begünstigung vermag mehr als in irgend einem andern Falle bei Handlungen welche etwas Tüchtiges zu haben scheinen und von jungen Leuten ausgeführt werden; denn wenn man in einer Republik einen edlen Jüngling aufstehen sieht, der außerordentliche Vorzüge besitzt, beginnen die Augen aller Bürger sich auf ihn zu richten und wetteifern ohne Bedenken darin ihm Ehre zu erweisen, dergestalt daß, wenn ein Funke von Ehrgeiz in ihm ist, er durch das Zusammentreffen der Gunst die ihm die Natur erwiesen und dieses Umstandes alsbald auf eine Stufe gelangt, wo die Bürger wenn sie ihren Fehler bemerken wenig Mittel mehr haben ihm zu begegnen, und wenn sie von denen die sie haben Gebrauch machen wollen nichts Andres thun als daß sie seine Macht beschleunigen. Davon ließen sich viele Beispiele anführen, ich will aber nur eins aus unsrer Stadt beibringen. Cosimo von Medici, dem das Haus der Medici in unserer Stadt seine Größe verdankt, kam durch den Vortheil den ihm seine Klugheit und die Unwissenheit der übrigen Bürger gewährte zu solchem Ansehn, daß er dem Staate Furcht einzuflößen begann, derart daß die übrigen Bürger es für gefährlich erachteten ihn zu verletzen und für etwas höchst Gefährliches ihn in seiner Stellung zu lassen. Der damals lebende Niccolo von Uzzano aber, der in bürgerlichen Angelegenheit für einen höchst erfahrenen Mann galt, gab, nachdem er den ersten Fehler begangen die Gefahren nicht zu erkennen die aus dem Ansehn Cosimo's entstehen konnten, bei seinen Lebzeiten nie zu daß man auch den zweiten begehe d. h. den Versuch mache ihn beseitigen zu wollen, indem er in einem solchen Versuche den gänzlichen Untergang des Staates erblickte, wie man nach seinem Tode sah daß es wirklich der Fall war, indem die überlebenden Bürger diesen seinen Rath nicht beachtend Gewalt gegen Cosimo anwandten und ihn aus Florenz vertrieben. Wovon die Folge war daß seine Partei, über

diese Beschimpfung empört, ihn bald nachher zurückrief und ihn zum Regenten der Republik machte, eine Stufe zu der er ohne jenen offenen Widerstand sich niemals hätte erheben können. Eben dasselbe widerfuhr Rom mit Cäsar, daß nachdem seine Vorzüge ihm die Gunst des Pompejus und der Uebrigen erworben, sich kurz darauf diese Gunst in Furcht verwandelte, wovon Cicero Zeugniß ablegt wenn er sagt, Pompejus habe zu spät angefangen den Cäsar zu fürchten. Diese Furcht machte daß sie auf Gegenmittel sannen, und die Gegenmittel die sie anwandten beschleunigten den Untergang ihrer Republik. Ich meine also daß, da es schwer ist diese Uebel in ihrem Entstehen zu erkennen, indem diese Schwierigkeit von einer Täuschung veranlaßt wird welche die Dinge im Beginn hervorbringen, es weiser ist ihnen, wenn man sie erkannt hat, Zeit zu lassen als sie zu bekämpfen. Denn wenn man ihnen Zeit läßt, verschwinden sie entweder von selbst, oder das Uebel wird doch auf längere Zeit hinausgeschoben. Und bei allen Uebeln müssen die Fürsten, welche sie zu vertilgen oder ihrer Macht und Gewalt sich zu widersetzen gesonnen sind, ihr Augenmerk darauf richten daß sie ihnen nicht statt Schaden Wachsthum bereiten und in dem Glauben ein Ding zu vertreiben es sich auf den Hals ziehen und eine Pflanze durch Begießen ertränken. Man muß vielmehr die Kraft des Uebels wohl erwägen, und wenn man sich stark genug sieht es zu heilen, sich rücksichtslos daran machen, andernfalls es lassen wie es ist und sich auf keine Weise daran versuchen. Denn sonst dürfte es ergehen wie oben erörtert ist und wie es den Nachbarn Roms erging, für die es, nachdem Rom zu solcher Macht gewachsen war, heilsamer gewesen wäre zu versuchen es mit friedlichen Mitteln zu versöhnen und von sich zurückzuhalten, als durch kriegerische Schritte es zu veranlassen auf neue Einrichtungen und neue Vertheidigungsweisen zu denken. Denn diese ihre Verschwörung bewirkte nichts Anderes als sie einiger, kühner und auf neue Mittel bedacht zu machen, durch welche sie in noch kürzerer Zeit ihre Macht erweiterten. Und zu diesen gehörte die Ernennung eines Dictators, eine neue Einrichtung durch welche sie nicht nur die bevorstehenden Gefahren überwanden, sondern die auch ein Mittel wurde unzähligen Uebeln zu begegnen in welche die Republik ohne diese Aushülfe gestürzt sein würde.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die dictatorische Gewalt brachte der römischen Republik Vortheil und keinen Schaden; und daß die Macht welche die Bürger sich selbst aneignen, nicht aber die welche ihnen von freien Stimmen gegeben wird für das bürgerliche Leben verderblich ist.

Von einem gewissen Schriftsteller sind die Römer verurtheilt worden welche in jener Stadt auf die Ernennung eines Dictators fielen, als eine Einrichtung die mit der Zeit die Ursache der tyrannischen Regierung Roms geworden sei; indem er anführt, daß der erste Tyrann der in dieser Stadt war sie unter dem Dictatortitel beherrschte, und sagt, wenn dieser nicht vorhanden gewesen wäre, hätte Cäsar durch keinen öffentlichen Titel seine

Tyrannei bemänteln können. Die Sache ist jedoch von dem welcher diese Meinung hatte nicht gründlich untersucht und ohne jede Ueberlegung geglaubt worden. Denn es war weder der Name noch der Rang des Dictators der Rom dienstbar machte, sondern die Gewalt die sich die Bürger in Folge der langen Dauer ihres Regiments herausnahmen, und hätte der Dictatorname in Rom gefehlt, so hätten sie einen andern angenommen, denn die Macht ist es die sich leicht ihren Namen schafft, nicht der Name die Macht. Man sieht auch daß der Dictator der Stadt, so lange er ihr den öffentlichen Einrichtungen gemäß und nicht durch eigene Gewalt gegeben wurde, jederzeit gute Dienste that. Denn schädlich sind den Republiken die obrigkeitlichen Personen welche sich selbst dazu machen, und die Gewalthaber, die ihnen auf außerordentlichem Wege gegeben werden, nicht die welche sie auf dem ordentlichen Wege bekommen, wie man es auch in Rom in einer so langen Reihe von Jahren eintreffen sieht, daß niemals ein Dictator der Republik andere als gute Dienste leistete. Es sind dafür die einleuchtendsten Gründe vorhanden. Zunächst der, daß ein Bürger, wenn er soll Schaden thun und eine außerordentliche Gewalt sich anmaßen können, viele Eigenschaften besitzen muß die er in einer unverdorbenen Republik niemals besitzen kann; er muß nämlich sehr reich sein und viele Anhänger und Leute seiner Partei haben, die er nicht haben kann wo die Gesetze beobachtet werden; und wenn er sie da auch hätte, so sind dergleichen Männer so sehr zu fürchten, daß freie Stimmen sich auf sie nicht vereinigen. Außerdem wurde der Dictator auf eine gewisse Zeit, nicht für immer ernannt, und nur um der Ursache entgegenzutreten wegen deren er ernannt war, und seine Machtvollkommenheit erstreckte sich darauf in Bezug auf die Mittel gegen jene dringende Gefahr für sich allein beschließen und Alles ohne Berathung ausführen und ohne Berufung Jeden bestrafen zu können; nicht aber konnte er Etwas thun was zur Beeinträchtigung des Staates geführt hätte, als da gewesen wäre dem Senate oder dem Volke seine Gewalt entziehen, die alten Einrichtungen der Stadt vernichten und neue schaffen. So daß wenn man die kurze Zeit seiner Dictatur und die beschränkte Gewalt die er hatte und die Unverdorbenheit des römischen Volkes zusammennimmt, es unmöglich war daß er seine Grenzen überschritt und die Stadt schädigte; und die Erfahrung zeigt auch daß er ihr immer nützte. Und wirklich ist dies unter den übrigen römischen Einrichtungen eine welche beachtet und unter die gezählt zu werden verdient welche Ursache der Größe eines gewaltigen Reiches waren, da ohne eine solche Einrichtung die Städte bei außerordentlichen Vorfällen sich schwer herausziehen werden; denn die gewohnten Einrichtungen in den Republiken haben eine langsame Bewegung, da doch kein Rath und keine Behörde für sich allein Alles besorgen kann, sondern die eine bei vielen Dingen der andern bedarf, und weil über der Vereinigung dieser Willensmeinungen Zeit verstreicht, sind ihre Maßregeln sehr gefährlich, wenn sie einer Sache abhelfen sollen die keinen Aufschub leidet. Und darum müssen die Republiken unter ihren Einrichtungen etwas Derartiges haben. Auch hat die Republik Venedig, welche unter den neuern Republiken hervorragt, einigen wenigen Bürgern die Befugniß vorbehalten in dringenden Fällen ohne weitere Berathung, wenn sie unter sich einstimmig sind, Beschlüsse fassen zu dürfen. Denn wenn in einer Republik ein solcher Ausweg fehlt, so muß sie nothwendig entweder mit Beibehaltung ihrer Einrichtungen zu Grunde gehen, oder um nicht zu Grunde zu gehen sie verletzen. Es sollte aber in einer Republik nie Etwas

vorfallen wobei man zu außerordentlichen Mitteln greifen müßte. Denn wenn auch das außerordentliche Mittel für den Augenblick gut thäte, so wirkt doch das Beispiel übel, weil der Gebrauch eingeführt wird zu gutem Zwecke die Einrichtungen zu verletzen, die man dann unter diesem Scheine zu bösem Zwecke verletzt. So daß also eine Republik nie vollkommen sein wird, wenn sie mit ihren Gesetzen nicht Alles vorgesehen hat und für jedes Ereigniß das Mittel dagegen festgesetzt und die Art angegeben sich desselben zu bedienen. Und ich sage daher zum Schluß, daß die Republiken welche bei dringenden Gefahren keine Zuflucht zu einem Dictator oder einer ähnlichen Gewalt haben bei schweren Ereignissen immer zu Grunde gehen werden. Zu bemerken ist bei dieser neuen Einrichtung, wie weise dabei von den Römern die Art der Wahl angeordnet wurde. Da nämlich die Ernennung eines Dictators mit einiger Beschämung für die Consuln verbunden war, die aus Häuptern der Stadt Untergebene werden mußten wie die Andern, und man voraussah daß daraus Unwillen unter den Bürgern entstehen mußte, so ertheilten sie die Befugniß ihn zu ernennen den Consuln, indem sie meinten, wenn der Fall eintrete daß Rom diese königliche Gewalt bedürfe, müßten sie es gern thun und würden, wenn sie es selbst thäten, weniger Schmerz darüber empfinden. Denn die Wunden und alle andern Uebel die der Mensch sich freiwillig und aus eigener Wahl selbst zufügt schmerzen bei weitem nicht so sehr wie die welche er durch einen Andern erleidet. Uebrigens hatten nachher in den letzten Zeiten die Römer die Gewohnheit an Stelle des Dictators diese Gewalt dem Consul zu verleihen mit den Worten: Videat consul, ne respublica quid detrimenti capiat. Um aber zu unserm Gegenstande zurückzukehren schließe ich damit, daß die Nachbarn Roms in dem Bestreben es zu unterdrücken es nicht nur zu Einrichtungen veranlaßten durch die es sich vertheidigen, sondern durch die es auch mit größerer Kraft, größerer Ueberlegung und größerer Befugniß sie angreifen konnte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Ursache weshalb in Rom die Ernennung des Decemvirats der Freiheit der Republik schädlich wurde, trotzdem daß es durch öffentliche und freie Stimmen gewählt war.

Dem was oben erörtert worden, daß nur die Macht welche Jemand mit Gewalt an sich reißt, nicht die welche ihm durch Stimmabgabe verliehen wird den Republiken schädlich sei, scheint die Wahl der zehn Bürger zu widersprechen, welche vom römischen Volke ernannt wurden um in Rom Gesetze zu geben, welche aber mit der Zeit dessen Tyrannen wurden und ohne alle Rücksicht seine Freiheit unterjochten. Man muß jedoch dabei die Art der Machtverleihung und die Zeit für welche sie geschieht in Betracht ziehen. Und zwar wird eine freie Machtvollkommenheit mit langer Dauer, wenn man unter langer Dauer ein Jahr oder mehr versteht, immer gefährlich sein und wird gute oder böse Wirkungen haben, je nachdem die böse oder gut sind denen sie verliehen ist. Betrachtet man nun die Machtvollkommenheit

welche die Zehnmänner und die welche die Dictatoren hatten, so wird man die der Zehnmänner ohne Vergleich größer finden. Denn nach Ernennung des Dictators blieben die Tribunen, die Consuln, der Senat in ihrer Macht, und der Dictator konnte sie ihnen nicht nehmen, und hätte er auch Einen des Consulats, den Andern des Sitzes im Senat berauben können, so konnte er doch nicht den Senatorenstand abschaffen und neue Gesetze machen. Dergestalt daß der Senat, die Consuln und die Tribunen, indem sie in ihrer Macht blieben, gleichsam seine Wächter wurden, um ihn nicht vom geraden Wege abweichen zu lassen. Bei der Ernennung der Zehnmänner hingegen geschah ganz das Entgegengesetzte, indem sie die Consuln und die Tribunen abschafften, ihnen die Macht verliehen Gesetze zu machen und alles Uebrige, wie das römische Volk. So daß sie, da sie sich allein sahen, ohne Consuln, ohne Tribunen, ohne Berufung ans Volk, und mithin Keinen haben konnten der sie beobachtete, im zweiten Jahre, vom Ehrgeiz des Appius getrieben, übermüthig werden konnten. Und man muß dabei bemerken daß wenn gesagt wurde, eine durch freie Stimmen verliehene Macht sei nie einer Republik schädlich gewesen, vorausgesetzt ward daß ein Volk sich nie dazu verstehen werde sie anders zu verleihen als unter den gehörigen Einschränkungen und auf die gehörige Zeit; wenn es sich jedoch entweder durch Betrug oder irgend eine andre Ursache die es verblendet verleiten läßt sie unvorsichtig und in der Weise zu verleihen wie sie das römische Volk den Zehnmännern verlieh, es ihm immer so gehen dürfte wie diesem. Dies ergiebt sich leicht, wenn man erwägt welche Ursachen die Dictatoren gut erhielten und welche die Zehnmänner schlecht machten, und wenn man ferner erwägt wie es die Republiken welche als wohl eingerichtete galten mit der Verleihung einer Macht auf lange Zeit gehalten haben, wie solche die Spartaner ihrem Könige verliehen und die Venetianer ihrem Dogen verleihen, indem man sehen wird daß einer wie der andern von diesen Würden Wächter gesetzt waren, welche bewirkten daß die Könige diese Macht nicht mißbrauchen konnten. In diesem Falle hilft es auch Nichts daß die Masse nicht verdorben ist, da eine unumschränkte Gewalt in kürzester Zeit die Masse verdirbt und sich Freunde und Anhänger schafft. Auch schadet es ihr nicht arm zu sein und keine Verwandte zu haben; denn Reichthümer und alle andern Vortheile fallen ihr sofort zu, wie wir im Besondern bei der Ernennung der Zehnmänner erörtern werden.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Bürger welche die höheren Ehrenstellen inne gehabt haben dürfen die geringeren nicht verschmähen.

Die Römer hatten Marcus Fabius und G. Manilius zu Consuln gewählt und herrlichen Sieg über die Vejenter und Etrusker davongetragen, wobei Quintus Fabius, der Bruder des Consuls, fiel, der das Jahr vorher Consul gewesen war. Dabei ist zu beachten wie geeignet die Einrichtungen dieser Stadt waren sie groß zu machen, und in welchem Irrthum sich die andern Republiken befinden welche sich von ihrer Weise entfernen. Denn

obwohl die Römer große Verehrer des Ruhmes waren, so hielten sie es gleichwohl nicht für unehrenhaft jetzt dem zu gehorchen dem sie ein ander Mal befohlen hatten, und gelegentlich in dem Heere zu dienen dessen Anführer sie gewesen waren. Diese Gewohnheit ist gegen die Ansicht, die Einrichtungen und die Handlungsweise der Bürger unserer Zeit; und in Venedig besteht noch der Fehler, daß ein Bürger der eine hohe Stelle bekleidet hat sich schämt eine geringere anzunehmen, und die Stadt ihm erlaubt sie ausschlagen zu dürfen. Wenn dies auch ehrenvoll für den Einzelnen wäre, so ist es doch völlig nutzlos für das Ganze. Denn mehr Hoffnung und Vertrauen muß eine Republik auf einen Bürger setzen welcher von einer hohen Stelle herabsteigt um eine geringere zu versehen, als auf den welcher von einer geringern aufsteigt um eine größere zu verwalten. Denn auf diesen kann sie sich vernünftiger Weise nicht verlassen, wenn sie nicht Männer um ihn sieht die Ansehn oder Verdienste genug besitzen um seiner Unerfahrenheit durch ihren Rath und ihr Gewicht zu Hülfe kommen zu können. Und wenn in Rom der Gebrauch geherrscht hätte der in Venedig und den übrigen neueren Republiken und Königreichen herrscht, daß wer einmal Consul gewesen nie mehr anders denn als Consul hätte zum Heere gehen wollen, so wären daraus unzählige Nachtheile für das freie Staatsleben entstanden, sowohl durch die Fehler welche die Neulinge gemacht hätten, als durch den Ehrgeiz dem sie besser hätten fröhnen können, wenn sie Niemanden um sich hatten vor dessen Augen sie sich Fehler zu machen scheuten, und wären so noch zügelloser geworden, was allein zum Schaden des Ganzen ausgeschlagen wäre.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Was für ärgerliche Auftritte in Rom das Ackergesetz hervorbrachte, und daß in einer Republik ein Gesetz zu geben welches weit zurückgreift und einer alten Gewohnheit der Stadt widerspricht, etwas höchst Anstößiges ist.

Es ist ein Ausspruch der alten Schriftsteller, daß die Menschen durch Unglück niedergeschlagen und des Glückes überdrüssig zu werden pflegen und daß aus beiden Gemüthsverfassungen dieselben Wirkungen entstehen. Denn sobald den Menschen der Kampf aus Noth genommen ist, kämpfen sie aus Ehrgeiz, der so mächtig in den menschlichen Herzen ist daß er sie nie verläßt, zu welcher Stufe sie auch steigen mögen. Die Ursache davon ist, daß die Natur die Menschen so geschaffen hat daß sie Alles verlangen, aber nicht Alles erreichen können; dergestalt daß, da das Verlangen immer stärker ist als die Kraft zu erringen, daraus die Unzufriedenheit mit dem was man besitzt und das geringe Vergnügen entspringt das man daran findet. Daraus entsteht der Wechsel ihres Glücks, indem die Menschen, theils mehr zu besitzen wünschend, theils das Erworbene zu verlieren fürchtend, zu Feindseligkeiten und Kriegen schreiten, die den Untergang des einen Landes und die Erhebung des andern zur Folge haben. Ich habe diese Erörterung gemacht, weil das römische Volk nicht damit zufrieden war sich durch die Einsetzung

der Tribunen gegen die Adligen zu sichern, ein Wunsch zu dem es durch die Nothwendigkeit gezwungen wurde, sondern sofort nachdem es dies erreicht aus Ehrgeiz zu kämpfen begann und die Ehrenstellen und die Güter, als die von den Menschen am höchsten geschätzten Dinge, mit dem Adel zu theilen begehrte. Daraus entstand die Krankheit welche den Streit über das Ackergesetz erzeugte und schließlich Ursache des Umsturzes der römischen Republik wurde. Und da wohl eingerichtete Republiken den Staat reich und die Bürger arm zu halten haben, so muß wohl in der Stadt Rom mit diesem Gesetze ein Versehen vorgekommen sein, indem es entweder nicht von vorn herein so abgefaßt war daß man es nicht alle Tage von Neuem vorzunehmen brauchte, oder indem man die Annahme desselben so lange hinausschob daß es anstößig wurde damit zurückzugreifen, oder indem es, anfänglich gut angelegt, hinterher in der Anwendung verdorben wurde. So daß, mag es damit zugegangen sein wie es will, niemals in Rom von diesem Gesetze die Rede war, ohne daß Alles in der Stadt drunter und drüber ging. Das Gesetz hatte zwei Hauptpunkte; in dem einen wurde bestimmt, daß kein Bürger mehr als so und so viel Acker Land besitzen dürfe, in dem andern, daß die Felder welche den Feinden abgenommen würden unter das römische Volk vertheilt werden sollten. Es verletzte mithin die Adligen auf doppelte Weise; indem die welche mehr Güter besaßen als das Gesetz gestattete, und zu denen der größte Theil des Adels gehörte, deren beraubt werden sollten, und indem dadurch daß man die Güter der Feinde unter das niedere Volk vertheilte Jenen der Weg sich zu bereichern abgeschnitten wurde. Dergestalt daß, da diese Angriffe gegen mächtige Personen gerichtet waren und diese durch Widerstand dagegen das allgemeine Beste zu vertheidigen glaubten, jedesmal, wie gesagt, wenn man daran erinnerte, es in der Stadt drunter und drüber ging und die Adligen mit Geduld und Geschick die Sache hinausschoben, indem sie entweder ein Heer ins Feld führten, oder gegen den Tribun der es vorschlug ein anderer Tribun auftrat, oder indem sie zum Theil nachgaben oder auch eine Colonie nach dem zu vertheilenden Stück Landes schickten; wie es mit der Gegend von Antium geschah, wohin man, als sich deren wegen dieser Streit um das Gesetz erhob, eine aus Rom gezogene Colonie sandte, der dieses Gebiet angewiesen werden sollte. Titus Livius braucht dabei eine merkwürdige Wendung, indem er sagt, man habe mit Mühe in Rom Leute gefunden die sich gemeldet hätten um nach gedachter Colonie zu gehen, so viel geneigter sei das Volk gewesen Dinge in Rom zu begehren als in Antium zu besitzen. Die Gährung wegen dieses Gesetzes arbeitete so eine Zeitlang fort, bis die Römer ihre Waffen bis in die fernsten Theile Italiens zu tragen begannen, nach welcher Zeit sie sich gelegt zu haben schien. Dies kam daher daß die Ländereien welche die Feinde Roms besaßen durch ihre Lage, fern von den Augen des Volkes und in einer Gegend wo es ihm nicht leicht war sie zu bebauen, weniger Verlangen in ihm erregten und auch die Römer ihre Feinde wenig mehr in dieser Weise bestraften, und wenn sie auch einmal eine Stadt ihres Gebietes beraubten es unter Colonien vertheilten. So ruhte denn aus diesen Ursachen das Gesetz wie eingeschlafen bis auf die Gracchen, von denen es dann wieder erweckt die römische Freiheit vollständig zu Grunde richtete, weil es die Kraft seiner Gegner verdoppelt fand und in Folge dessen solcher Haß zwischen Volk und Senat entbrannte, daß es zu bewaffnetem Kampf und Blutvergießen kam, über alles Maaß und alle Bürgersitte hinaus. Dergestalt daß, da die öffentlichen Behörden

keine Abhülfe dagegen hatten und auch keine der Parteien mehr ihre Hoffnung auf sie setzte, man zur Privathülfe seine Zuflucht nahm und jede der Parteien darauf bedacht war sich ein Oberhaupt zu seiner Vertheidigung zu schaffen. In dieser Verwirrung und diesem Aufruhr wandte sich das Volk an den Marius und schenkte ihm seine Zuneigung in solchem Grade daß es ihn vier Mal zum Consul machte, und so lange mit geringen Zwischenräumen sein Consulat fortdauern ließ daß er sich selbst noch drei Mal zum Consul machen konnte. Der Adel, der gegen diese Seuche gar kein Mittel hatte, entschloß sich den Sulla zu begünstigen, und nachdem er diesen zu seinem Parteihaupte gemacht, schritt man zum Bürgerkriege, und nach vielem Blutvergießen und wechselndem Glücke behielt der Adel die Oberhand. Diese Gährung erneuerte sich dann zu Cäsar's und Pompejus' Zeit, wo nachdem sich Cäsar zum Haupte der Partei des Marius und Pompejus zu dem der Partei Sulla's gemacht, als es zum Handgemenge kam, Cäsar Sieger blieb, welcher der erste Tyrann in Rom war, dergestalt daß nachher die Stadt nie wieder frei wurde. Solchen Anfang und Ausgang hatte also das Ackergesetz. Und obwohl wir anderwärts zeigten daß die Feindseligkeiten in Rom zwischen Senat und Volk Rom frei erhielten, weil aus denselben Gesetze zu Gunsten der Freiheit entsprangen, und darum diesem Schlusse der Ausgang des Ackergesetzes widersprechend scheinen möchte, so sage ich daß ich mich darum nicht von meiner Ansicht entferne; weil der Ehrgeiz der Großen so mächtig ist daß er, wenn er nicht auf verschiedene Weisen und auf verschiedenen Wegen in einer Stadt zu Boden geschlagen wird, diese Stadt bald zu ihrem Untergange führt. So daß also, wenn der Streit über das Ackergesetz dreihundert Jahre brauchte um Rom zur Knechtschaft zu führen, es vielleicht schon viel früher in Knechtschaft gerathen wäre, wenn nicht das Volk mit diesem Gesetze sowohl als mit seinen übrigen Gelüsten den Ehrgeiz der Adligen immer noch gezügelt hätte. Man sieht daraus auch wie viel höher die Menschen das Vermögen als die Ehren schätzen. Denn bei den Ehrenstellen gab der römische Adel immer ohne besonders große Aergernisse dem Volke nach; als man ihm aber ans Vermögen ging, war seine Hartnäckigkeit es zu vertheidigen so groß daß das Volk um sein Müthchen zu kühlen zu jenen außerordentlichen Mitteln griff welche oben auseinandergesetzt worden. Anstifter dieser Unruhen waren aber die Gracchen, die man mehr ihrer Absicht als ihrer Klugheit wegen loben sollte. Denn eine schon groß gewordene Unordnung in der Republik wegschaffen zu wollen und zu diesem Zwecke ein Gesetz zu machen welches weit zurückgreift, ist ein unüberlegter Schritt, und wie oben ausführlich erörtert worden, thut man dabei nichts Andres als daß man das Uebel beschleunigt zu welchem jene Unordnung hinführt; wartet man aber die Zeit ab, so kommt das Uebel entweder später, oder erlischt von selbst mit der Zeit, ehe es zum Ausbruch gelangt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die schwachen Republiken sind unentschlossen und können sich nicht entscheiden; und wenn sie einmal einen Entschluß fassen, geschieht es mehr aus Noth als aus eigner Wahl.

Als in Rom eine entsetzliche Pest herrschte und daher den Volskern und Aequern die Zeit gekommen schien Rom unterdrücken zu können, griffen diese beiden Völker zu einem gewaltigen Heere vereinigt die Latiner und die Herniker an, und zwangen durch Verwüstung ihres Landes die Latiner und Herniker dies nach Rom zu melden und zu bitten daß sie von den Römern geschützt würden; die Römer aber, von der Seuche heimgesucht, antworteten ihnen, sie möchten sich entschließen sich selbst und mit ihren eigenen Waffen zu vertheidigen, da sie sie nicht schützen könnten. Man erkennt daraus den großen Sinn und die Klugheit des Senats, und wie er in jeder Glückslage immer Herr der Entschlüsse bleiben wollte welche die Seinigen zu fassen hätten, sich aber auch nicht schämte, wenn die Nothwendigkeit es erforderte, sich einmal für Etwas zu entscheiden was seiner gewohnten Handlungsweise oder andern von ihm getroffenen Entscheidungen entgegen war. Ich sage dies darum weil in andern Fällen derselbe Senat den genannten Völkern verboten hatte sich zu bewaffnen und zu vertheidigen, so daß ein weniger kluger Senat als dieser von seiner Würde herabzusteigen gemeint hätte, wenn er ihnen eine solche Vertheidigung gestattete. Allein dieser beurtheilte die Dinge immer so wie sie beurtheilt werden müssen und ergriff immer das am wenigsten Schlimme als das Beste; denn unangenehm war es ihm seine Untergebenen nicht schützen zu können, unangenehm daß sie ohne ihn zu den Waffen griffen, aus den genannten Gründen sowohl als aus vielen andern die man begreift; da er jedoch einsah daß sie sich, weil sie den Feind im Nacken hatten, nothgedrungen jedenfalls bewaffnen würden, so entschied er sich für das Ehrenvolle und wollte daß sie das was sie thun mußten mit seiner Genehmigung thäten, damit sie nicht, wenn sie aus Noth ungehorsam wären, sich daran gewöhnten aus freier Wahl ungehorsam zu sein. Und obschon dies ein Verfahren scheint welches von jeder Republik eingeschlagen werden müsse, so wissen es gleichwohl schwache und übel berathene Republiken nicht zu treffen und aus dergleichen Nothwendigkeiten eine Ehre für sich zu machen. Der Valenzer Herzog hatte Faenza genommen und Bologna genöthigt auf seine Bedingungen einzugehen. Als er darauf durch Toscana nach Rom zurückkehren wollte, schickte er einen von seinen Leuten nach Florenz um den Durchzug für sich und sein Heer zu verlangen. Man berieth in Florenz wie man sich in der Sache zu benehmen habe, und kein Einziger rieth es ihm zu gestatten. Man befolgte hierbei nicht das römische Verfahren, denn da der Herzog stark gerüstet war, und die Florentiner so machtlos daß sie ihm den Durchzug nicht verwehren konnten, so war es viel mehr Ehre für sie, wenn er mit ihrer Erlaubniß hindurchzuziehen schien, als mit Gewalt; denn während so die ganze Schande auf sie fiel, wäre dies doch zum geringeren Theile der Fall gewesen, wenn sie die Sache anders angefangen hätten. Aber die schlimmste Seite der schwachen Republiken ist die, daß sie unentschlossen sind; dergestalt daß sie alle Entschlüsse die sie fassen gezwungen fassen, und wenn sie einmal etwas Gutes machen, dies

gezwungen und nicht aus Klugheit thun. Ich will dafür zwei andre Beispiele anführen, die sich zu unserer Zeit in der Republik unserer Stadt, im Jahre 1500, zutrugen. Nachdem König Ludwig XII. von Frankreich Mailand wiedererobert, schickte er, da er ihr Pisa zurückzugeben wünschte, um die funfzigtausend Ducaten zu bekommen, die ihm nach dieser Zurückgabe von den Florentinern versprochen worden waren, seine Truppen gegen Pisa unter dem Oberbefehl des Herrn von Beaumont, der obzwar Franzose gleichwohl ein Mann war auf den die Florentiner großes Vertrauen setzten. Das Heer und der Feldherr rückten zwischen Cascina und Pisa vor, um zum Angriff auf die Mauern zu schreiten, und als es dort einige Tage verweilte um sich zum Sturm vorzubereiten, kamen pisanische Abgesandte zu Beaumont und erboten sich die Stadt dem französischen Heere unter der Bedingung zu übergeben, daß er auf das Wort des Königs verspräche sie nicht eher als nach vier Monaten den Florentinern in die Hände zu liefern. Dieser Vorschlag wurde von den Florentinern ganz und gar verworfen, in Folge dessen man die Belagerung anfing und mit Schande abzog. Verworfen wurde der Vorschlag aber aus keinem andern Grunde als weil man dem Worte des Königs mißtraute, während sie sich doch aus Mangel an Ueberlegung nothgedrungen in seine Hände gegeben, und andrerseits ihm nicht trauten, und nicht sahen wie viel besser es sei, wenn der König, in Besitz von Pisa, es ihnen zurückgeben und wenn er es nicht zurückgebe seine Gesinnung offenbaren könne, als ohne es zu haben es ihnen versprechen zu können und ihrerseits gezwungen zu sein diese Versprechungen zu erkaufen. So daß sie also viel besser gethan hätten darein zu willigen daß Beaumont es unter irgend welchem Versprechen in Besitz genommen hätte, wie die Erfahrung nachher im Jahre 1502 zeigte, wo nachdem sich Arezzo empört Herr Imbault mit französischen Truppen vom Könige von Frankreich den Florentinern zu Hülfe geschickt wurde, der bei Arezzo angekommen nach kurzer Zeit Unterhandlungen mit den Aretinern anfing, die unter gewissen Bedingungen die Stadt ähnlich wie die Pisaner übergeben wollten. Das Verfahren wurde in Florenz verworfen, worauf Herr Imbault, da ihm schien daß die Florentiner sich wenig auf die Sache verstünden, selbstständig ohne Hinzuziehung der Commissare die Unterhandlungen fortsetzte, bis er denn den Vertrag nach seinem Gutdünken abschloß und unter dem Schutze desselben mit seinen Leuten in Arezzo einzog, indem er den Florentinern sagen ließ, daß sie Thoren seien und sich auf die Angelegenheiten der Welt nicht verstünden; wenn sie Arezzo wollten, sollten sie es den König wissen lassen, der es ihnen weit leichter geben könne, wenn er seine Truppen in der Stadt habe, als draußen. Man unterließ in Florenz nicht den Imbault herunterzureißen und zu schmähen, und ruhte nicht eher damit als bis man einsah daß wenn Beaumont ein Mann wie Imbault gewesen wäre, man Pisa bekommen hätte wie Arezzo. Und so fassen, um auf unseren Satz zurückzukommen, unentschlossene Republiken nie gute Entschlüsse außer nothgedrungen, weil ihre Schwäche sie zu keiner Entscheidung kommen läßt wo nur der geringste Zweifel ist, und wenn dieser Zweifel nicht von einer Gewalt die sie fortstößt gehoben wird, stehen sie immer unentschlossen da.

Neununddreißigstes Kapitel.

Bei verschiedenen Völkern sieht man oft dieselben Ereignisse.

Wer die gegenwärtigen und die alten Begebenheiten betrachtet, erkennt leicht daß in allen Städten und bei allen Völkern dieselben Wünsche und Bestrebungen herrschen und immer geherrscht haben. Dergestalt daß es für den welcher die vergangenen Ereignisse mit Sorgfalt untersucht ein Leichtes ist die zukünftigen in jedem Staate vorherzusehen und die Mittel dagegen zu ergreifen welche von den Alten angewandt worden, oder wenn er keine angewandt findet der Aehnlichkeit der Ereignisse gemäß neue auszudenken. Weil aber diese Betrachtungen vernachläßigt oder von dem Leser nicht verstanden oder, wenn verstanden, doch von dem Regierenden nicht gekannt werden, so kommt es daß zu allen Zeiten immer dieselben ärgerlichen Auftritte vorfallen. Als die Stadt Florenz nach 94 einen Theil ihres Gebietes, wie Pisa und andre Ortschaften, verloren hatte, war es genöthigt gegen die welche sie besetzt hielten Krieg zu führen, und da die welche sie besetzt hielten mächtig waren, so war die Folge daß man bei dem Kriege viel Geld ohne allen Nutzen ausgab; die vielen Ausgaben veranlaßten viele Auflagen, die Auflagen unendliche Klagen des Volkes, und da der Krieg durch einen Rath von zehn Bürgern geleitet wurde, welche die Zehnmänner für den Krieg hießen, so fing die Menge an gegen diesen, als denjenigen der Ursache des Krieges sowohl als der Kosten desselben wäre, zu murren und sich zu überreden daß wenn dieser Rath hinweggeschafft würde auch der Krieg hinweggeschafft wäre, dergestalt daß als Ersatzwahlen für ihn nöthig waren man keine vornahm, und nachdem man ihn hatte eingehen lassen seine Geschäfte der Signorie übertrug. Dieser Entschluß war so verderblich daß er nicht nur den Krieg nicht aufhob, wie die Menge sich einbildete, sondern nach Beseitigung der Männer die ihn mit Einsicht leiteten solche Unordnung eintrat daß außer Pisa auch Arezzo und viele andre Orte verloren gingen, dergestalt daß das Volk nachdem es seinen Irrthum eingesehen, und daß das Fieber und nicht der Arzt die Ursache des Uebels sei, den Rath der Zehn wieder einsetzte. Diese selbe Mißstimmung erhob sich in Rom gegen den Namen der Consuln, indem das Volk, als es einen Krieg aus dem andern sich entspinnen und für sich keine Möglichkeit der Ruhe sah, während es hätte denken müssen daß dies von dem Ehrgeiz der Nachbarn herrühre, die es unterdrücken wollten, sich einbildete, es rühre von dem Ehrgeiz der Adligen her, die außer Stande das Volk in Rom zu züchtigen, wo es durch die tribunicische Gewalt geschützt war, es unter den Consuln aus Rom hinaus führen wollten, um es da wo es keine Hülfe hätte zu unterdrücken. Und sie meinten darum, es sei nothwendig entweder die Consuln abzuschaffen oder ihre Machtvollkommenheit dergestalt zu regeln, daß sie keine Gewalt über das Volk, weder draußen noch zu Hause, besäßen. Der Erste der dieses Gesetz durchzubringen versuchte war ein Tribun Terentilius, welcher vorschlug, man solle fünf Männer wählen welche die Machtvollkommenheit der Consuln in Betracht ziehen und beschränken sollten. Dies brachte den Adel gewaltig auf, da ihm die Majestät der Regierung gänzlich gesunken zu sein schien, so daß dem Adel keine Stelle mehr in der Republik übrig bliebe. Gleichwohl war die Hartnäckigkeit der Tribunen so groß, daß der Consulname abge-

schafft wurde und sie schließlich, nach einigen anderen Einrichtungen, damit zufrieden waren Tribunen mit consularischer Gewalt statt der Consuln zu wählen, so viel mehr war ihnen der Name als ihre Gewalt verhaßt. Und so setzten sie es lange Zeit fort, bis sie endlich in Erkenntniß ihres Irrthums, wie die Florentiner zu den Zehnmännern zurückkehrten, so ihrerseits wieder Consuln ernannten.

Vierzigstes Kapitel.

Die Einsetzung der Decemvirn in Rom, und was bei derselben zu bemerken ist; wobei unter vielem Andern in Betracht gezogen wird wie man durch ein gleiches Ereigniß eine Republik retten oder unterdrücken kann.

Im Begriffe im Einzelnen die Vorfälle zu erörtern die aus der Einsetzung des Decemvirats in Rom entsprangen, scheint es mir nicht überflüssig zuerst alles das zu erzählen was in Folge dieser Einsetzung geschah und dann die Punkte zu besprechen welche bei diesen Thatsachen bemerkenswerth sind, zahlreiche Punkte und von großer Bedeutung sowohl für die welche eine Republik frei erhalten wollen als für die welche die Absicht haben sollten sie zu unterjochen. Denn man wird bei dieser Erörterung viele Fehler sehen die vom Senate und vom Volke zum Nachtheil der Freiheit, und viele Fehler die von Appius, dem Oberhaupte des Decemvirats, zum Nachtheil der Tyrannenherrschaft, die er sich in Rom zu begründen vorgenommen, begangen worden sind. Nach vielen Verhandlungen und Streitigkeiten die zwischen Volk und Adel stattgefunden hatten, um neue Gesetze in Rom aufzustellen durch welche die Freiheit des Staates mehr befestigt würde, schickten sie gemeinsam den Spurius Posthumius nebst zwei andern Bürgern nach Athen, um Abschriften der Gesetze zu holen die Solon dieser Stadt gegeben, damit sie auf diese die römischen Gesetze gründen könnten. Nachdem diese gegangen und zurückgekommen waren, schritt man zur Wahl der Männer welche besagte Gesetze prüfen und feststellen sollten, und wählte zehn Bürger auf ein Jahr, unter denen sich auch Appius Claudius befand, ein verschlagener und unruhiger Mann. Und damit sie ohne irgend welche Rücksicht diese Gesetze geben könnten, hob man alle andern Behörden in Rom, namentlich die Tribunen und die Consuln, auf und hob die Berufung ans Volk auf, so daß diese Behörde ganz und gar Herrin von Rom wurde. In Appius vereinigte sich das ganze Ansehn seiner Amtsgenossen, der Gunst wegen in der er beim niedern Volke stand, weil er sich durch sein äußeres Benehmen bei ihm so beliebt gemacht hatte daß es ein Wunder schien wie er so schnell eine neue Natur und Gesinnung angenommen, da er doch vor dieser Zeit für einen grausamen Verfolger des Volkes gegolten hatte. Die Zehn verhielten sich ganz bescheiden, indem sie nicht mehr als zwölf Lictoren hatten, welche vor dem welcher ihr Vorsteher war einherschritten. Und obwohl sie unumschränkte Gewalt besaßen, forderten sie gleichwohl, als sie einen Bürger wegen Todtschlags zu bestrafen hatten, denselben vor das Volk und ließen ihn von diesem aburtheilen. Ihre Gesetze schrieben sie auf zehn

Tafeln und stellten sie vor ihrer Bestätigung öffentlich aus, daß sie Jeder lesen und besprechen könne, damit man ersehe ob ein Mangel darin sei, um ihn vor ihrer Bestätigung verbessern zu können. Während dessen veranlaßte Appius ein Gerede in Rom, daß wenn zu diesen zehn Tafeln noch zwei hinzugefügt würden, man diesen ihre Vollendung geben würde; dergestalt daß diese Meinung dem Volke Gelegenheit gab die Zehn für ein zweites Jahr wieder zu wählen, wozu das Volk sich gern verstand, sowohl damit man nicht wieder Consuln wählte, als weil sie ohne Tribunen bestehen zu können hofften, da sie Richter der Rechtssachen waren, wie oben gesagt ward. Nachdem man nun den Entschluß gefaßt sie wieder zu wählen, setzte sich der ganze Adel in Bewegung um diese Ehrenstellen nachzusuchen, und unter den Ersten war Appius, und zeigte bei der Bewerbung eine solche Leutseligkeit gegen das Volk daß sie seinen Gefährten verdächtig zu werden begann: credebant enim haud gratuitam in tanta superbia comitatem fore. Und da sie Bedenken trugen ihm offen gegenüberzutreten, beschlossen sie es künstlich zu thun, und übertrugen ihm, obwohl er geringeren Alters war als Alle, das Amt die künftigen Zehnmänner dem Volke vorzuschlagen, indem sie glaubten, er werde dabei die Rücksicht der Andern beobachten sich nicht selbst vorzuschlagen, als etwas Unerhörtes und Schimpfliches in Rom. Ille vero impedimentum pro occasione arripuit, und ernannte als den Ersten, zu Verwunderung und Mißfallen aller Adligen, sich; dann ernannte er neun Andre nach seinem Gutdünken. Diese neue für ein zweites Jahr getroffene Wahl aber begann dem Volke und dem Adel ihren Fehler klar zu machen; indem Appius sofort finem fecit ferendae alienae personae und seinen angebornen Hochmuth zu zeigen begann und in wenigen Tagen seine Gefährten mit seiner Sinnesart erfüllte. Und um das Volk und den Senat einzuschüchtern, nahmen sie anstatt der zwölf Lictoren deren hundertundzwanzig an. Einige Tage war die Furcht überall gleich; dann aber begannen sie sich dem Senate gefällig zu zeigen und das Volk zu mißhandeln, und wenn ein Gemißhandelter von dem Einen an den Andern appellirte, ging es ihm bei der Appellation schlimmer als beim ersten Verfahren. So daß das Volk in Erkenntniß seines Irrthums voll Betrübniß seine Augen auf die Adligen zu richten begann et inde libertatis captare auram unde servitutem timendo in eum statum rempublicam adduxerant. Dem Adel aber war diese ihre Betrübniß willkommen: ut ipsi, taedio praesentium, consules desiderarent. Die Schlußtage des Jahres kamen; die beiden Gesetztafeln waren fertig, aber noch nicht veröffentlicht. Davon nahmen die Zehnmänner Gelegenheit in ihrer Amtsführung fortzufahren und fingen an mit Gewalt die Regierung zu behaupten und sich eine Leibwache aus der adligen Jugend zu bilden, der sie die Güter der von ihnen Verurtheilten gaben: quibus donis juventus corrumpebatur, et malebat licentiam suam quam omnium libertatem. In dieser Zeit geschah es daß die Sabiner und die Volsker den Römern den Krieg erklärten; und in dieser Bedrängniß begannen die Zehnmänner die Schwäche ihrer Regierung einzusehen, da sie ohne den Senat den Krieg nicht ins Werk setzen konnten und wenn sie den Senat versammelten, ihre Herrschaft zu verlieren fürchteten. Trotzdem ergriffen sie nothgedrungen das Letztere, und nach Versammlung des Senats sprachen sich viele von den Senatoren, besonders Valerius und Horatius, gegen den Uebermuth der Zehnmänner aus, und es wäre ganz und gar um ihre Macht geschehen gewesen, hätte nicht der Senat aus Mißgunst gegen das Volk ver-

meiden wollen sein Ansehn geltend zu machen, indem er dachte, wenn die Zehnmänner freiwillig ihr Amt niederlegten, sei es möglich daß die Volkstribunen nicht wieder gewählt würden. Man beschloß also den Krieg und zog mit zwei Heeren aus, die von einem Theile der Zehnmänner geführt wurden. Appius blieb zur Regierung der Stadt zurück, in Folge dessen es geschah daß er sich in die Virginia verliebte, und als er sie mit Gewalt wegführen wollte, ihr Vater Virginius sie um sie zu befreien erstach; worauf die Aufstände in Rom und bei den Heeren folgten, die mit dem Reste des römischen Volkes vereinigt auf den heiligen Berg zogen, wo sie so lange blieben bis die Zehnmänner ihr Amt niederlegten und Tribunen und Consuln gewählt und Rom die Formen seiner alten Freiheit wiedergegeben wurden. Man bemerkt nun bei dieser Erzählung zunächst daß das Mißgeschick diese Tyrannenherrschaft hervorzurufen aus denselben Ursachen entstanden ist aus denen der größte Theil der Tyrannenherrschaften in den Städten entsteht, nämlich aus dem übergroßen Verlangen des Volkes nach Freiheit und dem übergroßen Verlangen des Adels nach Herrschaft. Und wenn sie sich nicht über ein Gesetz zu Gunsten der Freiheit vereinigen, sondern eine der Parteien sich darauf wirft Einen zu begünstigen, dann tritt sofort der Fall ein daß sich eine Tyrannenherrschaft erhebt. Das Volk und die Adligen von Rom waren übereingekommen die Zehnmänner einzusetzen und mit so großer Machtvollkommenheit auszustatten, weil jede der Parteien den Wunsch hatte, die eine den Consul-, die andre den Tribunennamen zu vernichten. Da es nach erfolgter Wahl dem niedern Volke schien als ob Appius volksfreundlich geworden sei und den Adel herabdrücke, so wandte ihm das Volk seine Gunst zu. Wenn sich aber ein Volk zu dem Fehler verleiten läßt daß es Einem Ansehn verleiht, damit er die niederdrücke die es haßt, und dieser Eine ein kluger Mann ist, so wird es immer eintreffen daß er Tyrann der Stadt wird. Denn zugleich mit der Begünstigung des Volkes wird er darauf bedacht sein den Adel zu vernichten und niemals zur Unterdrückung des Volkes schreiten, ehe er ihn nicht vernichtet hat, mit welchem Zeitpunkt das Volk seine Knechtschaft erkennend keine Zuflucht mehr haben kann. Diesen Weg schlugen Alle ein welche Tyrannenherrschaften in Republiken gegründet haben, und wenn Appius diesen Weg eingeschlagen hätte, so würde seine Tyrannis mehr Lebenskraft gewonnen und nicht ein baldiges Ende genommen haben. Allein er that ganz das Gegentheil, und konnte sich nicht unkluger benehmen als daß er um die Herrschaft zu behalten sich die zu Feinden machte welche sie ihm verliehen hatten und sie ihm erhalten konnten, und zu Freunden die welche Nichts dazu beigetragen hatten sie ihm zu geben und sie ihm nicht hätten erhalten können, sich also deren beraubte die ihm freundlich waren und die zu Freunden suchte die seine Freunde nicht sein konnten. Denn obschon die Adligen tyrannisch zu herrschen wünschen, ist doch der Theil des Adels welcher außerhalb dieser Herrschaft steht dem Tyrannen immer feindlich gesinnt, und nie kann er ihn, wegen des großen Ehrgeizes und der großen Habsucht die ihm innewohnt, ganz für sich gewinnen, da der Tyrann weder so viel Schätze noch so viel Ehrenstellen haben kann um Alle zufriedenzustellen. Und so machte Appius, indem er das Volk verließ und sich den Adligen anschloß, den augenscheinlichsten Fehler, aus den obengenannten Gründen sowohl als auch deshalb weil, um eine Sache mit Gewalt festhalten zu können, der welcher Gewalt braucht mächtiger sein muß als der gegen den er sie braucht. Daher kommt es daß die Tyrannen welche die

Menge zum Freunde und die Großen zu Feinden haben, weil ihre Gewalt durch eine größere Macht gestützt wird, sicherer sind als die Gewalt derer ist welche das Volk zum Feinde und den Adel zum Freunde haben. Denn bei der Gunst des Volkes genügt die innere Macht sich zu behaupten, wie sie dem Tyrannen Nabis von Sparta genügte, als ganz Griechenland und das römische Volk ihn angriff, welcher nachdem er sich einiger Adligen versichert mit Hülfe des Volkes, das er zum Freunde hatte, sich vertheidigte, was er nicht hätte thun können, wenn er es zum Feinde gehabt hätte. In jenem andern Falle genügt, weil man daheim wenig Freunde hat, die innere Macht nicht, sondern man muß auswärtige suchen. Und diese wird von dreierlei Art sein, erstens fremde Trabanten, welche deine Person bewachen, zweitens Bewaffnung des Landvolks, welches dann den Dienst thut den die niedere städtische Bevölkerung zu leisten hätte, drittens Anschluß an mächtige Nachbarn welche dich schützen. Wer diese Wege einschlägt und sie wohl inne hält, dürfte sich, wenn er auch das Volk zum Feinde hätte, einigermaßen sichern können. Allein Appius konnte das Mittel das Landvolk für sich zu gewinnen nicht ergreifen, weil das Landvolk und die Bevölkerung Roms dasselbe war, und die er hätte ergreifen können kannte er nicht, so daß er schon bei seinem ersten Anfange zu Grunde ging. Auch der Senat und das Volk begingen bei dieser Einsetzung des Decemvirats die größten Fehler; denn obgleich oben in der Auseinandersetzung welche über den Dictator gegen wurde gesagt ward, daß nur die obrigkeitlichen Personen welche sich selbst dazu machen, nicht die welche das Volk dazu macht, der Freiheit schädlich sind, so muß das Volk gleichwohl, wenn es Behörden einsetzt, sie auf eine Weise einsetzen daß sie einige Scheu davor haben müssen böse zu werden. Und während man ihnen eine Wache setzen muß um sie gut zu erhalten, nahmen die Römer dieselbe fort, indem sie sie zu der einzigen Behörde in Rom machten und alle andern aufhoben, der ausnehmenden Lust wegen die, wie wir oben sagten, der Senat hatte die Tribunen zu vernichten, und das Volk die Consuln zu vernichten, und die sie dermaßen verblendete, daß sie in eine solche Verwirrung stürzten. Denn die Menschen machen es, wie König Ferdinand sagte, oft wie gewisse kleine Raubvögel, die mit solcher Begierde die Beute verfolgen zu welcher die Natur sie treibt, daß sie einen andern größern Vogel nicht gewahren, der über ihnen schwebt um sie zu tödten. Man erkennt somit aus dieser Erörterung, wie ich im Eingange ankündigte, den Fehler den das römische Volk beging, als es seine Freiheit retten, und die Fehler die Appius machte, als er sich der Tyrannis bemächtigen wollte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Von Herablassung zu Hochmuth, von Milde zu Grausamkeit ohne die gehörigen Mittelstufen überzuspringen ist etwas Unkluges und Nutzloses.

Außer den andern von Appius schlecht gewählten Mitteln die Tyrannis zu behaupten war von nicht geringer Bedeutung sein zu schnelles Ueber-

springen von einer Art des Auftretens zur andern. Denn seine Schlauheit bei der Täuschung des niedern Volkes, als er sich für einen Volksmann ausgab, war wohl ersonnen; wohl ersonnen waren auch die Mittel die er ergriffen, damit die Zehnmänner wieder gewählt werden mußten, wohl ersonnen auch die Kühnheit der Meinung des Adels entgegen sich selbst zu wählen, wohl ersonnen die Wahl von Collegen nach seinem Sinne; aber nicht mehr wohl gethan war es, gemäß dem was ich oben sagte, so wie dies geschehen war, mit einem Schlage seine Natur zu ändern und statt freundlich sich dem Volke feindlich, statt leutselig übermüthig, statt nachgiebig schwierig zu zeigen und dies so schnell zu thun daß Jedermann, ohne irgend eine Entschuldigung für ihn zu haben, die Falschheit seines Charakters erkennen mußte. Denn wer eine Zeit lang gut geschienen hat und um zu seinem Zwecke zu gelangen böse werden will, muß es mit den gehörigen Zwischenstufen thun und die Gelegenheiten so wahrnehmen, daß ehe ihm sein neues Betragen die alten Freundschaften entzieht, es ihm so viel neue zugeführt hat, daß sein Ansehn nicht vermindert wird; sonst geht er, da er sich durchschaut und ohne Freunde sieht, zu Grunde.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Wie leicht sich die Menschen verderben lassen.

Man bemerkt noch bei Gelegenheit dieses Decemvirats, wie leicht die Menschen verdorben werden und einen entgegengesetzten Charakter annehmen, wenn sie auch gut und wohl erzogen sind. Betrachte man wie die Jugend die Appius sich zu seiner Umgebung erlesen für ein Bischen Vortheil das für sie daraus hervorging sich mit der Tyrannei zu befreunden anfing, und wie Quintus Fabius, einer aus der Zahl der zweiten Zehn, ein durchaus wohlgesinnter Mann, durch ein wenig Ehrgeiz verblendet und durch die Bosheit des Appius verführt, seine guten Sitten in die schlechtesten verkehrte und ihm ähnlich wurde. Dies wohl erwogen wird die Gesetzgeber der Republiken oder Königreiche um so williger machen die Gelüste der Menschen zu zügeln und ihnen jede Hoffnung zu benehmen sich ungestraft vergehen zu können.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die für den eigenen Ruhm kämpfen sind gute und treue Soldaten.

Man ersieht noch aus der obigen Abhandlung, welcher Unterschied ist zwischen einem zufriedenen Heere, das für den eigenen Ruhm kämpft, und einem widerwilligen, das für den Ehrgeiz Andrer kämpft. Denn während die römischen Heere unter den Consuln immer siegreich zu sein pflegten,

wurden sie unter den Decemvirn immer geschlagen. Aus diesem Beispiel kann man zum Theil die Ursachen der Nutzlosigkeit der Miethssoldaten erkennen, die keine andre Veranlassung haben Stand zu halten als das Bischen Sold das du ihnen giebst. Diese Veranlassung ist nicht hinreichend und kann nicht hinreichend sein sie treu und dir so zu Freunden zu machen daß sie sollten für dich sterben wollen. Denn bei den Heeren in welchen nicht eine Zuneigung zu dem für welchen sie kämpfen vorhanden ist, die sie zu seinen Anhängern macht, kann nimmermehr so viel Tapferkeit zu finden sein als nöthig wäre um einem auch nur etwas tapfern Feinde zu widerstehen. Und da diese Liebe und dieser Wetteifer nur von deinen Unterthanen ausgehen kann, so ist es nothwendig, wenn man eine Regierung behaupten, wenn man eine Republik oder ein Königreich aufrechterhalten will, sich eine bewaffnete Macht aus seinen eignen Unterthanen zu schaffen, wie man sieht daß Alle gethan haben die mit ihren Heeren große Erfolge errungen. Die römischen Heere besaßen unter den Zehnmännern eben die nämliche Tapferkeit; aber da nicht die nämliche Bereitwilligkeit in ihnen war, so thaten sie nicht ihre gewohnte Wirkung. Allein sobald die Behörde der Zehnmänner aufgehoben war und sie wieder als Freie zu kämpfen anfingen, kehrte derselbe Geist in sie zurück, und ihre Unternehmungen hatten ihrer alten Gewohnheit gemäß ihren glücklichen Ausgang.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine Menge ohne Haupt ist unnütz, und man muß nicht erst drohen und nachher Gewalt verlangen.

Das niedre römische Volk hatte sich wegen des Vorfalls mit Virginia bewaffnet auf den heiligen Berg gezogen. Der Senat schickte seine Abgesandten, um zu fragen mit welcher Befugniß sie ihre Vorgesetzten verlassen und sich auf den Berg begeben hätten. Und so hoch wurde das Ansehn des Senates geachtet daß, da das Volk keine Anführer hatte, Niemand zu antworten wagte. Und Titus Livius sagt, daß es ihnen nicht an Stoff zum Antworten fehlte, sondern an Einem der die Antwort gab. Was recht deutlich die Nutzlosigkeit einer Menge ohne Haupt zeigt. Dieser Uebelstand wurde von Virginius erkannt, und auf seine Anordnung wählte man zwanzig Kriegstribunen, die ihr Haupt zur Erwiderung und zum Verkehr mit dem Senate sein sollten. Und nachdem sie verlangt daß man ihnen den Valerius und Horatius schicken, denen sie ihre Willensmeinung sagen würden, wollten diese nicht eher hingehen als bis die Zehnmänner ihr Amt niedergelegt hätten; und auf dem Berge wo das Volk sich aufhielt angekommen, wurde ihnen von demselben aufgetragen, sie verlangten daß Volkstribunen gewählt würden und daß man von jeder Behörde an das Volk appelliren dürfe, und daß man ihnen die Zehnmänner sämmtlich ausliefere, da sie sie lebendig verbrennen wollten. Valerius und Horatius billigten ihre ersten Forderungen, tadelten aber die letztere als gottlos, indem sie sagten: Crudelitatem damnatis, in crudelitatem ruitis, und riethen ihnen, sie möchten unterlassen der Zehn-

männer Erwähnung zu thun und darauf denken ihr Ansehn und ihre Machtvollkommenheit wieder zu erlangen, dann werde es ihnen an Mitteln sich Genugthuung zu verschaffen nicht fehlen. Woraus man offenbar erkennt, welche Thorheit und Unklugheit es ist Etwas zu verlangen und vorher zu sagen: Ich will etwas Böses damit thun; indem man seine Absicht nicht entdecken muß, sondern vielmehr seinen Wunsch auf jede Weise zu erreichen suchen. Denn es reicht hin Einem die Waffen abzufordern, ohne dabei zu sagen: Ich will dich damit umbringen; da man ja wenn man die Waffen in Händen hat sein Gelüst befriedigen kann.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Es ist ein schlechtes Beispiel, wenn ein gegebenes Gesetz, zumal vom Urheber desselben, nicht gehalten wird, und alle Tage neue Unbillen in einer Stadt auszuüben ist für den der sie regiert höchst nachtheilig.

Nachdem der Vergleich zu Stande gekommen und Rom seine alte Gestalt wiedergegeben war, forderte Virginius den Appius vor das Volk um seine Sache zu vertheidigen. Dieser erschien in Begleitung vieler Adligen. Virginius befahl ihn ins Gefängniß zu werfen. Appius fing an zu toben und sich aufs Volk zu berufen; Virginius sagte, er sei nicht werth die Berufung zu genießen die er selber zerstört habe und das Volk zum Beschützer zu haben das er beleidigt; Appius erwiderte, sie dürften nicht das Recht der Berufung verletzen das sie mit so großem Eifer eingeführt hätten. Trotzdem wurde er eingekerkert und entleibte sich noch vor dem Gerichtstage selbst. Und obwohl das verbrecherische Leben des Appius jede Strafe verdiente, so war es wenig in der Ordnung die Gesetze zu verletzen und zumal das welches eben erst gegeben worden war. Denn ich glaube nicht daß ein übleres Beispiel in einer Republik gegeben werden kann, als ein Gesetz zu machen und nicht zu beobachten, und um so mehr, wenn es von dem nicht beobachtet wird der es gemacht hat. Als Florenz nach 94 mit Hülfe des Bruders Girolamo Savonarola, dessen Schriften seine Gelehrsamkeit, Klugheit und Geisteskraft beweisen, seine Regierung neu eingerichtet und unter andern Bestimmungen zur Sicherheit der Bürger ein Gesetz hatte geben lassen, daß man von den Urtheilssprüchen welche die Achtmänner und die Signorie in Staatssachen fällten ans Volk appelliren könne, ein Gesetz das längere Zeit hindurch in Vorschlag gebracht und mit äußerster Schwierigkeit durchgesetzt wurde, traf es sich daß kurz nach Bestätigung desselben fünf Bürger wegen Staatsverbrechen von der Signorie zum Tode verurtheilt wurden, und als sie appelliren wollten nicht zugelassen wurden und das Gesetz nicht beobachtet. Dies entzog dem Bruder mehr Ansehn als irgend ein andrer Vorfall. Denn wenn die Appellation nützlich war, so mußte er für ihre Beobachtung sorgen, war sie unnütz, so durfte er sie nicht durchgehen lassen. Und um so mehr fiel dieser Vorgang auf, als der Bruder in so vielen Predigten als er nach diesem Gesetzbruch gehalten niemals den der es gebrochen verdammte noch auch entschuldigte, weil er eben eine Sache die ihm gelegen kam nicht ver-

dammen wollte und zu entschuldigen nicht vermochte. Was denn, indem es seine herrschsüchtige und parteiische Gesinnung offenbarte, ihn um seinen Ruf brachte und ihm vielfachen Vorwurf zuzog. Viel Schaden thut es auch einem Staate, jeden Tag durch neue Kränkungen die man Diesem und Jenem zufügt immer wieder neuen Unwillen im Herzen seiner Bürger zu erwecken, wie dies in Rom nach dem Decemvirate geschah. Alle Zehnmänner nämlich und noch andre Bürger wurden zu verschiedenen Zeiten angeklagt und verurtheilt, dergestalt daß die äußerste Bestürzung unter dem ganzen Adel herrschte, indem er glaubte daß dergleichen Verurtheilungen gar kein Ende nehmen würden, ehe nicht der ganze Adel ausgerottet wäre. Und es würde großes Unheil in der Stadt hervorgerufen haben, wenn nicht der Tribun Marcus Duellius vorgebeugt hätte, der ein Edict erließ daß es ein Jahr lang Keinem gestattet sein solle irgend einen römischen Bürger vorzufordern oder anzuklagen, was den ganzen Adel wieder sicher machte. Man sieht aber daraus wie nachtheilig es für eine Republik oder einen Fürsten ist, durch immerwährende Strafen und Verletzungen die Gemüther der Unterthanen in Angst und Sorge zu erhalten. Und ohne Zweifel kann man kein verderblicheres Verfahren beobachten, weil die Menschen welche zu befürchten anfangen daß es ihnen übel ergehen werde sich auf alle Weise vor den Gefahren sicher zu stellen suchen und kühner werden und weniger scheu Neuerungen zu unternehmen. Darum ist es nöthig entweder gar Keinen zu verletzen oder die Verletzungen mit einem Male abzumachen und dann die Menschen wieder sicher zu stellen und ihnen Grund zu geben ihre Gemüther zu beruhigen und zu befestigen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die Menschen springen von einem Ehrgeiz zum andern über, und zuerst sucht man nicht beleidigt zu werden, dann Andre zu beleidigen.

Als das römische Volk nach Wiedererlangung der Freiheit seinen früheren Rang wieder eingenommen, und sogar einen um so höheren als viele neue Gesetze zur Verstärkung seiner Macht gegeben worden waren, schien es vernünftigerweise daß Rom nun einmal Ruhe halten würde. Trotzdem zeigte die Erfahrung das Gegentheil, indem sich jeden Tag neue Unruhen und Zwistigkeiten erhoben. Und da Titus Livius den Grund woher dies kam sehr verständig angiebt, so scheint es mir nicht anders als passend genau seine Worte anzuführen, wo er sagt daß immer entweder das Volk oder der Adel übermüthig wurde, wenn der andre Theil sich demüthigte, und wenn das gemeine Volk sich ruhig innerhalb seiner Schranken hielt, die jungen Adligen es zu kränken anfingen und die Tribunen wenig dagegen thun konnten, da sie selbst verletzt wurden. Der Adel andrerseits sah es, wenn ihm auch seine Jugend zu ausgelassen schien, gleichwohl gern daß, wenn schon das Maaß überschritten werden sollte, die Seinigen und nicht das Volk es überschritte. Und so bewirkte der Wunsch die Freiheit zu beschützen daß Jeder sich so viel herausnahm daß er den Andern unterdrückte. Und zwar

ist die Regel bei solchen Vorgängen die, daß während die Menschen dahin streben daß sie nicht zu fürchten brauchen, sie Andre fürchten machen, und die Unbill die sie von sich selbst abwehren einem Andern zufügen; als ob es nothwendig wäre entweder zu beleidigen oder beleidigt zu werden. Man erkennt hieraus, was unter Anderm die Republiken für Entschlüsse fassen, und in welcher Weise die Menschen von einem Ehrgeiz zum andern überspringen und wie sehr wahr der Satz bei Salust ist den er dem Cäsar in den Mund legt: Quod omnia mala exempla bonis initiis orta sunt. Wie oben gesagt wurde, streben die Bürger welche mit ehrgeizigen Absichten in einer Republik leben zuerst danach nicht beleidigt werden zu können, nicht allein von Privatpersonen, sondern auch von den Behörden; um dahin zu gelangen, suchen sie Freundschaften und erwerben sich diese durch anscheinend ehrenhafte Mittel, indem sie den Leuten entweder mit Geld aushelfen oder sie gegen die Mächtigen in Schutz nehmen; und da dies ein gutes Werk zu sein scheint, wird Jeder leicht getäuscht und darum keine Mittel dagegen angewandt; bis sie denn, wenn sie es ungehindert so forttreiben, Männer werden vor denen die einzelnen Bürger Furcht haben und die Behörden Scheu. Und ist Einer bis zu dieser Stufe gestiegen und seiner Größe nicht vorher begegnet worden, so kommt es so weit daß ihm mit Gewalt entgegentreten zu wollen ein sehr gefährliches Ding ist, der Gründe wegen die ich oben für die Gefahr angab die darin liegt mit Gewalt einem Uebelstande entgegenzutreten der schon Umfang in einer Stadt gewonnen hat; bis denn die Sache den Punkt erreicht daß man sie entweder mit Gefahr eines plötzlichen Umsturzes zu vernichten suchen muß oder, indem man ihn gewähren läßt, sich in eine offenbare Knechtschaft begeben, wenn dich nicht der Tod oder irgend ein Zufall davon befreit. Denn hat er es erst zu der genannten Stellung gebracht, daß die Bürger und die Behörden sich fürchten ihn und seine Freunde zu verletzen, so kostet es ihm nicht viel Mühe mehr zu bewirken, daß sie nach seinem Belieben Urtheil sprechen und Unrecht thun. Daher muß eine Republik unter ihren Einrichtungen auch die haben, daß darüber gewacht wird daß ihre Bürger nicht unter dem Scheine des Guten Uebles thun können und daß sie den Grad von Ansehn haben welcher der Freiheit nützt und nicht schadet, wie an seinem Orte von uns auseinandergesetzt werden soll.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Wenn sich die Menschen gleich über das Ganze täuschen, so täuschen sie sich doch über das Einzelne nicht.

Da das römische Volk, wie oben gesagt wurde, einen Widerwillen gegen den Consulnamen gefaßt hatte und verlangte daß auch Plebejer zu Consuln gewählt werden könnten oder daß ihre Gewalt beschränkt würde, so schlug der Adel, um das consularische Ansehn weder durch das Eine noch durch das Andre herabzuwürdigen, einen Mittelweg ein und ließ es sich gefallen daß vier Tribunen mit consularischer Gewalt ernannt wurden, die sowohl aus dem niedern Volk wie aus dem Adel genommen werden konnten. Das Volk

r auch damit zufrieden, da es das Consulat abgeschafft und an jener chsten Würde seinen Antheil zu haben glaubte. Dabei ereignete sich ein merkenswerther Fall, daß nämlich als man zur Wahl dieser Tribunen ritt und alle aus den Plebejern hätte wählen können, lauter Adlige vom mischen Volke gewählt wurden. Worüber Titus Livius folgende Worte gt: Quorum comitiorum eventus docuit alios animos in contentione ertatis et honoris, alios secundum deposita certamina in incorrupto dicio esse. Und untersucht m n woher dies kommen konnte, so glaube , es kam daher daß sich die Menschen über das Ganze sehr häufig täuschen, er das Einzelne weniger. Im Ganzen meinte das niedre römische Volk s Consulat zu verdienen, weil es den größten Theil in der Stadt ausachte, weil es in den Kriegen die meisten Gefahren auf sich nahm, weil ine Arme es waren die Rom frei erhielten und mächtig machten. Und da m, wie gesagt, sein Anspruch vernünftig schien, so wollte es schlechterdings Besitz dieser Würde gelangen. Als es jedoch über seine Leute im Einlnen zu urtheilen hatte, sah es die Schwäche derselben ein und hielt dafür ß keiner von ihnen dasjenige verdiene was es in seiner Gesammtheit zu rdienen meinte. So daß es sich ihrer schämend wieder seine Zuflucht zu nen nahm welche es wirklich verdienten. Ueber welchen Entschluß mit echt verwundert Titus Livius die Worte sagt: Hanc modestiam, aequitemque et altitudinem animi ubi nunc in uno inveneris, quae tunc puli universi fuit? Zur Bestätigung dessen läßt sich noch ein andres merkenswerthes Beispiel anführen, das sich in Capua zutrug, als Hannibal e Römer bei Cannä geschlagen hatte, in Folge dessen, wie ganz Italien sich hoben, auch Capua wegen des Hasses der zwischen Volk und Senat herrschte n Begriff stand sich zu empören; und da die höchste obrigkeitliche Würde mals Pacuvius Calanus bekleidete und dieser die Gefahr erkannte in weler die Stadt schwebte sich zu empören, faßte er den Plan kraft seines mtes das Volk mit dem Adel zu versöhnen; und sobald er diesen Gedanken faßt, ließ er den Senat versammeln und unterrichtete ihn von dem Hasse n das Volk gegen ihn hege und der Gefahr die sie liefen, von ihm erordet zu werden und die Stadt dem Hannibal zu übergeben, da die Macht r Römer gänzlich daniedergeworfen sei; dann fügte er hinzu, wenn sie ihm e Sache überlassen wollten, werde er eine Einigung zwischen ihnen zu tande bringen, er müsse sie aber in den Palast einschließen und sie dadurch aß er dem Volke die Macht gebe sie strafen zu können retten. Die Senaren gingen auf seinen Vorschlag ein, und Jener rief, nachdem er den Senat n Palaste eingeschlossen, das Volk zur Versammlung und sagte, die Zeit i gekommen den Uebermuth des Adels bändigen zu können und sich für die n ihm erlittenen Kränkungen zu rächen, da er sie sämmtlich unter seinem ewahrsam eingesperrt; da er jedoch glaube daß sie ihre Stadt nicht würden ne Regierung lassen wollen, sei es nöthig vor Niedermachung der alten enatoren neue zu ernennen. Und darum habe er alle Namen der Senaren in einen Beutel gelegt und werde sie in ihrer Gegenwart herausziehen nd die Herausgezogenen einen nach dem andern tödten lassen, so wie sie ssen Nachfolger gefunden haben würden. Als er nun einen zu ziehen anng, erhob sich beim Namen desselben ein gewaltiger Lärm, indem man ihn chmüthig, grausam und anmaßend nannte; als aber Pacuvius verlangte ß sie die Ersatzwahl vornehmen möchten, wurde die ganze Versammlung ll; erst nach einiger Zeit wurde Einer aus dem niedern Volke genannt,

bei dessen Namen der Eine zu zischen, der Andre zu lachen anfing, der auf diese, der Andre auf jene Weise Uebles von ihm zu reden, und so mit Einem nach dem Andern fortfahrend erklärten sie Alle die genannt wurden der Senatorenstelle für unwürdig; so daß Pacuvius diese Gelegenheit benutzend sagte: „Da ihr der Ansicht seid daß die Stadt ohne Senat übel dran ist und ihr euch über Ersatzmänner für die alten Senatoren nicht einigen könnt, so denke ich, es ist das Beste daß ihr euch zusammen aussöhnt; denn die Angst die die Senatoren ausgestanden haben wird sie so demüthig gemacht haben daß ihr die Nachgiebigkeit die ihr anderswo sucht bei ihnen finden werdet." Und nachdem man darauf eingegangen, erfolgte auf diese Weise die Einigung, und der Irrthum in dem sie sich befanden kam an den Tag, sobald sie genöthigt waren sich auf das Einzelne einzulassen. Außerdem täuschten sich die Völker im Ganzen bei Beurtheilung der Dinge und der darauf bezüglichen Vorfälle, nach deren Erkenntniß im Einzelnen sie ihres Irrthums inne werden. Als nach 1494 die Häupter der Stadt aus Florenz vertrieben worden waren und gar keine geordnete Regierung, vielmehr eine gewisse ehrgeizige Zügellosigkeit daselbst herrschte, und die öffentlichen Angelegenheiten vom Schlimmen zum Schlimmern sich gestalteten, schoben Viele aus dem Volke, die den Verfall des Staates sahen und keine andre Ursache dafür erkannten, die Schuld auf den Ehrgeiz irgend eines Mächtigen, der die Unordnungen nähre um einen Zustand nach seinem Belieben schaffen und sie um die Freiheit bringen zu können; und diese Leute standen auf den Straßen und Plätzen, redeten Uebles von vielen Bürgern und drohten ihnen, wenn sie einmal in die Signorie kämen, würden sie diesen Betrug von ihnen aufdecken und sie bestrafen. Oft traf es sich nun daß Einer von Solchen zur höchsten Staatswürde emporstieg, und sowie er zu dieser Stelle gelangt war und die Dinge mehr in der Nähe sah, die Ursachen der Unordnungen und die drohenden Gefahren und die Schwierigkeiten ihnen abzuhelfen erkannte. Und einsehend daß die Zeitumstände und nicht die Menschen die Unordnungen hervorbrachten, nahm er plötzlich andern Sinn und andres Betragen an, weil die Erkenntniß des Einzelnen ihm die Täuschung benahm die er bei der Betrachtung im Ganzen sich vorgespiegelt hatte. So daß die welche ihn früher, als er Privatmann war, hatten sprechen hören und ihn nun im höchsten Staatsamte sich ruhig verhalten sahen, dies nicht der richtigeren Erkenntniß der Dinge, sondern dem Umstande zuschrieben, daß er von den Großen herumgeführt und bestochen worden sei. Und da dies vielen Männern und oftmals begegnete, so entstand ein Sprichwort in Bezug auf sie, welches besagte: Sie haben eine Seele auf dem Platze und eine im Palaste. Betrachtet man nun alles Angeführte, so sieht man wie man dem Volke bald die Augen öffnen kann, wenn man bei der Wahrnehmung daß ein Ganzes sie täuscht ein Mittel findet wodurch man sie nöthigt zum Einzelnen herabzusteigen, wie Pacuvius in Capua und der Senat in Rom that. Ich glaube auch, man kann den Schluß ziehen daß kein kluger Mann jemals im Einzelnen, bei Vertheilung der Aemter und Würden, das Urtheil des Volks zu scheuen braucht, weil nur hierbei das Volk sich nicht irrt, und wenn es sich einmal irrt, dies so selten geschieht daß sich häufiger die Wenigen irren würden die dergleichen Vertheilungen vorzunehmen hätten. Auch scheint es mir nicht überflüssig in folgendem Kapitel das Verfahren aufzuzeigen das der Senat einschlug um das Volk bei seinen Vertheilungen zu täuschen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Wer haben will daß ein obrigkeitliches Amt keinem gemeinen oder bösen Menschen gegeben werde, lasse entweder einen zu gemeinen und bösen oder einen zu edlen und guten sich darum bewerben.

Wenn der Senat besorgte, die Tribunen mit consularischer Gewalt möchten aus den Plebejern gewählt werden, so schlug er einen von zwei Wegen ein; entweder ließ er die angesehensten Männer von Rom sich um das Amt bewerben, oder aber er bestach durch geeignete Mittel einen ganz niedrigen und schmutzigen Plebejer daß er unter die Plebejer besserer Art, die sich gewöhnlich darum bewarben, gemischt sich ebenfalls darum bewürbe. Dieses letztere Verfahren bewirkte daß das Volk sich schämte es zu verleihen; das erstere, daß es sich schämte es zu entziehen. Was ganz zu der vorhergehenden Erörterung paßt, wo gezeigt wurde daß das Volk sich über das Ganze täuscht, über das Einzelne nicht täuscht.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Wenn es den Städten welche einen freien Ursprung gehabt haben Schwierigkeiten macht Gesetze zu finden welche sie aufrechterhalten, so ist es für die welche unmittelbar dienstbaren Ursprungs sind fast eine Unmöglichkeit.

Wie schwer es ist bei Einrichtung einer Republik alle die Gesetze vorherzusehen welche sie frei erhalten können, das beweist sehr deutlich der Verlauf der römischen Republik, wo trotzdem daß zahlreiche Gesetze zuerst von Romulus, dann von Numa, von Tullus Hostilius und Servius und zuletzt von den zu diesem Zwecke eingesetzten zehn Bürgern gegeben worden waren, gleichwohl bei der Leitung der Stadt immer neue Bedürfnisse sich herausstellten und neue Einrichtungen zu treffen nöthig wurde; wie es sich ereignete, als sie die Censoren einsetzten, die eine von den Vorkehrungen waren die Rom frei erhalten halfen, so lange es in Freiheit lebte. Denn zu Roms Sittenrichtern gemacht, waren sie die Hauptursache weßhalb die Verderbniß der Römer sich länger hinausschob. Allerdings beging man gleich anfangs bei der Einsetzung dieser Behörde einen Fehler, indem man sie auf fünf Jahre wählte; nicht lange nachher wurde derselbe jedoch durch die Klugheit des Dictators Mamercus verbessert, der besagte Behörde durch ein neues Gesetz auf achtzehn Monate beschränkte, was die im Amt befindlichen Censoren so übel aufnahmen daß sie den Mamercus aus dem Senat stießen, ein Schritt der vom Volke und von den Vätern heftig getadelt ward; und da die Geschichte nicht sagt daß Mamercus sich dagegen schützen konnte, so muß entweder der Geschichtsschreiber mangelhaft sein oder die Einrichtungen Roms in diesem Punkte nicht gut; denn es ist nicht gut, wenn eine Republik so eingerichtet ist daß ein Bürger dafür daß er ein der Freiheit entsprechendes

Gesetz durchbringt ohne Hülfe verletzt werden kann. Jedoch zum Anfange dieser Erörterung zurückkehrend sage ich, man muß bei der Einsetzung dieser Behörde erwägen daß wenn es den Städten welche einen freien Ursprung gehabt und sich selbst aufrechtgehalten haben, wie Rom, große Schwierigkeiten gemacht hat zur Erhaltung ihrer Freiheit geeignete Gesetze zu finden, es kein Wunder ist, wenn es für die Städte welche unmittelbar dienstbaren Ursprunges gewesen sind nicht nur schwierig, sondern unmöglich ist sich jemals so einzurichten daß sie ein ruhiges bürgerliches Leben führen können; wie man sieht daß es der Stadt Florenz ergangen ist, die weil sie ihren Ursprung in Abhängigkeit von dem römischen Kaiserreich gehabt und immer unter fremder Herrschaft gestanden hat, eine Zeit lang in Unterwürfigkeit und ohne an sich selbst zu denken verblieb; dann, als die Gelegenheit aufzuathmen kam, seine Einrichtungen zu treffen begann, die, weil mit den alten, schlechten gemischt, unmöglich gut sein konnten; und so schleppte es sich zweihundert Jahre, von denen man sichere Nachricht hat, hin, ohne sich jemals in einem Zustande zu befinden wegen dessen man es in Wahrheit eine Republik hätte nennen können. Und diese Schwierigkeiten, die bei ihr vorhanden gewesen, haben bei all den Städten die einen ihr ähnlichen Ursprung gehabt stets obgewaltet. Und obwohl man oftmals durch öffentliche und freie Stimmenabgabe wenigen Bürgern ausgedehnte Vollmacht ertheilt hat sie umgestalten zu können, so haben sie diese doch niemals zum allgemeinen Besten, sondern immer zum Vortheil ihrer Partei eingerichtet, was nicht Ordnung, sondern vermehrte Unordnung in der Stadt zur Folge gehabt hat. Und um auf ein einzelnes Beispiel einzugehen, sage ich daß zu den übrigen Dingen die der Ordner einer Republik in Betracht ziehen muß auch die Erwägung gehört, in welcher Männer Hände er die Gewalt über das Leben ihrer Bürger legt: das war in Rom gut eingerichtet, weil man ordentlicher Weise an das Volk appelliren konnte, und kam auch ein wichtiger Fall vor, wo die Verzögerung der Vollstreckung durch die Appellation gefährlich gewesen wäre, so hatten sie eine Zuflucht am Dictator, der unmittelbar vollstreckte, ein Ausweg den sie nie anders als aus Nothwendigkeit ergriffen. Bei Florenz aber und den übrigen in derselben Weise entstandenen Städten war diese Gewalt, weil sie dienstbar waren, einem Fremden übertragen, der vom Fürsten dorthin gesandt dieses Amt versah. Als sie dann zur Freiheit gelangten, ließen sie diese Gewalt einem Fremden verbleiben, den sie Hauptmann nannten, der aber, weil er von den mächtigen Bürgern leicht bestochen werden konnte, eine höchst verderbliche Einrichtung war. Als sich jedoch mit der Veränderung der Zustände später diese Einrichtung änderte, wählten sie acht Bürger die das Amt jenes Hauptmanns versehen sollten. Damit trat aber an Stelle einer schlechten Einrichtung eine ganz schlechte aus den anderwärts erörterten Ursachen daß die Wenigen stets die Diener der Wenigen und Mächtigsten waren. Davor hat sich die Stadt Venedig bewahrt, die zehn Bürger besitzt welche ohne Appellation jeden Bürger bestrafen können. Und weil diese nicht hinreichen würden die Mächtigen zu bestrafen, obwohl sie die Amtsgewalt dazu haben, so haben sie die Quarantien eingerichtet und überdies bestimmt daß der Rath der Pregadi, der den höchsten Rath bildet, sie züchtigen könne. So daß es, wenn nur ein Ankläger da ist, nicht an einem Richter fehlt um die Mächtigen im Zaume zu halten. Es ist also kein Wunder, wenn man sieht wie in Rom, das sich selbst und durch so viel einsichtige Männer geordnet hatte, täglich neue Veranlassungen auftauchten aus denen man neue Einrichtungen

zu Gunsten der Freiheit treffen mußte, daß bei den andern Städten, die einen ungeordneteren Ursprung haben, so viele Schwierigkeiten sich erheben daß sie niemals ganz in Ordnung gebracht werden können.

Funfzigstes Kapitel.

Ein Rath oder eine Behörde darf nicht die Staatsgeschäfte zum Stillstand bringen können.

Consuln in Rom waren Titus Quinctius Cincinnatus und Cnejus Julius Mento, die durch ihre Uneinigkeit alle Geschäfte der Republik zum Stillstand gebracht hatten. Als der Senat dies sah, forderte er sie auf einen Dictator zu ernennen, damit dieser thue was ihrer Uneinigkeit wegen nicht gethan werden konnte. Die Consuln aber, uneins in allem Andern, waren nur darin einig keinen Dictator ernennen zu wollen. So daß der Senat in Ermangelung eines andern Auskunftsmittels zum Beistande der Tribunen seine Zuflucht nahm, die mit Ermächtigung des Senats die Consuln zum Gehorsam zwangen. Hierbei ist denn zuerst die Nützlichkeit des Tribunats zu bemerken, welches nicht allein zur Zügelung des Ehrgeizes diente den die Mächtigen gegen das niedere Volk zeigten, sondern auch dessen welchen sie unter einander an den Tag legten. Zweitens, daß man es in einer Stadt nie so einrichten muß, daß die Wenigen eine von den Entscheidungen aufhalten können welche im gewöhnlichen Laufe der Dinge zur Aufrechterhaltung der Republik nöthig sind. Wenn du beispielsweise einem Rathe die Befugniß giebst eine Vertheilung von Ehrenstellen und Nutzämtern vorzunehmen oder einer Behörde die Ausführung eines Geschäftes aufträgst, so mußt du ihr entweder eine Nothwendigkeit auferlegen weshalb sie es schlechterdings besorgen muß, oder anordnen daß wenn sie es nicht besorgen will es ein Andrer übernehmen kann und auch muß; sonst wäre diese Einrichtung mangelhaft und gefährlich, wie man sah daß sie es in Rom war, wo man nicht der Hartnäckigkeit der Consuln die Amtsgewalt der Tribunen entgegensetzen konnte. In der venetianischen Republik vertheilt der große Rath die Ehren und Aemter. Manchmal ereignete es sich daß die Versammlung aus Unwillen oder in Folge irgend einer falschen Eingebung für die Behörden der Stadt oder die welche außerhalb ihr Gebiet verwalteten keine Nachfolger bestellte. Es war dies eine ganz arge Unordnung, weil mit einem Male sowohl die unterworfenen Ortschaften als die Stadt selbst ihrer gesetzlichen Richter entbehrten und man Nichts erlangen konnte, wenn jene Rathsversammlung nicht zufriedengestellt oder überlistet wurde. Und dieser Unfug hätte die Stadt in mißliche Lage gebracht, wenn nicht in Bezug darauf von den einsichtigen Bürgern wäre vorgesehen worden, die mit Benutzung einer passenden Gelegenheit ein Gesetz erließen, daß keine obrigkeitliche Person innerhalb und außerhalb der Stadt jemals ihres Amtes entlassen sein solle, ehe nicht die Ersatzwahlen geschehen und ihre Nachfolger bestellt wären. Und so nahm man dem Rathe die Gelegenheit mit Gefährdung der Republik die öffentlichen Geschäfte zum Stillstand bringen zu können.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Eine Republik oder ein Fürst muß sich den Anschein geben als ob er aus Großmuth thue wozu die Nothwendigkeit ihn zwingt.

Kluge Menschen richten es bei jeder ihrer Handlungen immer so ein daß man ihnen für die Dinge dankt, wenn sie auch die Nothwendigkeit schlechterdings dazu zwingt. Diese Klugheit wandte trefflich der römische Senat an, als er beschloß den Leuten welche dienten aus öffentlichen Mitteln Sold zu gewähren, während sie gewohnt waren auf eigene Kosten zu dienen. Da nämlich der Senat sah, daß man auf diese Weise keine langen Kriege führen könne, und darum weder Ortschaften belagern noch die Heere in die Ferne führen konnte und es doch als nothwendig erkannte Eins wie das Andre thun zu können, so entschied er sich dafür besagten Sold zu gewähren, that es aber in einer Weise daß man ihm für das dankte wozu ihn die Nothwendigkeit zwang; und das Geschenk wurde vom Volke so hoch aufgenommen, daß Rom vor Freude sich gar nicht zu lassen wußte, da es ihm eine so große Wohlthat schien wie es sie nie zu empfangen gehofft und wie es sie von selbst niemals nachgesucht haben würde. Und obwohl die Tribunen sich Mühe gaben diese Dankbarkeit zurückzudrängen, indem sie nachwiesen daß es eine Sache sei die das Volk belaste, nicht erleichtere, da Steuern aufgelegt werden müßten um diesen Sold zu bezahlen, so konnten sie es trotzdem nicht dahin bringen daß das Volk nicht vergnügt gewesen wäre, was der Senat durch die Art wie er die Steuern vertheilte noch vermehrte, indem die welche er dem Adel auflegte die schwersten und größten waren und die ersten welche bezahlt wurden.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Um dem Uebermuth eines Mannes der in einer Republik zu mächtig wird zu begegnen, giebt es kein sichreres und weniger anstößiges Mittel als ihm die Wege abzuschneiden auf denen er zu dieser Macht gelangt.

Aus der vorstehenden Erörterung sieht man in welchen Credit sich der Adel bei dem Volke durch die Beweise der Sorge für sein Wohl setzte, die er sowohl durch den eingeführten Sold als auch durch die Art der Steuerauflegung zu geben schien. Hätte der Adel an diesem Verfahren festgehalten, so wäre jedweder Aufstand in der Stadt hinweggeräumt und den Tribunen der Credit den sie beim niedern Volke hatten und folglich ihre Macht entzogen worden. Und wahrlich, man kann in einer Republik und namentlich in einer verderbten, auf keine bessere, weniger anstößige und leichtere Art dem Ehrgeiz irgend eines Bürgers entgegentreten, als wenn man ihm die Wege abschneidet die man ihn gehen sieht um zu der Stufe zu gelangen die er im Auge hat. Wäre dieses Verfahren gegen Cosimo von Medici eingeschlagen worden, so wäre dies eine für seine Gegner weit günstigere Maß-

regel gewesen als ihn aus Florenz zu vertreiben; denn wenn die Bürger die mit ihm wetteiferten seine Manier angenommen hätten sich dem Volke gefällig zu zeigen, so hätten sie ihm ohne Aufstand und Gewalt allmählich die Waffen aus den Händen gewunden deren er sich hauptsächlich bediente. Piero Soderini hatte sich allein dadurch Ansehn in der Stadt Florenz verschafft, daß er gefällig gegen die Menge war, was ihn bei der Menge in den Ruf brachte, er sei ein Freund der Freiheit der Stadt. Und wahrlich, für die Bürger welche Neid gegen seine Größe hegten war es weit leichter und etwas viel Ehrenvolleres, weniger Gefährliches und der Republik weniger Nachtheiliges, ihm die Wege abzuschneiden auf denen er groß wurde, als sich ihm widersetzen zu wollen, damit er mit seinem Sturze auch die ganze übrige Republik zu Grunde richtete; denn wenn sie ihm die Waffen aus der Hand nahmen die ihn stark machten, was sie mit Leichtigkeit thun konnten, so hätten sie in allen Rathsversammlungen und bei allen öffentlichen Berathschlagungen ohne Scheu und Rücksicht irgend welcher Art gegen ihn auftreten können. Und wenn Jemand einwenden sollte daß wenn die Bürger die Piero haßten den Fehler begingen ihm nicht die Wege abzuschneiden auf denen er sich beim Volke Ansehn erwarb, auch Piero einen Fehler damit machte daß er nicht die Wege abschnitt auf denen ihm seine Gegner furchtbar wurden, so verdient Piero deswegen Entschuldigung, sowohl weil es ihm schwer war dies zu thun als auch weil die Mittel für ihn nicht anständig waren; denn der Weg auf dem man ihn angriff war die Begünstigung der Medici, mit deren Beistand man seine Schläge gegen ihn führte und ihn am Ende zu Falle brachte. Dieses Mittel konnte aber Piero nicht mit Ehren ergreifen, weil er nicht ohne Verletzung seines guten Rufs die Freiheit, zu deren Wächter er bestellt war, zerstören konnte; dann war auch diese Begünstigung, da sie nicht im Geheimen geschehen und mit Einem Male auftreten konnte, für Piero höchst gefährlich, weil er, sowie er sich als Freund der Medici erklärt hätte, dem Volke verdächtig und verhaßt geworden sein würde, woraus seinen Feinden weit bessere Gelegenheit erwuchs ihn zu unterdrücken als sie vorher hatten. Die Menschen müssen daher bei jedem Entschluß den sie fassen die Mängel und Gefahren desselben in Betracht ziehen, und ihn nicht fassen, wenn des Gefährlichen mehr dabei ist als des Nützlichen, wäre auch selbst schon ein Ausspruch ihrer Entscheidung gemäß gethan worden. Denn wenn sie in diesem Falle anders handelten, würde es ihnen wie Tullius Cicero ergehen, der indem er den Marcus Antonius um seinen Credit bringen wollte ihn vergrößerte. Da nämlich Antonius für einen Feind des Senats erklärt worden war und jenes große Heer, welches zum guten Theile aus den Soldaten bestand die die Partei Cäsars ergriffen, um sich versammelt hatte, so redete Tullius, um diese Soldaten von ihm abwendig zu machen, dem Senate zu dem Octavian Ansehn zu verschaffen und ihn mit dem Heere und den Consuln gegen Antonius zu schicken, indem er anführte daß sobald die Soldaten die dem Antonius folgten den Namen Octavians, des Neffen Cäsars, und der sich selbst Cäsar nennen ließ, hören würden, sie jene verlassen und sich diesem anschließen, und so Antonius von allen Anhängern entblößt leicht zu unterdrücken sein würde. Die Sache schlug aber ganz entgegengesetzt aus, da Antonius sich den Octavianus gewann, der den Tullius und den Senat fahren ließ und zu ihm überging; ein Ereigniß welches der vollständige Untergang der Partei der Vornehmen war. Es stand dies leicht zu vermuthen, und man mußte nicht glauben was Tullius sich einbildete, sondern

immer den Namen in Rechnung bringen der mit so großem Ruhme seine Feinde vernichtet und sich die Herrschaft über Rom errungen, und nie von seinen Erben oder Anhängern Etwas erwarten was mit dem Namen der Freiheit in Einklang stand.

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Das Volk wünscht oft von einem falschen Schein des Guten getäuscht sein Verderben; und wie leicht es große Hoffnungen und kühne Versprechungen in Bewegung bringen.

Nach Eroberung der Stadt der Vejenter fand beim römischen Volke die Ansicht Eingang, es sei vortheilhaft für die Stadt Rom, wenn die Hälfte der Römer ihren Wohnsitz in Veji nähme, indem es meinte, weil diese Stadt reich an Gebiet, voll von Gebäuden und nahe an Rom sei, könne sich die Hälfte der Bürger bereichern und brauche wegen der Nähe der Lage kein bürgerliches Geschäft zu stören. Die Sache schien aber dem Senat und den einsichtigern Römern so unnütz und so schädlich, daß sie offen erklärten lieber den Tod erleiden zu wollen als zu einem solchen Entschlusse ihre Zustimmung geben. So daß bei dem Streit der über diese Sache entstand sich das Volk so gegen den Senat erhitzte, daß es zu Waffen und Blutvergießen gekommen sein würde, wenn sich der Senat nicht durch einige alte und geachtete Bürger gedeckt hätte, welche durch die Ehrfurcht die sie genossen das Volk bändigten, daß es in seinem Uebermuthe nicht weiter ging. Hierbei sind zwei Dinge zu bemerken. Erstens, daß das Volk von einem Trugbilde des Guten getäuscht sein Verderben wünscht, und wenn ihm nicht von Einem zu dem es Vertrauen hat begreiflich gemacht wird, daß dies übel und was das Gute sei, unzählige Gefahren und Nachtheile in einer Republik gestiftet werden. Und wenn der Zufall will daß das Volk zu Keinem Vertrauen hat, wie es bisweilen vorkommt, nachdem es in früherer Zeit von den Dingen oder von den Menschen betrogen worden, so stürzt es nothwendig ins Verderben. Und in diesem Sinne sagt Dante in seiner Abhandlung De monarchia, das Volk schreie oft: es lebe sein Tod, und es sterbe sein Leben. Von dieser Ungläubigkeit kommt es daß in den Republiken manchmal die guten Maßregeln nicht ergriffen werden, wie oben von den Venetianern gesagt ward, als sie von so vielen Feinden bedrängt sich nicht entschließen konnten, ehe ihr Untergang käme, einen derselben dadurch für sich zu gewinnen daß sie ihm das Andern Genommene abtraten, wegen dessen der Krieg gegen sie angefangen und die Verschwörung der Fürsten gegen sie geschehen war. Man kann aber, wenn man erwägt wozu ein Volk leicht und wozu es schwer zu überreden ist, folgende Unterscheidung machen: entweder zeigt das wozu du ein Volk überreden willst auf den ersten Anblick Gewinn oder Verlust; oder aber es scheint ein muthiger oder feiger Entschluß; wenn man nun bei dem was dem Volke vorgelegt wird Gewinn sieht, wäre auch Verlust darunter verborgen, und wenn es muthig scheint, wäre auch der Untergang der Republik darunter versteckt, wird es immer leicht sein die

Menge dazu zu überreden; und ebenso wird es immer schwer sein es zu den Entschlüssen zu überreden bei denen Feigheit oder Verlust erscheint, sollte auch Heil und Gewinn darunter verborgen liegen. Was ich gesagt habe wird durch unzählige, römische und fremde, neue und alte Beispiele bestätigt. Denn daraus entstand die böse Meinung die sich in Rom in Bezug auf Fabius Maximus erhob, der das römische Volk nicht davon überzeugen konnte daß es ersprießlich für die Republik sei in dem Kriege langsam vorzugehen und ohne sich in Kampf einzulassen den Andrang Hannibals auszuhalten, weil das Volk dieses Verfahren für feig hielt und nicht die Nützlichkeit darin erkannte welche darin lag, auch Fabius keine hinreichenden Gründe hatte um sie ihm zu beweisen; und so verblendet sind die Völker bei solchen kühnen Entschlüssen, daß obwohl das römische Volk den Fehler begangen hatte dem Reiterobersten des Fabius Vollmacht zu ertheilen sich in ein Treffen einzulassen, wenn auch Fabius nicht wolle, und durch diese Vollmacht das römische Heer nahe daran war zu Grunde gerichtet zu werden, wenn Fabius mit seiner Klugheit nicht Abhülfe traf, es an dieser Erfahrung noch nicht genug hatte, sondern dann den Varro zum Consul machte wegen keiner andern Verdienste, als weil er auf allen Plätzen und öffentlichen Oertern Roms versprochen hatte den Hannibal zu schlagen, sobald man ihm die Vollmacht dazu gebe; was denn die Schlacht und die Niederlage von Cannä und nahezu den Untergang Roms zur Folge hatte. Ich will für diesen Zweck noch ein zweites römisches Beispiel anführen. Acht oder zehn Jahr war Hannibal bereits in Italien gewesen und hatte das ganze Land mit Römerblut erfüllt, als M. Centenius Penula, ein Mann aus dem niedrigsten Volke, der jedoch im Heere zu einer gewissen Stufe gestiegen war, in die Senatsversammlung kam und sich vor derselben erbot daß er, wenn man ihm Vollmacht ertheile in welcher Gegend Italiens er wolle ein Heer aus Freiwilligen bilden zu dürfen, ihnen in kürzester Frist den Hannibal gefangen oder todt überliefern werde. Dem Senat schien dieser Antrag verwegen, da er indessen bedachte daß wenn man ihn ablehnte und das Volk dann sein Verlangen erführe, daraus vielleicht ein Aufstand, Mißgunst und Unwille gegen den Senatorenstand hervorgehen könne, so gab man ihm nach, und wollte lieber alle die welche ihm folgen würden der Gefahr aussetzen als neuen Verdruß im Volke erregen, da man wußte wie geeignet ein solcher Vorschlag sei Beifall zu finden und wie schwer es halten würde es davon abzubringen. So ging denn Jener mit einer ungeordneten und wirren Menge den Hannibal aufzusuchen, und war kaum mit ihm zusammengetroffen, als er mit allen seinen Begleitern geschlagen und getödtet wurde. In Griechenland, in der Stadt Athen, war Nicias, ein sehr gesetzter und einsichtsvoller Mann, nicht im Stande das Volk davon zu überzeugen daß es nicht gut sei zum Angriff nach Sicilien zu gehen, dergestalt daß gegen den Willen der Vernünftigen dieser Entschluß gefaßt wurde und der gänzliche Untergang Athens daraus erfolgte. Als Scipio zum Consul gewählt war und die Provinz Afrika verlangte, indem er den vollständigen Sturz Karthago's versprach, der Senat aber der Ansicht des Fabius Maximus folgend nicht darein willigte, drohte er die Sache vor das Volk zu bringen, da er gar wohl wußte wie sehr dergleichen Vorschläge dem Volke gefallen. Man könnte Beispiele aus unserer Stadt hierfür geben, wie das, als Messer Ercole Bentivogli, Befehlshaber der florentinischen Truppen, und Antonio Giacomini, nachdem sie Bartolommeo d'Alviano bei San Vincenti geschlagen, an die Belagerung Pisa's gingen, ein Unternehmen das auf Messer

Ercole's kühne Versprechungen hin vom Volke beschlossen wurde, obwohl viele einsichtige Bürger es tadelten; sie konnten gleichwohl Nichts dagegen thun, da sie von dem allgemeinen Willen, der sich auf die kühnen Verheißungen des Heerführers gründete, bei Seite gedrängt wurden. Ich sage also daß es keinen leichteren Weg giebt eine Republik, wo das Volk die Macht in Händen hat, zu ihrem Untergange zu führen, als es in tollkühne Unternehmungen zu verwickeln; denn wo das Volk nur von irgend welchem Gewicht ist, wird es immer darauf eingehen, und wer andrer Meinung ist Nichts dagegen thun können. Aber wenn der Untergang des Staates daraus erfolgt, so erfolgt daraus auch, und noch häufiger, der Einzeluntergang der Bürger welche an die Spitze derartiger Unternehmungen gesetzt werden; denn da das Volk den Sieg vorausgesetzt, schiebt es, wenn die Niederlage eintritt, die Schuld weder auf das Glück noch auf das Unvermögen des Befehlshabers, sondern auf seine Bosheit und Unwissenheit, und nimmt ihm in den meisten Fällen entweder das Leben, oder wirft ihn ins Gefängniß oder verweist ihn Landes, wie es unzähligen karthagischen und vielen athenischen Feldherrn erging. Auch hilft ihnen ein Sieg Nichts den sie etwa in früheren Zeiten errungen, weil die gegenwärtige Niederlage Alles auslöscht; wie es denn auch unserm Antonio Giacomini erging, der da er Pisa nicht erobert, wie das Volk sich eingebildet und er versprochen hatte, in solche Ungnade beim Volke fiel, daß er trotz seiner unzähligen früher geleisteten Dienste mehr durch die Barmherzigkeit derer das Leben behielt die es in ihrer Gewalt hatten, als aus irgend einem andern Grunde der beim Volke zu seiner Vertheidigung gedient hätte.

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Welche Macht ein bedeutender Mann hat eine erregte Menge zu zügeln.

Das zweite bei der im vorigen Kapitel angeführten Erzählung Bemerkenswerthe ist das, daß Nichts so geeignet ist eine erregte Menge zu zügeln als die Ehrfurcht vor einem ernsten und angesehenen Manne der ihr entgegentritt; und nicht ohne Grund sagt Virgil:

> Tum, pietate gravem ac meritis si forte virum quem
> Conspexere, silent arrectisque auribus adstant.

Deshalb muß sich der welcher an der Spitze eines Heeres steht oder sich in einer Stadt befindet wo ein Aufruhr ausbricht in solchem Falle mit dem größten Anstande und so würdevoll wie möglich darstellen, indem er die Abzeichen des Standes den er bekleidet anlegt, um sich ehrwürdiger zu machen. Vor wenigen Jahren war Florenz in zwei Parteien gespalten, die Mönchischen und die Wüthenden, wie sie sich nannten, und als es zum Kampfe kam und die Mönchischen überwunden wurden, unter denen sich Paol Antonio Soderini, ein damals hoch geachteter Bürger, befand, und das Volk bei diesem Aufruhr bewaffnet vor sein Haus zog, um es zu plündern, befand sich Messer Francesco, sein Bruder, damals Bischof von Volterra und heute Cardinal, grade im Hause, der sobald er den Lärm gehört und den Volkshaufen gesehen, sofort mit den prächtigsten Kleidern angethan, das bischöfliche

Chorhemd darüber, den Bewaffneten gegenübertrat und durch seine Persönlichkeit und seine Worte sie zum Stehen brachte; eine That die viele Tage lang in der ganzen Stadt besprochen und gefeiert wurde. Ich schließe demnach daß es kein sichreres und kein nöthigeres Mittel giebt eine erregte Menge zu zügeln, als die Erscheinung eines Mannes der durch sein Auftreten ehrwürdig erscheint und es ist. Man sieht also, um zu der angeführten Erzählung zurückzukehren, mit welcher Hartnäckigkeit das römische Volk auf dem Entschlusse bestand nach Veji zu gehen, weil es ihn für nützlich hielt und den darunter liegenden Schaden nicht erkannte, und wie die daraus entstandenen Unruhen zu Aufruhr angewachsen wären, wenn nicht der Senat durch ernste und ehrwürdige Männer seine Wuth gezügelt hätte.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Wie leicht sich die Angelegenheiten einer Stadt leiten wo die Menge nicht verderbt ist; und daß da wo Gleichheit herrscht kein Fürstenthum, und wo sie nicht herrscht keine Republik möglich ist.

Unerachtet von dem was von verderbten Städten zu fürchten oder zu hoffen sei schon oben vielfach gehandelt worden, scheint es mir gleichwohl nicht unpassend über einen Beschluß des Senats in Bezug auf das von Camillus gethane Gelübde, den zehnten Theil der den Vejentern abgenommenen Beute dem Apollo zu geben, bei dieser Gelegenheit einige Betrachtungen anzustellen. Da nämlich diese Beute bereits in die Hände des römischen Volkes gekommen und sonst nicht mehr nachzurechnen war, erließ der Senat ein Edict, daß Jeder den zehnten Theil dessen was er erbeutet öffentlich darbringen solle. Und obwohl dieser Entschluß nicht zur Ausführung kam, da der Senat nachher ein andres Mittel ergriffen und auf anderm Wege zur Zufriedenheit des Volks dem Apollo seine Schuld abgetragen hatte, so sieht man gleichwohl aus dergleichen Beschlüssen welches Vertrauen der Senat zu der Rechtschaffenheit des Volkes hatte, und wie er der Ueberzeugung war daß Keiner sein würde der nicht genau Alles darbrächte was ihm durch dieses Edict befohlen war. Und andrerseits sieht man wie das Volk nicht daran dachte dadurch daß es weniger gab als es sollte nur im Geringsten betrügerisch gegen das Edict zu handeln, sondern vielmehr sich von demselben zu befreien, indem es offen seinen Unwillen darüber zeigte. Dieses Beispiel und viele andre welche oben angeführt worden beweisen wie viel Rechtschaffenheit und wie viel Religiosität in diesem Volke war, und wie viel Gutes von ihm zu hoffen stand. Und wahrlich, wo diese Rechtschaffenheit fehlt, kann man nichts Gutes hoffen, wie man es nicht hoffen kann in den Ländern die man in jetziger Zeit verderbt sieht; und zu diesen gehört Italien vor allen andern, und auch Frankreich und Spanien haben ihr Theil Verderbniß. Und wenn man in diesen letztern Ländern nicht so viel Unordnungen bemerkt wie in Italien jeden Tag ausbrechen, so rührt das nicht sowohl von der Rechtschaffenheit der Völker her, welche zum guten Theil verschwunden ist, als davon daß sie einen König haben der sie nicht allein durch seine Thatkraft,

sondern auch durch die Einrichtung der noch nicht verdorbenen Regierung in Einigkeit hält. Wohl aber sieht man in den Provinzen Deutschlands, daß jene Rechtschaffenheit und Religiosität bei diesem Volke noch in hohem Maaße vorhanden ist, und diese bewirkt daß viele Republiken dort frei leben und ihre Gesetze in einer Weise beobachten daß Keiner von außen noch von innen sie sich zu unterwerfen wagt. Und daß wirklich bei ihnen noch ein gut Theil jener alten Rechtschaffenheit herrscht, dafür will ich ein Beispiel anführen, ähnlich dem oben vom römischen Senate und Volke mitgetheilten. Jene Republiken haben den Gebrauch daß wenn bei ihnen das Bedürfniß eintritt eine Summe Geldes zu öffentlichen Zwecken ausgeben zu müssen, die Behörde oder der Rath welcher die Befugniß dazu hat allen Einwohnern der Stadt ein oder zwei Procent von dem auflegt was Jeder an Vermögen besitzt. Und wenn ein solcher Beschluß den Einrichtungen des Landes gemäß gefaßt worden, stellt sich Jeder bei den Einnehmern dieser Steuer ein, und nachdem er vorher den Eid geleistet die auf ihn fallende Summe zu zahlen, wirft er in einen dazu bestimmten Kasten soviel als er nach seinem Gewissen zu zahlen schuldig zu sein glaubt, ohne daß ein andres Zeugniß als das des Zahlenden dafür vorhanden wäre. Woraus man schließen kann wie viel Rechtschaffenheit und Religiosität noch bei diesen Menschen herrscht. Und man muß annehmen daß Jeder die richtige Summe zahlt, weil wenn man sie nicht zahlte, die Auflage nicht die Höhe erreichen würde welche den früher gewöhnlich erhobenen gemäß beabsichtigt war, und wenn sie sie nicht erreichte, man den Betrug entdecken, und wenn man ihn entdeckte, ein andres Verfahren als dieses eingeführt haben würde. Diese Rechtschaffenheit ist aber in jetziger Zeit um so mehr zu bewundern, als sie seltener geworden ist, ja allein noch in jenem Lande sich erhalten zu haben scheint; und dies hat in zwei Dingen seinen Grund, einmal darin daß sie keinen bedeutenden Verkehr mit ihren Nachbarn gehabt haben, indem weder diese zu ihnen gekommen, noch sie zu Andern gegangen sind, weil sie sich mit den Gütern begnügten, von den Speisen nährten, mit der Wolle kleideten welche das Land bot, wodurch die Veranlassung zu jedem Umgange und der Anfang aller Verderbniß hinweggeräumt wurde, so daß sie weder die Sitten der Franzosen noch der Spanier noch der Italiener, der drei Völkerschaften welche zusammengenommen die Verderbniß der Welt bilden, haben annehmen können. Die andre Ursache ist, daß die Republiken in denen sich das politische Leben unverderbt erhalten hat nicht dulden daß einer ihrer Bürger Edelmann sei oder nach der Weise eines solchen lebe, vielmehr eine völlige Gleichheit unter sich aufrechterhalten und den Herren und Edelleuten im Lande sehr feindlich gegenüberstehen, und wenn ihnen einer oder der andre zufällig in die Hände geräth, ihn als Ursprung der Verderbniß und Quelle alles Aergernisses niedermachen. Und um ins Klare zu setzen was der Name Edelmann bedeutet, sage ich daß Edelleute diejenigen genannt werden welche müßig von dem Ertrage ihrer Besitzungen im Ueberflusse leben, ohne irgend welche Sorge um Bebauung oder irgend ein andres für das Leben erforderliches Geschäft zu tragen. Diese Leute sind in jeder Republik und in jedem Lande verderblich, am verderblichsten aber die welche außer den gedachten Glücksgütern über Burgen gebieten und Unterthanen haben die ihnen gehorchen. Von diesen beiden Menschenklassen sind das Königreich Neapel, das Gebiet von Rom, die Romagna und die Lombardei voll. Daher kommt es daß es in diesen Ländern niemals eine Republik noch irgend welches politische Leben

gegeben hat, denn dieses Menschengeschlecht ist der ärgste Feind alles Bürgerthums. Und in so beschaffenen Ländern eine Republik einführen zu wollen, würde eine Unmöglichkeit sein. Wollte man aber Ordnung hinein bringen, so gäbe es für den der Richter darüber wäre keinen andern Weg als eine Monarchie zu gründen. Der Grund ist der, daß wo so viel verdorbener Stoff ist daß die Gesetze zur Bändigung desselben nicht genügen, mit diesen zugleich eine stärkere Gewalt angeordnet werden muß, das heißt eine Königshand, die mit unbeschränkter und überwiegender Macht der überwiegenden Herrschsucht und Verderbtheit der Großen Zügel anlegen kann. Bestätigt wird dieser Grund durch das Beispiel Toscana's, wo man auf einem kleinen Fleck Erde lange Zeit drei Republiken, Florenz, Siena und Lucca, hat bestehen sehen, und die übrigen Städte des Landes in einer Weise unterworfen, daß man an ihrer Gesinnung und Einrichtung erkennt wie sie ihre Freiheit erhalten oder doch erhalten möchten. Das kommt nur daher daß es in diesem Lande keine Herren von Burgen giebt und keine oder ganz wenige Edelleute, vielmehr so große Gleichheit herrscht daß ein einsichtiger Mann, der von den alten bürgerlichen Einrichtungen Kenntniß hätte, mit Leichtigkeit ein freies Staatsleben daselbst einführen würde. Es hat aber das große Unglück gehabt daß es bis auf die gegenwärtige Zeit noch keinen Mann gefunden hat der es zu thun vermocht oder verstanden hätte. Es ergiebt sich also aus dieser Erörterung der Schluß, daß der welcher in einem Lande wo viele Edelleute sind eine Republik gründen will, dies nicht anders kann als wenn er sie vorher alle vernichtet; und daß der welcher in einem Lande wo viel Gleichheit herrscht ein Königreich oder ein Fürstenthum errichten will, dies gar nicht anders können wird als wenn er viele ehrgeizige und unruhige Köpfe aus dieser Gleichheit hervorzieht und sie zu Edelleuten nicht nur dem Namen nach, sondern in der That dadurch macht daß er ihnen Schlösser und Besitzungen schenkt und Güter und Leute zutheilt, damit er mitten unter ihnen stehend vermittelst ihrer seine Macht behauptet und sie vermittelst seiner ihren Ehrgeiz befriedigt sehen, die Uebrigen aber gezwungen sind das Joch zu erdulden, welches ihnen die Gewalt und nichts Andres jemals erträglich machen kann. Und da auf diese Weise ein richtiges Verhältniß zwischen dem Bezwinger und dem Bezwungenen besteht, so bleiben die Menschen ruhig ein Jeder in seiner Ordnung. Weil aber aus einem Lande das sich für ein Königreich eignet eine Republik, und aus einem das sich für eine Republik eignet ein Königreich zu machen eine Sache ist die einen Mann von seltener Begabung und Bedeutung erfordert, so hat es Viele gegeben die es machen wollten, und Wenige die es durchzuführen verstanden haben. Denn die Größe des Unternehmens schreckt die Menschen theils ab, theils bereitet sie ihnen so viele Hindernisse, daß sie gleich im ersten Beginn Fehler machen. Ich glaube, dieser meiner Ansicht, daß man da wo Edelleute sind keine Republik einrichten könne, wird das Beispiel der venetianischen Republik entgegenzustehen scheinen, in welcher Keiner der nicht Edelmann ist ein Amt zu bekleiden pflegt. Darauf ist zu erwidern, daß dieses Beispiel uns keinen Eintrag thut, weil die Edelleute in dieser Republik es mehr dem Namen als der That nach sind; denn sie haben keine großen Einkünfte von Besitzungen, da ihre großen Reichthümer in Handelswaaren und beweglichen Gütern bestehen; überdies besitzt keiner von ihnen Burgen oder hat eine Gerichtsbarkeit über die Leute; sondern der Name Edelmann ist bei ihnen ein Ehrenname und Titel, ohne auf einem von den Dingen zu beruhen wegen deren in

den andern Städten die Edelleute so heißen. Und wie die andern Re
bliken alle ihre Eintheilungen unter verschiedenen Benennungen haben,
theilt sich Venedig in Edelleute und Leute aus dem Volk und will daß I
alle Ehrenstellen bekleiden oder doch bekleiden können, die Andern völlig
denselben ausgeschlossen sind. Und das bringt in dieser Stadt keine Un
nung hervor, aus anderwärts angeführten Gründen. Wo also eine gr
Gleichheit herrscht oder hergestellt worden ist, errichte man eine Republik,
hingegen große Ungleichheit herrscht, richte man ein Fürstenthum ein, s
wird man Etwas schaffen was kein Verhältniß und kurzen Bestand hat.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Ehe große Ereignisse in einer Stadt oder einem Lande eintreten, kommen Zei
welche sie verkündigen, oder Menschen welche sie vorhersagen.

Woher es kommt weiß ich nicht, aber man sieht aus alten und ne
Beispielen daß niemals ein wichtiges Ereigniß in einer Stadt oder in ei
Lande eingetreten ist, ohne daß es von Wahrsagern oder Offenbarungen
Wundern oder andern himmlischen Zeichen vorherverkündigt worden w
Und um mich mit dem Beweise dessen nicht von Hause zu entfernen,
weiß Jedermann wie bestimmt von Bruder Girolamo Savonarola der
König Karls VIII. von Frankreich nach Italien vorhergesagt worden,
wie es außerdem durch ganz Toscana hieß daß man über Arezzo in der
Bewaffnete die mit einander kämpften gehört und gesehen habe. Jederm
weiß außerdem daß vor dem Tode des älteren Lorenzo von Medici der
in seinem höchsten Theile von einem Blitzstrahl getroffen wurde, wo
das Gebäude den größten Schaden erlitt. Jedermann weiß auch wie
bevor Piero Soderini, der vom florentinischen Volke zum Gonfalonie
Lebenszeit ernannt worden war, vertrieben und seiner Würde beraubt
der Palast gleichfalls vom Blitze getroffen ward. Es ließen sich au
noch viele Beispiele anführen, die ich indeß um nicht zu ermüden bei
lasse. Nur das will ich noch mittheilen, was sich nach der Erzählu
Titus Livius vor der Ankunft der Gallier in Rom zutrug, daß näm
Plebejer, ein gewisser Marcus Cädicius, dem Senate berichtete, er h
Mitternacht, als er durch die neue Straße ging, eine übermenschliche
gehört, die ihm aufgetragen habe den Behörden zu melden daß die
nach Rom kämen. Die Ursache hiervon muß meines Erachtens vo
Manne erörtert und erklärt werden, der Kenntniß der natürlichen u
natürlichen Dinge hat, die wir nicht haben. Doch könnte es sein d
diese Luft, wie ein gewisser Philosoph will, voller geistiger Wes
vermöge ihrer natürlichen Kraft das Zukünftige vorhersehen, d
leid mit den Menschen haben, und damit sie sich zur Vertheidigu
können, sie durch dergleichen Zeichen benachtichtigen. Indeß wie de
jedenfalls sieht man daß es wirklich so ist und daß immer nach
gebenheiten außerordentliche und neue Dinge über die Länder he

---

Siebenundfunfzigstes Kapitel.

Das Volk zusammen genommen ist muthig, einzeln ist es schwach.

Viele Römer hatten, als durch den Zug der Gallier die Zerstörung ihrer Vaterstadt erfolgt war, der Bestimmung und Anordnung des Senats zuwider, ihren Wohnsitz in Veji genommen; weshalb dieser, um diese Unordnung abzustellen, durch seine öffentlichen Edicte befahl daß Jedermann innerhalb gewisser Zeit und bei gewissen Strafen wieder nach Rom ziehen solle. Ueber diese Edicte wurde von denen gegen die sie gerichtet waren anfangs gespottet; als dann die Zeit des Gehorchens heranrückte, gehorchten Alle. Und Titus Livius braucht dabei die Worte: Ex ferocibus universis singuli, metu suo, obedientes fuere. Und man kann wirklich die Natur einer Menge in dieser Hinsicht nicht besser bezeichnen, als sie in dieser Stelle ausgedrückt ist. Denn die Menge ist oft kühn im Reden gegen die Beschlüsse ihres Fürsten; sehen sie dann die Strafe vor Augen, so traut Keiner dem Andern und sie eilen zu gehorchen. So daß man deutlich sieht wie man auf das was ein Volk in Bezug auf seine Geneigtheit oder Abgeneigtheit sagt nicht viel gegen muß, wofern du darauf eingerichtet bist die Sache ausführen zu können, wenn es geneigt ist, und wenn es abgeneigt ist, dich davor schützen zu können daß es dich verletzt. Dies versteht sich von den Abneigungen der Völker welche aus irgend einer andern Ursache entspringen als aus dem Verluste der Freiheit oder ihres Fürsten, den sie geliebt haben und der noch am Leben ist; denn die Abneigungen die aus diesen Ursachen entspringen sind über Alles zu fürchten und bedürfen kräftiger Gegenmittel zu ihrer Dämpfung, die übrigen sind leicht zu heben, wenn es nur keine Häupter hat, zu denen es seine Zuflucht nehmen kann. Denn es giebt Nichts was von der einen Seite furchtbarer wäre als eine entfesselte Menge ohne Haupt, und andrerseits giebt es nichts Schwächeres, indem es, wenn sie auch Waffen in Händen hat, ein Leichtes ist sie wieder zur Ruhe zu bringen, wenn man nur einen Zufluchtsort hat um dem ersten Anfalle auszuweichen; denn wenn die Gemüther sich erst ein wenig abgekühlt haben und Jeder einsieht daß er wieder nach Hause muß, so fangen sie an für sich selbst zu fürchten und an ihr eigenes Wohl zu denken, indem sie entweder fliehen oder sich vergleichen. Darum muß eine solche aufgebrachte Menge, wenn sie diese Gefahren vermeiden will, sofort aus sich selbst ein Oberhaupt wählen, das sie leitet, einig erhält und für ihre Vertheidigung sorgt, wie das römische Volk that, als es nach dem Tode der Virginia Rom verließ und zu seiner Sicherung aus seiner Mitte zwanzig Tribunen erwählte; wenn sie dies nicht thun, wird ihnen immer widerfahren was Titus Livius in den obigen Worten sagt, daß sie alle zusammen muthig sind, und wenn dann Jeder an seine eigne Gefahr zu denken beginnt, feig und schwach werden.

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Die Menge ist weiser und beständiger als ein Fürst.

Daß es nichts Eitleres und Unbeständigeres gebe als die Menge, behaupten sowohl unser Titus Livius wie alle übrigen Geschichtsschreiber. Denn oft kommt es in der Erzählung der Thaten der Menschheit vor, daß man sieht wie die Menge Einen zum Tode verurtheilt und diesen selben nachher beweint und sich aufs lebhafteste nach ihm gesehnt hat, wie man sieht daß das römische Volk bei Manlius Capitolinus that, den es, nachdem es ihn zum Tode verurtheilt hatte, nachher sehnlichst zurückwünschte. Und zwar sind die Worte des Schriftstellers folgende: Populum brevi, posteaquam ab eo periculum nullum erat, desiderium ejus tenuit. Und anderwärts, wo er die Vorfälle erzählt die sich in Syrakus nach dem Tode des Hieronymus, des Neffen Hiero's, ereigneten, sagt er: Haec natura multitudinis est, aut humiliter servit, aut superbe dominatur. Ich weiß nicht ob ich nicht ein hartes und so schwieriges Amt, daß ich es entweder mit Beschämung aufgeben oder zu meinem Vorwurfe durchführen muß, auf mich nehme, wenn ich eine Sache zu vertheidigen mich anschicke gegen die sich, wie gesagt, alle Schriftsteller erklärt haben. Aber sei dem wie ihm wolle, so halte ich es für keinen Fehler und werde es nie dafür halten, irgend eine Meinung mit Gründen zu vertheidigen, ohne mich dabei meines Ansehns oder eines Zwanges bedienen zu wollen. Ich sage demnach daß dieses Fehlers dessen die Schriftsteller die Menge beschuldigen alle Menschen im Einzelnen, und am meisten die Fürsten beschuldigt werden können, weil Jeder der nicht durch die Gesetze geregelt wird dieselben Fehler begehen dürfte wie die entfesselte Menge. Und dies läßt sich leicht einsehen, weil es viele Fürsten giebt und gegeben hat, gute und weise aber wenige, ich meine Fürsten welche den Zaum der sie zügeln kann abzuschütteln vermochten; zu diesen gehören aber nicht die Könige die in Aegypten aufkamen, als in jenem grauesten Alterthum dieses Land nach Gesetzen regiert wurde, auch nicht die welche in Sparta auftraten, noch die welche zu unsrer Zeit in Frankreich erstehen, dem Königreiche das mehr durch die Gesetze beherrscht wird als irgend ein andres von dem wir in unsrer Zeit Kenntniß haben. Die Könige die unter solchen Verfassungen auftreten sind nicht unter die Zahl derer zu stellen, bei denen man die Natur eines jeden an sich betrachten und sehen kann ob er der Menge ähnlich ist; denn diesen muß man eine eben so wie sie durch die Gesetze geregelte Menge gegenüberstellen und wird dann dieselben guten Eigenschaften bei ihr finden die wir an jenen wahrnehmen, und sie weder übermüthig herrschen noch sclavisch dienen sehen, wie es bei dem römischen Volke der Fall war, das so lange die Republik unverderbt blieb, nie sclavisch diente und nie übermüthig herrschte, sondern mit seinen Einrichtungen und Behörden ehrenvoll seinen Rang behauptete. Und wenn es nöthig war wider einen Mächtigen sich zu erheben, so that es dies, wie man bei Manlius, bei den Zehnmännern und Andern sieht die es zu unterdrücken suchten; und wenn um des öffentlichen Wohles willen nöthig war den Dictatoren und den Consuln zu gehorchen, that es dies. Und wenn sich das römische Volk nach dem todten Manlius Capitolinus sehnte, so ist das kein Wunder, denn es sehnte sich nach seinen Tugenden, die so groß gewesen waren daß

das Andenken derselben Jeden zum Mitleid bewog, und dieselbe Wirkung auf einen Fürsten zu thun vermocht haben würden, da es die Ansicht aller Schriftsteller ist, daß man die Tugend auch bei seinen Feinden lobt und bewundert; und wenn Manlius während dieser großen Sehnsucht wieder auferstanden wäre, würde das römische Volk dasselbe Urtheil über ihn gefällt haben wie damals als es ihn aus dem Gefängniß zog, wo es ihn kurz darauf zum Tode verurtheilte. Sieht man doch auch für weise gehaltene Fürsten, die irgend eine Person haben tödten lassen und sich nachher aufs Heftigste nach ihr gesehnt, wie Alexander nach Klitus und andern seiner Freunde, und Herodes nach Mariamne. Was aber unser Geschichtsschreiber von der Natur der Menge sagt, sagt er nicht von der durch Gesetze geregelten, wie die römische war, sondern von der ungezügelten, wie die syrakusische, welche dieselben Fehler beging welche rasende und ungezügelte Menschen begehen, wie Alexander und Herodes in den genannten Fällen. Darum ist die Natur der Menge nicht mehr anzuklagen als die der Fürsten, weil Alle gleicherweise sich vergehen, wenn sie alle ohne Scheu sich vergehen dürfen. Davon giebt es, außer dem bereits Angeführten, Beispiele in großer Anzahl, sowohl unter den römischen Kaisern, als unter den übrigen Tyrannen und Fürsten, an denen man so viel Unbeständigkeit und Veränderlichkeit ihres Betragens wahrnimmt wie sich niemals bei irgend einer Menge findet. Ich schließe daher wider die gewöhnliche Meinung, welche sagt daß die Völker wenn sie herrschen veränderlich, schwankend, undankbar sind, indem ich behaupte, daß es sich mit diesen Sünden bei ihnen nicht anders verhält als bei den einzelnen Fürsten. Und wenn Jemand die Völker und die Fürsten zusammen beschuldigt, so könnte er vielleicht die Wahrheit sagen, nimmt er aber die Fürsten davon aus, so ist er im Irrthum; denn ein herrschendes Volk, welches wohl geordnet ist, wird beständig, klug und dankbar sein nicht anders als ein Fürst, ja mehr als ein selbst für weise gehaltener Fürst, und andrerseits ein an Gesetze nicht gebundener Fürst undankbar, schwankend und unklug mehr als ein Volk. Die Verschiedenheit ihres Verfahrens rührt aber nicht von entgegengesetzter Natur her, da diese bei Allen dieselbe ist und wenn ein Ueberwiegen des Guten stattfindet, dies auf Seiten des Volkes ist, sondern von der größeren oder geringeren Achtung vor den Gesetzen innerhalb deren Beide leben. Wer das römische Volk betrachtet, wird sehen wie es vierhundert Jahre hindurch Feind des königlichen Namens und Verehrer des Ruhms und des Gemeinwohls seines Vaterlandes war, wird so viele von ihm gegebene Beispiele sehen die Eins wie das Andre bezeugen. Und wenn mir Jemand die Undankbarkeit anführen sollte die es gegen den Scipio übte, so antworte ich darauf das was oben weitläufig über diesen Gegenstand gesagt worden, wo gezeigt ward daß die Völker weniger undankbar seien als die Fürsten. Was aber die Klugheit und die Beständigkeit angeht, so sage ich: ein Volk ist klüger und beständiger und von richtigerem Urtheil als ein Fürst. Und nicht ohne Grund vergleicht man die Stimme des Volkes mit der Gottes, denn man sieht eine allgemeine Meinung in ihren Vorhersagungen Wunderbares leisten, dergestalt daß sie durch eine geheime Kraft sein Wohl und sein Wehe vorherzusehen scheint. Was seine Beurtheilung der Dinge betrifft, so sieht man nur in ganz seltenen Fällen, wo es zwei Redner hört die nach entgegengesetzten Zielen streben, wofern sie von gleicher Geschicklichkeit sind, daß es nicht die bessere Meinung ergriffe und die Wahrheit die es hört nicht zu fassen vermöchte. Und wenn es bei kühnen Vorschlägen

oder solchen die nützlich scheinen, wie oben gesagt ward, irrt, so irrt auch ein Fürst vielfach bei den ihm eigenen Leidenschaften, deren viel mehr sind als die des Volkes. Man sieht es auch bei seiner Besetzung der obrigkeitlichen Aemter weit bessere Wahlen treffen als ein Fürst, und wird einem Volke nie einreden daß es gut sei einen schändlichen Menschen von verderbten Sitten zu Würden zu erheben, was man einem Fürsten leicht und auf tausendfache Art einredet; man sieht ein Volk Abscheu vor einer Sache fassen und viele Jahrhunderte bei dieser Gesinnung beharren, was man bei einem Fürsten nicht sieht. Und für Eins wie das Andre von diesem Beiden soll mir als Zeugniß das römische Volk genügen, welches in so vielen Jahrhunderten bei so vielen Consul- und Tribunenwahlen nicht vier Wahlen traf die es zu bereuen gehabt hätte; und gegen den Königsnamen, wie gesagt, einen solchen Haß hegte daß kein Verdienst irgend eines seiner Mitbürger, der nach diesem Namen trachtete, ihn der schuldigen Strafe zu entziehen vermochte. Man sieht ferner die Städte in denen das Volk herrscht in kürzester Frist ausnehmend wachsen, viel mehr als die welche immer unter einem Fürsten gestanden haben, wie Rom nach Vertreibung der Könige wuchs und Athen nachdem es sich von Pisistratus befreit. Dies kann aber keinen andern Grund haben als den, daß die Regierungen der Völker besser sind als die der Fürsten. Auch möge man dieser meiner Ansicht nicht all das entgegensetzen was unser Geschichtsschreiber in der vorhin angeführten Stelle oder an irgend einer andern darüber sagt; denn wenn man alle Ausschreitungen der Völker, alle Ausschreitungen der Fürsten, alle rühmlichen Thaten der Völker, alle die der Fürsten durchgehen will, so wird man das Volk an Rechtlichkeit und Ruhm bei weitem überlegen finden. Und wenn die Fürsten den Völkern in Erlaß der Gesetze, Gestaltung des bürgerlichen Lebens, Gründung von Verordnungen und neuen Einrichtungen überlegen sind, so sind die Völker in Aufrechterhaltung der getroffenen Einrichtungen so überlegen, daß sie ohne Zweifel den Ruhm der Gründer vermehren. Und überhaupt, um zum Schlußwort über diesen Gegenstand zu kommen, sage ich: So gut monarchische Staaten von langer Dauer gewesen sind, sind auch republikanische von langer Dauer gewesen, und einer wie der andre haben der Regelung durch Gesetze bedurft, denn ein Fürst der thun kann was er will ist toll, und ein Volk das thun kann was es will ist nicht klug. Wenn man also von einem an die Gesetze gebundenen Fürsten und von einem durch die Gesetze gefesselten Volke redet, so wird man mehr Tugend beim Volke als beim Fürsten wahrnehmen; redet man von dem Einen wie dem Andern als ungebunden, so wird man weniger Vergehen beim Volke als beim Fürsten finden, und diese geringer und leichter wieder gut zu machen; weil einem zügellosen und aufrührerischen Volke ein rechtschaffener Mann zureden und es mit Leichtigkeit wieder auf den guten Weg bringen kann, einem bösen Fürsten aber Niemand zureden kann, und es gegen ihn kein andres Mittel giebt als das Schwert. Woraus sich ein Schluß auf die Bedeutsamkeit der Krankheit Beider machen läßt; denn wenn zur Heilung der Krankheit des Einen Worte genügen und die des Fürsten das Schwert erfordert, so wird Keiner sein der nicht urtheilt daß da wo die stärkere Kur nöthig ist die größeren Uebel sind. Wenn auch ein Volk entfesselt ist, so fürchtet man die Tollheiten nicht die es begeht, und hat keine Angst vor dem gegenwärtigen Uebel, sondern vor dem welches daraus entstehen kann, da bei solcher Verwirrung leicht die Erhebung eines Tyrannen möglich ist. Bei bösen Fürsten

aber geschieht das Gegentheil, daß man das gegenwärtige Uebel fürchtet und auf die Zukunft hofft, indem man sich schmeichelt, sein schlimmes Leben könne die Freiheit erstehen machen. So daß ihr also den Unterschied zwischen Beidem seht, welcher derselbe ist wie zwischen dem was ist und dem was sein soll. Die Grausamkeiten der Menge sind gegen den gerichtet von dem man fürchtet daß er sich des Gemeinguts bemächtige, die des Fürsten gegen den von dem man fürchtet daß er das Einzelgut angreife. Aber die ungünstige Meinung von den Völkern kommt daher daß von den Völkern Jeder ohne Furcht und frei, auch während sie herrschen, Uebles reden darf, von den Fürsten man aber immer mit tausend Aengsten und tausend Rücksichten spricht. Und es scheint mir nicht unpassend, da mich der Gegenstand darauf bringt, im folgenden Kapitel zu untersuchen, auf welche Bündnisse sich ein Anderer mehr verlassen kann, auf die mit einer Republik oder auf die mit einem Fürsten geschlossenen.

Neunundfunfzigstes Kapitel.

Auf welche Bündnisse oder Verträge sich ein Anderer mehr verlassen kann, auf die mit einer Republik oder auf die mit einem Fürsten geschlossenen.

Da es jeden Tag vorkommt daß ein Fürst mit dem andern oder eine Republik mit der andern Bund und Freundschaft schließt und ebenso auch Bündniß und Vertrag zwischen einer Republik und einem Fürsten geschlossen wird, so scheint es mir der Untersuchung werth, wessen Treue beständiger ist und auf welche man sicherer rechnen kann, auf die einer Republik oder auf die eines Fürsten. Wenn ich Alles erwäge, so glaube ich daß sie sich in vielen Fällen gleichen und in andern einige Verschiedenheit herrscht. Ich glaube nämlich daß erzwungene Verträge dir weder von einer Republik noch von einem Fürsten werden gehalten werden, und ich glaube daß wenn die Furcht für den Staat kommt Einer wie der Andre, um ihn nicht zu verlieren, dir das Wort brechen und dir mit Undank lohnen wird. Demetrius, der welcher der Städteeroberer genannt wurde, hatte den Athenern unzählige Wohlthaten erwiesen; als er dann von seinen Feinden geschlagen war und nach Athen, als einer befreundeten und ihm verpflichteten Stadt, seine Zuflucht nahm, geschah es daß er von ihr nicht aufgenommen wurde; was ihn viel mehr schmerzte, als ihn der Verlust seiner Leute und seines Heeres geschmerzt hatte. Als Pompejus in Thessalien von Cäsar geschlagen worden war, flüchtete er nach Aegypten zu Ptolomäus, den er einst wieder in sein Reich eingesetzt hatte, und wurde von ihm ermordet. Man sieht daß diese Dinge dieselben Ursachen hatten; gleichwohl wurde mehr Menschlichkeit und weniger Unbill von der Republik ausgeübt als vom Fürsten. Wo also Furcht herrscht, da wird man thatsächlich dieselbe Treue finden. Und wenn sich eine Republik oder ein Fürst findet, der um dir die Treue zu bewahren sich seinem Untergange aussetzt, so kann auch dies von denselben Ursachen herrühren. Und zwar kann es, was den Fürsten betrifft, sehr wohl vorkommen daß er mit einem mächtigen Fürsten befreundet ist, von dem er, wenn er auch jetzt keine

Gelegenheit hat ihn zu schützen, doch hoffen darf daß er ihn mit der Zeit wieder in sein Fürstenthum einsetzen werde; oder der, wenn er ihm als Verbündeter gefolgt ist, nicht glauben kann Vertrauen und Vergleich bei dessen Feinde zu finden. Dieses Schicksal haben die Fürsten des Königreichs Neapel gehabt, welche sich zur französischen Partei geschlagen. Und was die Republiken betrifft, so war dies das Schicksal Sagunts in Spanien, das seinem Untergange entgegenging um der Partei der Römer zu folgen, und das von Florenz, um 1512 der französischen Partei treu zu bleiben. Und Alles in Anschlag gebracht, glaube ich daß man in den Fällen wo die Gefahr dringend ist etwas mehr Beständigkeit bei den Republiken als bei den Fürsten finden wird, weil wenn auch die Republiken dieselbe Gesinnung und dieselbe Neigung wie ein Fürst hätten, doch die Langsamkeit ihrer Bewegungen bewirken wird daß es ihnen jederzeit mehr kostet sich zu entschließen und daher auch mehr kostet die Treue zu brechen als jenem. Die Bündnisse werden ferner des Nutzens wegen gebrochen. Hier halten die Republiken bei weitem länger an den Verträgen fest als die Fürsten. Und es ließen sich Beispiele anführen, wo ein ganz kleiner Vortheil einen Fürsten bewogen sein Wort zu brechen und ein großer Nutzen eine Republik nicht bewogen ihr Wort zu brechen, wie es der Fall war bei dem Vorschlage den Themistokles den Athenern machte, zu denen er in der Volksversammlung sagte, er habe einen Plan ihrem Vaterlande einen großen Vortheil zu verschaffen, könne ihn aber nicht sagen um ihn nicht bekannt werden zu lassen, da durch Bekanntwerdung desselben die Möglichkeit genommen werde ihn auszuführen. Worauf das Volk von Athen den Aristides wählte, dem die Sache mitgetheilt werden sollte und nach dessen Befinden es dann seine Entscheidung treffen wollte. Diesem zeigte denn Themistokles wie sich die Flotte von ganz Griechenland, die zwar unter ihre Obhut gestellt sei, an einem Orte befinde wo sie mit Leichtigkeit weggenommen oder zerstört werden könne, was die Athener vollständig zu Herren des Landes machen würde. Worauf Aristides dem Volke berichtete, der Vorschlag des Themistokles sei sehr nützlich, aber äußerst unehrenhaft, in Folge dessen ihn das Volk gänzlich verwarf. Das hätte Philipp von Macedonien nicht gethan, und die andern Fürsten, die durch Wortbruch mehr ihren Nutzen gesucht und mehr gewonnen haben als auf irgend eine andre Weise. Was den Bruch der Verträge aus irgend einem Anlaß der Nichtbeobachtung betrifft, so spreche ich davon nicht, als von etwas Gewöhnlichem; sondern ich spreche von denen die aus außergewöhnlichen Anlässen gebrochen werden, und da glaube ich nach dem was ich angeführt, daß das Volk weniger Fehler begeht als der Fürst und man sich darum mehr auf jenes als auf den Fürsten verlassen kann.

Sechzigstes Kapitel.

Daß das Consulat und jedes andre obrigkeitliche Amt in Rom ohne Rücksicht auf Alter vergeben wurde.

Man sieht aus dem Verlauf der Geschichte daß die römische Republik, nachdem das Consulat zum niedern Volke gelangt war, dasselbe ihren Bürgern

ohne Rückſicht auf Alter oder Geburt verlieh, daß auch eine Rückſicht auf das Alter in Rom überhaupt niemals ſtattfand, ſondern immer die Tüchtigkeit aufgeſucht wurde, mochte ſie nun bei einem Jünglinge oder einem Greiſe zu finden ſein. Man ſieht dies durch Valerius Corvinus beſtätigt, der mit dreiundzwanzig Jahren Conſul wurde; und in einer Rede an ſeine Soldaten ſagte derſelbe Valerius, das Conſulat ſei praemium virtutis non sanguinis. Ob dieſe Sache wohl überlegt war oder nicht, darüber ließe ſich ſehr Vieles ſagen. Und zwar wurde, was die Geburt betrifft, darin aus Nothwendigkeit nachgegeben, und dieſe Nothwendigkeit die in Rom beſtand würde in jeder Stadt vorhanden ſein welche die Erfolge haben wollte die Rom hatte, wie anderwärts geſagt worden; weil man den Menſchen nicht Beſchwerden ohne Belohnung auferlegen und ihnen nicht ohne Gefahr die Hoffnung benehmen kann die Belohnung zu erhalten. Und es war darum bei guter Zeit nöthig daß das Volk die Hoffnung hegte das Conſulat zu bekommen, und es zehrte eine Weile von dieſer Hoffnung, ohne es zu beſitzen. Nachher genügte die Hoffnung nicht mehr, ſondern man mußte zur Erfüllung ſchreiten. Der Staat freilich der ſein niederes Volk zu keiner ruhmwürdigen Unternehmung verwendet kann es nach ſeinem Gutdünken behandeln, wie anderwärts auseinandergeſetzt worden; der aber welcher ausrichten will was Rom ausrichtete darf keinen ſolchen Unterſchied machen. Und dies angenommen, iſt gegen den Unterſchied der Jahre Nichts zu ſagen, er iſt ſogar nothwendig; denn bei Erwählung eines Jünglings zu einer Stelle welche die Klugheit eines Greiſes erfordert muß, wenn ihn die Menge wählen ſoll, ihm irgend eine herrliche That die er verrichtet zu dieſer Stelle verhelfen. Und wenn ein Jüngling ſolche Vorzüge beſitzt daß er ſich bei irgend einer bedeutenden Sache hervorgethan hat, ſo wäre es etwas höchſt Nachtheiliges, wenn der Staat ſich ſeiner nicht ſogleich bedienen könnte und warten müßte, bis die Geiſtesfriſche in ihm gealtert wäre, und die Raſchheit, von der ſein Vaterland in dieſem Alter Nutzen ziehen könnte, wie Rom von Valerius Corvinus zog, von Scipio, von Pompejus und vielen Andern welche ganz jung triumphirten.

Niccolo Machiavelli's Erörterungen

über die erste Dekade des Titus Livius

an

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai.

Zweites Buch.

Die Menschen rühmen immer, aber nicht immer mit Grund, die alten Zeiten und klagen die gegenwärtigen an, und sind in solchem Grade parteiisch für das Vergangene daß sie nicht allein die Zeitalter preisen die ihnen aus den Nachrichten welche die Schriftsteller davon hinterlassen haben bekannt sind, sondern auch die welche sie, wenn sie schon alt sind, in ihrer Jugend gesehen zu haben sich erinnern. Und wenn diese ihre Meinung falsch sein sollte, wie sie es in den meisten Fällen ist, so bilde ich mir ein daß es verschiedene Ursachen giebt welche sie zu dieser Täuschung führen. Und zwar ist die erste, wie ich glaube, die, daß man von den alten Zuständen nicht völlig die Wahrheit erfährt und daß bei ihnen in den meisten Fällen die Dinge verborgen bleiben welche jenen Zeiten Schande bringen würden, die aber welche ihnen Ruhm eintragen können glänzend und mit größter Ausführlichkeit dargestellt werden. Denn die meisten Schriftsteller gehorchen so sehr dem Glücke der Sieger, daß sie um ihre Siege ruhmvoll zu machen nicht allein das was von ihnen selbst Tapferes vollführt worden ist vergrößern, sondern auch die Thaten der Feinde in einer Weise verherrlichen daß Jeder der später in einem der beiden Länder, dem siegreichen oder dem besiegten, geboren wird Ursache hat sich über jene Menschen und jene Zeiten zu verwundern und gezwungen ist sie im höchsten Grade zu rühmen und zu lieben. Da ferner die Menschen ein Ding entweder aus Furcht oder aus Neid hassen, fallen bei den vergangenen Dingen die beiden mächtigsten Ursachen des Hasses fort, da sie dir nicht schaden können und dir keine Veranlassung zu Neid geben. Das Gegentheil aber ist bei den Dingen der Fall die man unter den Händen und vor Augen hat, die, weil sie dir wegen der vollkommenen Kenntniß derselben in keinem Punkte verborgen sind und du bei ihnen neben dem Guten auch vieles Andere kennst was

dir mißfällt, du als den alten weit nachstehend zu erachten gezwungen bist, sollten auch vielleicht die gegenwärtigen in Wahrheit viel mehr Ruhm und Ehre als jene verdienen; womit ich keine Gegenstände der Kunst meine, die so viel Klarheit in sich haben daß die Zeit dem Ruhme den sie an sich selbst verdienen wenig mehr zusetzen oder nehmen kann, sondern von den auf das Leben und die Sitten der Menschen bezüglichen rede, von denen man keine so deutlichen Zeugnisse sieht. Ich wiederhole daher daß diese vorbeschriebene Gewohnheit des Lobens und Tadelns allerdings besteht, daß es aber auch nicht immer wahr ist daß man sich dabei irrt. Denn nothwendig muß man manchmal die Wahrheit urtheilen, weil ja die menschlichen Dinge fortwährend in Bewegung sind und also entweder steigen oder fallen. Und so sieht man eine Stadt oder ein Land von irgend einem ausgezeichneten Manne für das Staatsleben geordnet und durch das Verdienst dieses Ordners eine Zeit lang immer weiter zum Besseren fortschreiten. Wer da in einem solchen Staate geboren wird und etwa die alten Zeiten über die neuen erheben will, der ist im Irrthum, und sein Irrthum entsteht aus den oben angegebenen Ursachen. Diejenigen aber welche nachher in dieser Stadt oder diesem Lande geboren werden, wenn die Zeit gekommen ist wo sie zum Schlechteren herabsinkt, irren sich dann nicht. Und wenn ich bedenke wie diese Dinge verlaufen, so erachte ich daß es in der Welt immer auf dieselbe Art zugegangen und eben so viel Gutes wie Schlimmes in ihr gewesen ist, daß aber dieses Schlimme und dieses Gute von Land zu Land wechselt, wie man dies aus demjenigen sieht was man von den alten Königreichen weiß, die nach dem Wechsel der Sitten von Einem zum Andern übergingen, während die Welt die nämliche blieb, nur mit dem Unterschiede daß während sie früher ihre Tüchtigkeit in Assyrien gehabt, sie diese nun nach Medien verpflanzte, dann nach Persien, bis sie endlich nach Italien und Rom gelangte, und wenn nach der römischen Herrschaft keine Herrschaft mehr gefolgt ist welche Dauer gehabt und worin die Welt ihre ganze Tüchtigkeit vereinigt hätte, so sieht man diese gleichwohl unter verschiedenen Nationen zerstreut, bei denen ein kräftiges Leben erblühte, wie das fränkische Reich, das türkische Reich, das des Sultans und heute die Völker Deutschlands, und vorher jener saracenische Stamm, der soviel Großes verrichtete und einen so großen Theil der Erde in Besitz nahm, nachdem er das oströmische Reich zerstört hatte. In allen diesen Ländern also ist, nachdem die Römer zu Grunde gegangen sind, und in allen diesen Stämmen jene Tüchtigkeit vorhanden gewesen und ist es in einem Theile derselben noch, nach der man verlangt und der mit gerechtem Lobe gepriesen wird. Und wer in diesen geboren wird und die vergangenen Zeiten über die gegenwärtigen setzt, der könnte sich vielleicht täuschen; wer aber in Italien und in Griechenland geboren wird und nicht in Italien ein Nordischgesinnter oder in Griechenland Türke geworden ist, hat Grund seine Zeiten zu tadeln und die andern zu loben, denn in den andern sind Dinge genug die sie bewundernswürdig machen, in diesen ist aber Nichts was sie von der äußersten Erbärmlichkeit, Schmach und Schande loskaufte, denn keine Beobachtung der Religion noch der Gesetze noch der Kriegszucht herrscht darin, sondern sie sind befleckt mit Unflat jeder Art. Und um so abscheulicher sind diese Laster, je mehr sie bei denen zu finden sind welche auf Richterstühlen sitzen, Jedermann befehlen und im Staube verehrt sein wollen. Jedoch zu unserer Auseinandersetzung zurückkehrend sage ich, daß wenn das Urtheil der Menschen bestochen ist in der Beurtheilung ob das gegenwärtige

oder das frühere Jahrhundert besser sei, in Dingen von denen sie
ihres Alters keine vollständige Kenntniß haben erlangen können, wie
von ihren Zeiten besitzen, es sich nicht bei alten Leuten bestechen lassen
in Beurtheilung der Zeiten ihrer Jugend und ihres Alters, da sie jen
diese gleicherweise gekannt und gesehen haben. Auch würde dies wirkli
Fall sein, wenn die Menschen zu allen Zeiten ihres Lebens dasselbe U
hätten und dieselben Neigungen besäßen. Da sich diese aber veränder
können, obschon sich die Zeiten nicht verändern, diese doch den Menschen
als dieselben erscheinen, weil sie eben andre Neigungen, andre Vergnügu
andre Anschauungen im Alter als in der Jugend haben. Denn d
Menschen, wenn sie alt werden, an Kräften abnehmen und an Urthei
Einsicht wachsen, so müssen die Dinge welche ihnen in der Jugend ertr
und gut scheinen sich dann wenn sie altern nothwendig als unerträglic
schlecht herausstellen, und während sie ihr Urtheil deswegen anklagen s
klagen sie die Zeiten an. Da außerdem die Begierden der Menschen
sättlich sind, weil sie von der Natur die Kraft und die Neigung haben
zu wünschen und vom Schicksal das Vermögen wenig davon zu erre
so entspringt daraus fortdauernd eine Mißbefriedigung in den mensch
Gemüthern und ein Ekel an den Dingen die sie besitzen, was sie die g
wärtigen Zeiten tadeln, die vergangenen loben und die zukünftigen h
wünschen läßt, ohne eigentlich von einem vernünftigen Grunde dazu ben
zu werden. Ich weiß darum nicht ob ich zu denen welche sich im Irr
befinden gerechnet zu werden verdiene, wenn ich in diesen meinen Erört
gen die Zeiten der alten Römer zu sehr loben und die unsrigen tadeln n
Und wahrlich, wenn die Tugend die damals herrschte und das Laste
jetzt herrscht nicht klarer wären als die Sonne, so würde ich in m
Worten zurückhaltender sein, aus Besorgniß in den Irrthum zu ger
dessen ich Manche beschuldige. Da jedoch die Sache so offenkundig is
Jedermann sie sieht, so werde ich kühn sein, indem ich offen heraussage
ich von jenen und von diesen Zeiten weiß, damit die Herzen der Jüng
welche diese meine Schriften lesen werden sich von den letzteren abwe
und sich vorbereiten können jene nachzuahmen, so oft ihnen das Sc
dazu Gelegenheit bietet. Denn es ist Pflicht eines rechtschaffenen Me
das Gute welches er wegen der Ungunst der Zeiten und des Glückes
nicht hat ausführen können Andern zu lehren, damit wenn Viele dessen
sind, einer der vom Himmel mehr Geliebten es ins Werk setzen könne.
nachdem ich in den Erörterungen des vorigen Buches von den Entsche
gen der Römer gesprochen habe die sich auf das Innere der Stadt bez
werden wir in diesem Buche von denjenigen reden welche das römische
in Beziehung auf die Vergrößerung seiner Herrschaft traf.

Erstes Kapitel.

Was mehr die Ursache der Herrschaft war die die Römer errangen, Ver
oder Glück.

Viele, unter denen sich auch Plutarch, ein sehr gewichtiger Schrifts
befindet, sind der Ansicht gewesen daß das römische Volk bei Erlan

seiner Herrschaft mehr vom Glücke als von seinem Verdienste unterstützt worden sei. Und unter den andern Gründen die er dafür angiebt sagt er, das eigene Geständniß dieses Volks beweise daß es alle seine Siege auf das Glück zurückgeführt habe, da es mehr Tempel dem Glücke als irgend einer andern Gottheit erbaut. Und Livius scheint sich dieser Ansicht anzuschließen, da es selten vorkommt daß er einen Römer reden läßt, ohne daß er, wo er von der Tapferkeit spricht, zugleich auch des Glückes gedächte. Ich will mich aber dazu in keiner Weise bekennen, und glaube auch nicht daß es sich aufrechterhalten läßt. Denn wenn niemals eine Republik gefunden worden ist, welche die Fortschritte gemacht hätte die Rom machte, so kommt dies daher daß nie eine Republik gefunden worden ist, welche darauf eingerichtet gewesen wäre solche Eroberungen machen zu können wie Rom. Denn die Tapferkeit der Heere ließ sie die Herrschaft erringen und die Art ihres Vorgehens und ihr eigenthümliches, von ihrem ersten Gesetzgeber gefundenes Verfahren ließ sie das Errungene behaupten, wie unten ausführlich in mehreren Erörterungen auseinandergesetzt werden wird. Jene sagen, der Umstand daß es niemals zwei recht bedeutende Kriege zu gleicher Zeit zu führen gehabt habe sei Glück und nicht Verdienst des römischen Volks gewesen; denn sie bekamen keinen Krieg mit den Latinern, als bis sie die Samniter nicht sowohl niedergeworfen als sich vielmehr so mit ihnen gestellt daß der Krieg von den Römern zur Vertheidigung derselben geführt wurde. Sie kämpften nicht mit den Etruskern, ehe sie nicht die Latiner unterjocht und die Samniter durch die häufigen Niederlagen fast ganz entkräftet hatten; während wenn sich zwei von diesen gesammten Mächten, als sie noch frisch waren, zusammengethan hätten, sich mit Leichtigkeit der sichere Schluß ziehen läßt daß der Untergang der römischen Republik die Folge davon gewesen wäre. Aber wie das auch gekommen sein mag, niemals traf es sich daß sie zwei bedeutende Kriege zu derselben Zeit hatten, vielmehr schien es immer als ob bei Entstehung des einen der andre erlösche oder bei Erlöschen des einen der andre entstünde. Es läßt sich dies leicht aus dem Verlauf der von ihnen geführten Kriege ersehen. Läßt man nämlich die bei Seite welche sie vor der Einnahme Roms durch die Gallier führten, so sieht man daß während sie mit den Aequern und Volskern kämpften, niemals so lange diese Völker mächtig waren sich andere Völkerschaften gegen sie erhoben. Nach Bezwingung dieser brach der Krieg gegen die Samniter aus, und obwohl sich, ehe noch dieser Krieg beendigt war, die latinischen Völker gegen die Römer empörten, waren gleichwohl, als diese Empörung erfolgte, die Samniter im Bunde mit Rom und halfen mit ihrem Heere den Römern den Uebermuth der Latiner brechen. Nachdem diese bezwungen waren, ging der Krieg mit Samnium wieder los. Als durch viele den Samnitern beigebrachte Niederlagen, deren Kräfte gebrochen waren, brach der Krieg mit den Etruskern aus, nach dessen Beilegung sich die Samniter in Folge des Zuges des Pyrrhus nach Italien aufs Neue erhoben. Als dieser zurückgeschlagen und wieder nach Griechenland geschickt war, fingen sie den ersten Krieg mit den Karthagern an, und kaum war dieser Krieg beendigt, als alle Gallier, diesseit wie jenseit der Alpen, sich gegen die Römer verschworen, bis sie zwischen Popolonia und Pisa, da wo heute der Thurm von San Vincenti steht, mit gewaltiger Niederlage aufs Haupt geschlagen wurden. Nach Beendigung dieses Krieges hatten sie während eines Zeitraums von zwanzig Jahren keinen Krieg von großer Bedeutung, da sie mit Niemanden weiter als mit den Ligurern und

oder das frühere Jahrhundert besser sei, in Dingen von denen sie wegen ihres Alters keine vollständige Kenntniß haben erlangen können, wie sie sie von ihren Zeiten besitzen, es sich nicht bei alten Leuten bestechen lassen müßte in Beurtheilung der Zeiten ihrer Jugend und ihres Alters, da sie jene wie diese gleicherweise gekannt und gesehen haben. Auch würde dies wirklich der Fall sein, wenn die Menschen zu allen Zeiten ihres Lebens dasselbe Urtheil hätten und dieselben Neigungen besäßen. Da sich diese aber verändern, so können, obschon sich die Zeiten nicht verändern, diese doch den Menschen nicht als dieselben erscheinen, weil sie eben andre Neigungen, andre Vergnügungen, andre Anschauungen im Alter als in der Jugend haben. Denn da die Menschen, wenn sie alt werden, an Kräften abnehmen und an Urtheil und Einsicht wachsen, so müssen die Dinge welche ihnen in der Jugend erträglich und gut scheinen sich dann wenn sie altern nothwendig als unerträglich und schlecht herausstellen, und während sie ihr Urtheil deswegen anklagen sollten, klagen sie die Zeiten an. Da außerdem die Begierden der Menschen unersättlich sind, weil sie von der Natur die Kraft und die Neigung haben Alles zu wünschen und vom Schicksal das Vermögen wenig davon zu erreichen, so entspringt daraus fortdauernd eine Mißbefriedigung in den menschlichen Gemüthern und ein Ekel an den Dingen die sie besitzen, was sie die gegenwärtigen Zeiten tadeln, die vergangenen loben und die zukünftigen herbeiwünschen läßt, ohne eigentlich von einem vernünftigen Grunde dazu bewogen zu werden. Ich weiß darum nicht ob ich zu denen welche sich im Irrthum befinden gerechnet zu werden verdiene, wenn ich in diesen meinen Erörterungen die Zeiten der alten Römer zu sehr loben und die unsrigen tadeln werde. Und wahrlich, wenn die Tugend die damals herrschte und das Laster das jetzt herrscht nicht klarer wären als die Sonne, so würde ich in meinen Worten zurückhaltender sein, aus Besorgniß in den Irrthum zu gerathen dessen ich Manche beschuldige. Da jedoch die Sache so offenkundig ist daß Jedermann sie sieht, so werde ich kühn sein, indem ich offen heraussage was ich von jenen und von diesen Zeiten weiß, damit die Herzen der Jünglinge welche diese meine Schriften lesen werden sich von den letzteren abwenden und sich vorbereiten können jene nachzuahmen, so oft ihnen das Schicksal dazu Gelegenheit bietet. Denn es ist Pflicht eines rechtschaffenen Mannes das Gute welches er wegen der Ungunst der Zeiten und des Glückes selbst nicht hat ausführen können Andern zu lehren, damit wenn Viele dessen fähig sind, einer der vom Himmel mehr Geliebten es ins Werk setzen könne. Und nachdem ich in den Erörterungen des vorigen Buches von den Entscheidungen der Römer gesprochen habe die sich auf das Innere der Stadt beziehen, werden wir in diesem Buche von denjenigen reden welche das römische Volk in Beziehung auf die Vergrößerung seiner Herrschaft traf.

Erstes Kapitel.

Was mehr die Ursache der Herrschaft war die die Römer errangen, Verdienst oder Glück.

Viele, unter denen sich auch Plutarch, ein sehr gewichtiger Schriftsteller, befindet, sind der Ansicht gewesen daß das römische Volk bei Erlangung

seiner Herrschaft mehr vom Glücke als von seinem Verdienste unterstützt worden sei. Und unter den andern Gründen die er dafür angiebt sagt er, das eigene Geständniß dieses Volks beweise daß es alle seine Siege auf das Glück zurückgeführt habe, da es mehr Tempel dem Glücke als irgend einer andern Gottheit erbaut. Und Livius scheint sich dieser Ansicht anzuschließen, da es selten vorkommt daß er einen Römer reden läßt, ohne daß er, wo er von der Tapferkeit spricht, zugleich auch des Glückes gedächte. Ich will mich aber dazu in keiner Weise bekennen, und glaube auch nicht daß es sich aufrechterhalten läßt. Denn wenn niemals eine Republik gefunden worden ist, welche die Fortschritte gemacht hätte die Rom machte, so kommt dies daher daß nie eine Republik gefunden worden ist, welche darauf eingerichtet gewesen wäre solche Eroberungen machen zu können wie Rom. Denn die Tapferkeit der Heere ließ sie die Herrschaft erringen und die Art ihres Vorgehens und ihr eigenthümliches, von ihrem ersten Gesetzgeber gefundenes Verfahren ließ sie das Errungene behaupten, wie unten ausführlich in mehreren Erörterungen auseinandergesetzt werden wird. Jene sagen, der Umstand daß es niemals zwei recht bedeutende Kriege zu gleicher Zeit zu führen gehabt habe sei Glück und nicht Verdienst des römischen Volks gewesen; denn sie bekamen keinen Krieg mit den Latinern, als bis sie die Samniter nicht sowohl niedergeworfen als sich vielmehr so mit ihnen gestellt daß der Krieg von den Römern zur Vertheidigung derselben geführt wurde. Sie kämpften nicht mit den Etruskern, ehe sie nicht die Latiner unterjocht und die Samniter durch die häufigen Niederlagen fast ganz entkräftet hatten; während wenn sich zwei von diesen gesammten Mächten, als sie noch frisch waren, zusammengethan hätten, sich mit Leichtigkeit der sichere Schluß ziehen läßt daß der Untergang der römischen Republik die Folge davon gewesen wäre. Aber wie das auch gekommen sein mag, niemals traf es sich daß sie zwei bedeutende Kriege zu derselben Zeit hatten, vielmehr schien es immer als ob bei Entstehung des einen der andre erlösche oder bei Erlöschen des einen der andre entstünde. Es läßt sich dies leicht aus dem Verlauf der von ihnen geführten Kriege ersehen. Läßt man nämlich die bei Seite welche sie vor der Einnahme Roms durch die Gallier führten, so sieht man daß während sie mit den Aequern und Volskern kämpften, niemals so lange diese Völker mächtig waren sich andere Völkerschaften gegen sie erhoben. Nach Bezwingung dieser brach der Krieg gegen die Samniter aus, und obwohl sich, ehe noch dieser Krieg beendigt war, die latinischen Völker gegen die Römer empörten, waren gleichwohl, als diese Empörung erfolgte, die Samniter im Bunde mit Rom und halfen mit ihrem Heere den Römern den Uebermuth der Latiner brechen. Nachdem diese bezwungen waren, ging der Krieg mit Samnium wieder los. Als durch viele den Samnitern beigebrachte Niederlagen. deren Kräfte gebrochen waren, brach der Krieg mit den Etruskern aus, nach dessen Beilegung sich die Samniter in Folge des Zuges des Pyrrhus nach Italien aufs Neue erhoben. Als dieser zurückgeschlagen und wieder nach Griechenland geschickt war, fingen sie den ersten Krieg mit den Karthagern an, und kaum war dieser Krieg beendigt, als alle Gallier, diesseit wie jenseit der Alpen, sich gegen die Römer verschworen, bis sie zwischen Popolonia und Pisa, da wo heute der Thurm von San Vincenti steht, mit gewaltiger Niederlage aufs Haupt geschlagen wurden. Nach Beendigung dieses Krieges hatten sie während eines Zeitraums von zwanzig Jahren keinen Krieg von großer Bedeutung, da sie mit Niemanden weiter als mit den Ligurern und

mit dem Reste der Gallier in der Lombardei kämpften. Und so blieb es bis der zweite karthagische Krieg ausbrach, der Italien sechzehn Jahre lang beschäftigt hielt. Als dieser auf das Ruhmvollste beendigt war, kam der macedonische Krieg, und nach dessen Beendigung der mit Antiochus und Asien. Und nach diesem Siege blieb in der ganzen Welt kein Fürst und keine Republik übrig, die für sich allein oder alle zusammen sich der römischen Macht hätten widersetzen können. Wer aber vor diesem letzten Siege den Verlauf dieser Kriege und die Art ihres Vorgehens betrachtet, der wird darin mit dem Glücke eine ausnehmende Tapferkeit und Klugheit verbunden sehen. So daß wenn man nach der Ursache eines solchen Glückes forscht, man sie leicht finden wird; weil es eine ausgemachte Sache ist daß wenn ein Fürst oder ein Volk zu so großem Rufe gelangt daß sich jeder benachbarte Fürst und jedes benachbarte Volk für sich allein ihn anzugreifen scheut und sich vor ihm fürchtet, es keinem jemals einfallen wird ihn anders als nothgedrungen anzugreifen; dergestalt daß es fast wie in der Wahl jenes Mächtigen steht Krieg zu führen mit welchen von seinen Nachbarn ihm beliebt und die übrigen geschickt zu beruhigen. Theils in Rücksicht auf seine Macht, theils getäuscht durch die Mittel die er anwenden wird um sie einzuschläfern, beruhigen sich diese denn auch leicht, und die andern Machthaber, die entlegen sind und in keinem Verkehr mit ihm stehen, betrachten die Sache als fernliegend und sie nichts angehend; und in diesem Irrthum beharren sie so lange bis das Feuer ihnen nahe rückt und haben dann kein Mittel es zu löschen außer den eigenen Kräften, die dann nicht genügen, da Jener bereits übermächtig geworden ist. Ich will nicht dabei verweilen daß die Samniter ruhig zusahen wie die Volsker und die Aequer vom römischen Volke besiegt wurden, und um nicht zu weitschweifig zu werden mich an die Karthager halten, die zur Zeit als die Römer mit den Samnitern und Etruskern kämpften in großer Macht und großem Ansehn standen, da sie bereits ganz Afrika besaßen, Sardinien und Sicilien besaßen, auch über einen Theil von Spanien geboten. Diese ihre Macht nun in Verbindung mit der Abgelegenheit ihrer Grenzen vom römischen Volke bewirkte daß sie nie daran dachten dasselbe anzugreifen noch den Samnitern und Etruskern zu Hülfe zu kommen, es vielmehr machten wie man es bei Dingen macht die im Wachsen sind, indem sie sich zu seinen Gunsten mit ihm verbanden und sich um seine Freundschaft bewarben. Und nicht eher wurden sie des begangenen Fehlers inne, als bis die Römer nach Unterwerfung aller zwischen ihnen und den Karthagern wohnenden Völker mit ihnen um die Herrschaft über Sicilien und Spanien zu kämpfen begannen. Das Nämliche wie den Karthagern begegnete den Galliern, und ebenso dem König Philipp von Macedonien und Antiochus, und Jeder von diesen dachte, während das römische Volk mit dem Andern beschäftigt war, dieser Andere werde es überwinden und es sei noch Zeit sich auf friedlichem oder kriegerischem Wege vor ihm zu schützen. So daß ich glaube daß das Glück welches die Römer in dieser Beziehung hatten alle Fürsten haben würden, welche so wie die Römer verführen und dieselbe Tapferkeit wie sie besäßen. Wir würden bei dieser Gelegenheit das Verfahren aufzuzeigen haben welches vom römischen Volke beim Eindringen in die Länder eines anderen beobachtet wurde, wenn wir nicht in unserer Abhandlung von den Fürstenthümern des Breiteren davon gesprochen hätten, indem dieser Gegenstand dort ausführlich erörtert worden ist. Ich will nur das kurz anführen, daß sie sich immer bemühten in den neuen Ländern irgend

eine befreundete Macht zu haben, die ihnen als Leiter oder Pforte zum Ersteigen oder Eindringen oder als Mittel zum Festhalten derselben diente, wie man sie vermittelst der Capuaner in Samnium, der Camertiner in Etrurien, der Saguntiner in Spanien, des Masinissa in Afrika, der Aetoler in Griechenland, des Eumenes und andrer Fürsten in Asien, der Massilier und Häduer in Gallien eindringen sieht. Und so fehlt es ihnen nie an dergleichen Stützen, um sich ihre Unternehmungen sowohl bei Eroberung der Länder als bei Festhaltung derselben erleichtern zu können. Und die Völker welche dies beobachten werden sehen daß sie weniger des Glückes bedürfen, als jene welche nicht gehörig darauf achten. Damit aber Jeder recht deutlich einsehen könne wie viel mehr ihr Verdienst als ihr Glück vermochte um diese Herrschaft zu erringen, werden wir im folgenden Kapitel auseinandersetzen von welcher Beschaffenheit die Völker waren mit denen sie zu kämpfen hatten und mit welcher Hartnäckigkeit sie ihre Freiheit vertheidigten.

Zweites Kapitel.

Mit was für Völkern die Römer zu kämpfen hatten und wie hartnäckig dieselben ihre Freiheit vertheidigten.

Nichts machte den Römern die Ueberwindung der umwohnenden Völker und eines Theiles der entfernten Länder mühevoller als die Liebe die viele Völker in jenen Zeiten zur Freiheit hatten, die sie so hartnäckig vertheidigten daß sie sich niemals anders als durch eine ausnehmende Tapferkeit hätten überwinden lassen. Denn aus vielen Beispielen sieht man welchen Gefahren sie sich aussetzten um diese zu behaupten oder wiederzuerlangen, welche Rache sie an denen nahmen die sie ihnen geraubt hatten. Man erkennt auch beim Lesen der Geschichte, welchen Schaden die Völker und die Städte durch die Knechtschaft erleiden. Und während es in unsern Zeiten nur ein einziges Land giebt von dem man sagen kann daß darin freie Städte sind, waren in den alten Zeiten in allen Ländern sehr viele ganz freie Völker. Man sieht wie es zu den Zeiten von denen wir gegenwärtig sprechen in Italien von den Alpen an die jetzt Toscana von der Lombardei scheiden bis zur Spitze Italiens viele freie Völker gab, wie die Etrusker, die Römer, die Samniter und viele andere Völker die in dem übrigen Italien wohnten. Auch wird nie gesagt daß dort irgend ein König gewesen wäre, außer denen welche in Rom herrschten und dem etrurischen Könige Porsena, von welchem die Geschichte nicht meldet wie sein Stamm erloschen ist. Man sieht aber wohl daß in den Zeiten wo die Römer Veji belagerten Etrurien frei war und sich seiner Freiheit so sehr freute und den Fürstennamen so sehr haßte, daß als die Vejenter behufs ihrer Vertheidigung einen König in Veji eingesetzt hatten und bei den Etruskern um Hülfe gegen die Römer baten, diese nach vielen Berathschlagungen sich entschieden den Vejentern keine Hülfe zu leisten, so lange sie unter einem Könige stünden, indem sie meinten, es sei nicht wohlgethan das Vaterland derer zu vertheidigen die es schon selbst einem Andern unterworfen hätten. Auch ist es ein Leichtes einzusehen woraus

diese Neigung zu einem freien Leben bei den Völkern entspringt, da die Erfahrung zeigt daß die Städte an Gebiet wie an Reichthum immer nur zugenommen haben so lange sie sich in Freiheit befanden. Und es ist wahrhaft wunderbar, wenn man betrachtet zu welcher Größe Athen in einem Zeitraum von hundert Jahren gelangt ist, nachdem es sich von der Tyrannei des Pisistratus befreit hatte. Aber das Allerwunderbarste ist, wenn man betrachtet zu welcher Größe Rom gelangte, nachdem es sich von seinen Königen befreit. Die Ursache ist leicht zu begreifen, da nicht das Einzelwohl sondern das Gemeinwohl es ist was die Städte groß macht. Und ohne Zweifel wird dieses Gemeinwohl nur in den Republiken gewahrt, weil Alles was zu dessen Förderung dient ausgeführt wird, und wenn es auch zum Schaden dieses oder jenes Einzelnen gereichen sollte, derer die dadurch gewinnen so viele sind daß sie trotz der Abneigung der Wenigen die darunter leiden es durchführen können. Das Gegentheil tritt ein, wenn ein Fürst da ist, wo in den meisten Fällen das was ihm nützt der Stadt schadet und was der Stadt nützt ihm schadet. So daß also sobald eine Tyrannenherrschaft sich über ein freies Staatsleben erhebt, das geringste Uebel welches daraus für diese Städte hervorgehen kann darin besteht daß sie nicht mehr vorwärts kommen und in Macht oder Reichthum nicht mehr wachsen; in den meisten Fällen aber, ja immer wird es ihnen begegnen daß sie zurückgehen. Und wenn das Schicksal wollte daß ein tüchtiger Alleinherrscher darin aufstünde, der durch Muth und Kriegsgeschick ihr Gebiet erweiterte, so würde daraus für den Staat kein Nutzen entspringen, sondern nur für ihn selbst, weil er keinem Braven und Guten unter den Bürgern die er tyrannisirt bevorzugen kann, wenn er sie sich nicht selbst verdächtig machen will. Auch kann er die Städte die er erobert nicht der Stadt deren Tyrann er ist unterwerfen oder zinspflichtig machen, weil sie mächtig zu machen nicht sein Vortheil ist, sondern sein Vortheil darin besteht den Staat getheilt zu erhalten und daß jede Ortschaft und jedes Land ihn als Herrn anerkenne. So daß von seinen Eroberungen er allein und nicht sein Vaterland Nutzen zieht. Und wer diesen Satz durch unzählige andere Gründe bestätigen will, der lese den Xenophon in seiner Abhandlung De tyrannide. Es ist mithin kein Wunder daß die alten Völker die Tyrannen mit solchem Hasse verfolgten und das freie Staatsleben liebten und daß der Name der Freiheit bei ihnen so hoch geschätzt wurde; wie es denn vorkam daß als Hieronymus, der Neffe Hiero's von Syrakus, in Syrakus getödtet worden war, bei Empfang dieser Nachricht sein Heer, das nicht weit von Syrakus stand, zuerst aufrührerisch zu werden und gegen die Mörder desselben zu den Waffen zu greifen begann, als es aber hörte daß man in Syrakus Freiheit rufe, von diesem Worte gelockt sich völlig beruhigte, den Zorn gegen die Tyrannmörder ablegte und nur darauf sann wie sich in jener Stadt ein freies Staatsleben begründen ließe. Es ist auch kein Wunder daß die Völker außerordentliche Rache an denen nehmen die ihnen die Freiheit geraubt haben. Wir haben davon zahlreiche Beispiele gehabt, von denen ich nur eins anzuführen gedenke, das sich in Corcyra, einer Stadt Griechenlands, zur Zeit des peloponnesischen Krieges zutrug; wo, da das Land in zwei Parteien gespalten war, von denen die eine den Athenern, die andre den Spartanern anhing, es vorkam daß in vielen Städten, die in sich gespalten waren, ein Theil die Freundschaft Spartas, der andre die Athens suchte; und da es sich nun traf daß in besagter Stadt die Adligen das Uebergewicht hatten und dem Volke die Freiheit

nahmen, so gewann die Volkspartei vermittelst der Athener wieder Kräfte und sperrte, nachdem sie sich des gesammten Adels bemächtigt, denselben in ein Alle fassendes Gefängniß ein, aus dem man sie zu acht oder zehn jedesmal, unter dem Vorgeben sie nach verschiedenen Gegenden in die Verbannung schicken zu wollen, hervorzog und diese dann auf vielerlei grausame Arten ums Leben brachte. Als die noch Uebriggebliebenen dies merkten, beschlossen sie so viel in ihren Kräften stehe diesem schmählichen Tode zu entgehen, bewaffneten sich mit Allem womit sie konnten und vertheidigten, sich gegen die eintreten Wollenden zur Wehr setzend, den Eingang des Gefängnisses; dergestalt daß das Volk, das sich auf diesen Lärm zusammenrottete, den oberen Theil des Gebäudes abdeckte und sie unter den Trümmern begrub. Es ereigneten sich in dem genannten Lande noch viele andre gleich schreckliche und merkwürdige Fälle, so daß man sieht wie wahr es ist, daß man mit größerer Heftigkeit eine wirklich geraubte Freiheit rächt als eine welche hat geraubt werden sollen. Wenn ich nun bedenke woher es wohl kommen mag, daß in jenen alten Zeiten die Völker mehr Liebe zur Freiheit gehabt haben als in diesen, so glaube ich, es kommt von derselben Ursache her welche die Menschen jetzt weniger tapfer macht, und diese ist, glaube ich, die Verschiedenheit unserer Erziehung von der alten, die sich auf die Verschiedenheit unserer und der alten Religion gründet. Denn da uns unsre Religion die Wahrheit und den rechten Weg gezeigt hat, läßt sie uns die Ehre der Welt geringer schätzen, weshalb die Heiden, welche sie sehr hoch schätzten und das höchste Gut darein setzten, in ihren Thaten kühner waren. Es läßt sich dies aus vielen ihrer Einrichtungen erkennen, von der Pracht ihrer Opfer im Vergleich mit der Demuth der unsrigen an, bei denen ein mehr zierlicher als prachtvoller Aufwand herrscht, aber keine wilde oder kühne Handlung vorkommt. Dort fehlte der Aufwand nicht noch die Pracht der Ceremonien, es kam aber noch die Handlung des blutigen und grausamen Opfers hinzu, da eine Menge von Thieren dabei abgeschlachtet wurde, ein Anblick der durch seine Schrecklichkeit die Menschen ihm ähnlich machte. Die alte Religion sprach überdies nur die Menschen selig welche weltlichen Glanzes voll waren, wie Führer der Heere und Lenker der Staaten. Unsere Religion hat mehr die demüthigen und beschaulichen Menschen verklärt, als die handelnden. Sie hat ferner das höchste Gut in die Demuth, die Niedrigkeit und die Verachtung des Irdischen gesetzt; die andre setzte es in Geistesgröße, Körperstärke und alles Andre was geeignet ist die Menschen recht tapfer zu machen. Und wenn unsere Religion verlangt daß du Stärke in dir habest, so will sie mehr daß du geschickt seiest zu leiden, als eine tapfere That zu verrichten. Diese Art zu leben scheint also die Welt schwach gemacht und sich als Beute den Bösewichtern anheimgegeben zu haben, welche mit Sicherheit über sie schalten können, da sie sehen wie die große Masse der Menschheit, um ins Paradies zu kommen, mehr darauf bedacht ist ihre Mißhandlungen zu dulden, als sie zu rächen. Obwohl es indessen scheint als sei die Welt weibisch geworden und der Himmel entwaffnet, so kommt dies doch ohne Zweifel mehr von der Erbärmlichkeit der Menschen her, die unsre Religion mehr zu Gunsten des Müßigganges als der Thatkraft ausgelegt haben. Denn wenn sie bedächten wie dieselbe die Erhöhung und Vertheidigung des Vaterlandes gestattet, so würden sie einsehen daß sie will daß wir es lieben und ehren und uns in den Stand setzen sollen es vertheidigen zu können. Diese Erziehungen und diese falschen Auslegungen machen es also, daß man in der Welt nicht mehr so

viele Republiken sieht als man ehemals sah und folglich auch bei den Völkern nicht so viele Liebe zur Freiheit findet wie damals. Obschon ich noch mehr glauben möchte, die Ursache davon sei die, daß das römische Reich mit seinen Waffen und seiner Größe alle Republiken und alles Bürgerleben vernichtete. Und obwohl sich dieses Reich dann aufgelöst hat, so haben sich die Städte doch noch nicht wieder zusammenfinden und für das Bürgerleben einrichten können, außer an ganz wenigen Stellen dieses Reiches. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls fanden die Römer in jedem auch noch so kleinen Theile der Erde einen Bund von wohlbewaffneten und zur hartnäckigsten Vertheidigung ihrer Freiheit entschlossenen Republiken. Und dies läßt darauf schließen daß sie das römische Volk ohne eine seltene und ganz ausnehmende Tapferkeit niemals hätte überwinden können. Und um ein Beispiel von einem Mitgliede derselben zu geben, soll mir das Beispiel der Samniter genügen, von denen es wunderbar scheint, wie auch Titus Livius bekennt, daß sie so stark und ihre Heere so mächtig waren, daß sie bis zu der Zeit des Consuls Papirius Cursor, des Sohnes des ersten Papirius, einen Zeitraum von sechsundvierzig Jahren, nach so vielen Niederlagen, so vielen Zerstörungen von Städten und so vielen Verwüstungen ihres Landes den Römern Widerstand zu leisten vermocht haben. Zumal wenn man sieht wie das Land, das so viele Städte und Menschen zählte, jetzt fast unbewohnt ist; und damals war solche Ordnung und Kraft darin daß es unüberwindlich war, wäre es nicht von römischer Tapferkeit angegriffen worden. Und es ist leicht einzusehen woraus diese Ordnung entstand und woraus neue Unordnung hervorgeht, indem eben Alles von der damaligen Freiheit und der jetzigen Knechtschaft kommt. Denn die Städte und Länder die in jeder Beziehung frei leben machen, wie ich oben sagte, überall die größten Fortschritte. Dort sieht man nämlich die stärksten Bevölkerungen, weil die Ehen freier und den Menschen begehrenswerther sind, indem Jeder gern so viel Kinder zeugt als er ernähren zu können glaubt, ohne fürchten zu müssen daß ihm sein Erbtheil genommen werde, Kinder von denen er weiß daß sie nicht allein als Freie und nicht als Sclaven geboren werden, sondern daß sie sich durch ihre Verdienste zu den Ersten des Staates aufschwingen können. Man sieht dort die Reichthümer in größerem Maaße sich vermehren, sowohl die welche vom Landbau als die welche von den Gewerben herrühren, weil Jeder gern das vermehrt und die Güter zu erwerben sucht die er, wenn er sie erworben, genießen zu können glaubt. Daher kommt es daß die Menschen wetteifernd auf das eigene und auf das Gesammtwohl sinnen und daß eins wie das andre in staunenerregender Weise wächst. Das Gegentheil von all dem tritt in den Ländern ein die in Knechtschaft leben, und das gewohnte Wohlbefinden fehlt ihnen um so mehr, je härter ihre Knechtschaft ist. Von allen harten Knechtschaften ist aber die härteste die welche dich einer Republik unterwirft, einmal weil sie dauernder ist und weniger Hoffnung gewährt sie los zu werden, dann weil die Republik das Streben hat, um ihren eigenen Körper wachsen zu machen, alle andern Staatskörper zu entnerven und zu schwächen. Dies thut ein Fürst der dich unterwirft nicht, wofern es nicht ein barbarischer Fürst ist, ein Länderverwüster und Zerstörer aller bürgerlichen Ordnungen unter den Menschen, wie es die orientalischen Fürsten sind. Hat er aber menschliche und natürliche Gesinnung in sich, so liebt er meist seine untergebenen Städte gleichmäßig und läßt ihnen alle ihre Gewerbe und fast alle ihre alten Einrichtungen; so daß sie, wenn sie nicht wachsen können wie

freie, doch auch nicht zu Grunde gehen wie in Knechtschaft befindliche, Knechtschaft meine ich in welche die Städte kommen, wenn sie einem Fremden anheimfallen, da ich von der unter einem ihrer Bürger oben sprach. Wer demnach alles Gesagte überlegt, wird sich nicht wundern über die Macht welche die Samniter hatten, als sie frei waren, und über die Schwäche in die sie fielen, als sie dann abhängig wurden, und Titus Livius bezeugt dies an mehreren Stellen und besonders beim Kriege mit Hannibal, wo er zeigt wie die Samniter, als sie von einer Legion Soldaten, die in Nola stand, hart bedrängt wurden, Gesandte an Hannibal schickten, um ihn zu bitten daß er ihnen zu Hülfe käme. Diese sagten denn in ihrer Rede, sie hätten hundert Jahre lang mit ihren eigenen Soldaten und ihren eigenen Anführern gegen die Römer gekämpft und oftmals gegen zwei consularische Heere und zwei Consuln Stand gehalten, und seien jetzt so weit herabgekommen daß sie sich kaum vor einer kleinen römischen Legion schützen könnten, die in Nola stehe.

Drittes Kapitel.

Rom wurde dadurch eine große Stadt daß es die benachbarten Städte zerstörte und die Fremden ohne Schwierigkeit zu seinen Ehrenstellen zuließ.

Crescit interea Roma Albae ruinis. Wer den Plan hat daß eine Stadt zu einer großen Herrschaft gelangen soll, muß mit allem Fleiß dahin streben sie mit Bewohnern anzufüllen, weil es ihm ohne solchen Ueberfluß an Menschen nie gelingen wird eine Stadt groß zu machen. Dies geschieht auf zweierlei Art, mit Güte und mit Gewalt. Mit Güte, indem man den Fremden welche ihren Wohnsitz darin zu nehmen beabsichtigen die Wege offen und sicher hält, damit Jedermann gern darin wohne. Mit Gewalt, indem man die Nachbarstädte niederreißt und die Bewohner derselben nach der eigenen Stadt versetzt. Und dies wurde in Rom dergestalt beobachtet daß zur Zeit des sechsten Königs achtzigtausend waffenfähige Männer in Rom wohnten. Denn die Römer wollten es machen wie der gute Landwirth, der damit eine Pflanze stark werde und ihre Früchte ansetzen und zur Reife bringen könne, ihr die ersten Zweige die sie treibt abschneidet, auf daß die in dem Stamme der Pflanze zurückgebliebene Kraft mit der Zeit desto frischere und fruchtbarere hervorbringe. Und daß dieses Mittel um groß zu werden und Herrschaft zu gewinnen nothwendig und gut war, beweist das Beispiel Spartas und Athens, zweier wohlbewaffneter und mit den vortrefflichsten Gesetzen versehener Republiken, die es trotzdem nicht zu der Größe der römischen Herrschaft brachten; und Rom schien aufrührerischer und nicht so wohl geordnet wie diese. Es läßt sich dafür keine andere Ursache angeben als die vorhin angeführte, indem Rom, weil es auf jenen beiden Wegen den Körper seiner Stadt angeschwellt, einst zweihundertundachtzigtausend Mann unter Waffen stellen konnte, während Sparta und Athen niemals zwanzigtausend Jedes überschritten. Es kam dies nicht daher daß die Lage Roms günstiger gewesen wäre als die Lage Jener, sondern allein von der verschiedenen Art des Verfahrens. Denn indem Lykurg, der Gründer der

spartanischen Republik, erwog daß Nichts seine Gesetze leichter auflösen könne als die Vermischung mit neuen Bewohnern, that er Alles damit die Fremden dort nicht zu verkehren hätten, und traf außerdem daß er sie nicht zur Ehe, zum Bürgerrecht und den übrigen Verbindungen welche die Menschen zusammenführen zuließ, die Einrichtung daß in seiner Republik Münzen von Leder gebraucht würden, um einem Jeden das Verlangen zu benehmen Waaren oder irgend ein Gewerbe dahin zu bringen; dergestalt daß diese Stadt an Einwohnern niemals stark werden konnte. Und da alle unsere Thätigkeiten Nachahmungen der Natur sind, so ist es nicht möglich und nicht natürlich daß ein dünner Stamm einen starken Ast trage. Darum kann eine kleine Republik keine Städte und keine Reiche erobern die stärker und ausgedehnter sind als sie; und wenn sie doch deren erobert, ergeht es ihr wie dem Baume der einen stärkeren Ast als Stamm hat, daß ihn nämlich, weil er ihn nur mit Mühe tragen kann, der kleinste Windstoß umbricht; wie man sieht daß es in Sparta eintrat, gegen das sich, nachdem es alle Städte Griechenlands unterworfen, kaum Theben empört hatte, als alle übrigen Städte gleichfalls abfielen und der Stamm allein ohne Zweige blieb. Dies konnte Rom nicht begegnen, da es einen so starken Stamm hatte daß es jeden Zweig mit Leichtigkeit tragen konnte. Diese Art des Verfahrens also, nebst den übrigen von denen unten die Rede sein wird, machten Rom groß und machtvoll. Was Livius mit zwei Worten bezeichnet, wenn er sagt: Crescit interea Roma Albae ruinis.

Viertes Kapitel.

Die Republiken haben hinsichtlich ihrer Vergrößerung drei Wege eingeschlagen.

Wer aufmerksam die alte Geschichte betrachtet hat, der findet daß die Republiken drei Wege einschlugen um groß zu werden. Der eine war der den die alten Toscaner inne hielten, einen Bund von mehreren Republiken zu schließen, worin keine wäre die die andre an Ansehn oder Rang überträfe, und beim Erobern die neuen Städte sich zu Genossinnen zu machen, ähnlich wie es in jetziger Zeit die Schweizer thun und wie es in alten Zeiten die Achäer und die Aetoler in Griechenland thaten. Und da die Römer mit den Etruskern viele Kriege führten, so will ich, um diese Beschaffenheit dieses ersten Verfahrens deutlicher zu zeigen, mich darauf einlassen genauere Nachricht davon zu geben. Vor der römischen Herrschaft waren in Italien die Etrusker zu Wasser und zu Lande die Mächtigsten, und obwohl wir von ihren Thaten keine besondere Geschichte haben, ist doch noch einiges wenige Andenken und manches Zeichen ihrer Größe übrig, und man weiß daß sie nach dem oberen Meere eine Colonie, Adria genannt, sandten, die so ansehnlich wurde daß sie dem Meere den Namen gab, welches die Lateiner noch das adriatische nennen. Man sieht auch daß ihren Waffen gehorcht wurde vom Tiber bis an den Fuß der Alpen, die jetzt den Haupttheil Italiens umgeben, wiewohl schon zweihundert Jahre ehe die Römer zu großer Stärke anwuchsen besagte Etrusker die Herrschaft über den Landstrich verloren der

heute die Lombardei heißt, indem dieses Land von den Galliern besetzt wurde, die entweder durch Noth getrieben oder von der Süßigkeit der Früchte und namentlich des Weines gelockt unter ihrem Anführer Bellovesus nach Italien kamen und nachdem sie die Bevölkerung geschlagen und verjagt sich in der Gegend niederließen, wo sie viele Städte erbauten und das Land Gallien nannten, nach dem Namen den sie damals hatten und bis zu ihrer Ueberwindung durch die Römer behielten. In jener Gleichheit lebten also die Etrusker und verfuhren bei ihrer Ausdehnung auf die erste Art welche oben genannt ist; und zwar waren es zwölf Städte, darunter Chiusi, Veji, Fiesole, Arezzo, Volterra und ähnliche, die vermittelst eines Bundes ihr Reich beherrschten; aus Italien konnten sie jedoch mit ihren Eroberungen nicht hinausgehen, und auch von diesem blieb ein großer Theil unberührt, aus den Ursachen welche wir unten angeben werden. Der zweite Weg ist, sich Genossen zu schaffen, jedoch nicht so daß dir nicht der Rang des Befehlenden, der Sitz der Regierung und der Name für die Unternehmungen verbleibe, welchen Weg die Römer verfolgten. Der dritte Weg ist, sich unmittelbar Unterthanen, nicht Genossen zu schaffen, wie es die Spartaner und die Athener machten. Von diesen drei Wegen ist der letzte ganz unnütz, wie man sieht daß er es bei den genannten beiden Republiken war, die durch nichts Andres zu Grunde gingen als dadurch daß sie ein Gebiet an sich gebracht hatten das sie nicht behaupten konnten. Denn es auf sich zu nehmen Städte mit Gewalt regieren zu müssen, zumal solche welche in Freiheit zu leben gewohnt waren, ist ein schwieriges und mühseliges Ding. Und wenn du nicht bewaffnet, und zwar stark mit Waffen versehen bist, kannst du sie nicht beherrschen noch lenken. Und um dies zu sein, ist es eben nothwendig dir Genossen zu schaffen, die dir deine Stadt mit Volk anfüllen helfen. Und weil jene beiden Städte weder das Eine noch das Andre thaten, war ihre Verfahrungsweise nutzlos. Weil aber Rom, welches das Muster für den zweiten Weg ist, Eins wie das Andre that, darum stieg es zu so ausnehmender Macht empor. Und weil es die einzige Stadt war die so verfuhr, ist es auch die einzige gewesen die so mächtig wurde; denn da es sich zahlreiche Bundesgenossen durch ganz Italien geschaffen, die in vielen Dingen nach einerlei Gesetzen mit ihnen lebten, und andrerseits, wie oben gesagt, sich stets den Sitz der Regierung und das Recht zu befehlen vorbehalten hatte, so kamen seine Bundesgenossen, ohne daß sie es gewahr wurden, dahin daß sie mit ihrem Schweiße und ihrem Blute sich selbst unterjochten. Denn wie die Römer anfingen mit ihren Heeren aus Italien herauszugehen und die Königreiche in Provinzen zu verwandeln und sich diejenigen zu Unterthanen zu machen welche, weil sie gewohnt waren unter Königen zu leben, sich Nichts daraus machten Unterthanen zu werden, und da sie römische Statthalter hatten und von Heeren unter römischem Namen überwunden worden waren, keinen andern Oberherrn anerkannten als Rom; da sahen sich denn die Bundesgenossen Roms, die in Italien waren, mit einem Male von römischen Unterthanen eingeschlossen und von einer ungeheuren Stadt wie Rom war erdrückt, und als sie die Täuschung gewahr wurden in der sie gelebt, war keine Zeit mehr dagegen einzuschreiten, so viel Macht hatte Rom durch die auswärtigen Provinzen gewonnen und so viel Kraft besaß es in seinem Schooße durch die sehr starke Bevölkerung der Stadt und das zahlreiche Kriegsheer. Und obwohl jene Bundesgenossen, um die Unbill zu rächen, sich gegen dasselbe verschworen, waren sie doch im Kriege bald die

Verlierer und verschlimmerten ihre Lage, indem sie aus Bundesgenossen gleichfalls Unterthanen wurden. Diese Verfahrungsweise ist, wie gesagt, nur von den Römern beobachtet worden, und eine Republik die groß werden will kann keinen andern Weg einschlagen, da uns die Erfahrung keinen sichereren und richtigeren gezeigt hat. Die zuerst angeführte Weise eines Bundes, wie die Etrusker, die Achäer und die Aetoler lebten und heut die Schweizer leben, ist nächst der der Römer die beste, denn da sie sich dabei nicht sehr ausdehnen können, folgt daraus zweierlei Gutes, erstens daß du dir nicht so leicht einen Krieg auf den Hals ziehst, zweitens daß du so viel du gewinnst mit Leichtigkeit festhältst. Die Ursache weshalb sie sich nicht ausdehnen können liegt darin daß es eine getheilte Republik ist, die an verschiedenen Orten ihren Sitz hat, was ihnen die Berathungen und Entschließungen schwer macht. Es bewirkt auch daß sie kein Verlangen danach tragen zu herrschen, denn weil es viele Gemeinwesen sind die an dieser Herrschaft theilnehmen würden, so schätzen sie eine solche Erwerbung nicht so hoch wie eine einzelne Republik thut, welche sie ganz zu genießen hofft. Außerdem regieren sie sich durch eine Versammlung, und müssen also langsamer zu jedem Beschlusse kommen als die welche innerhalb derselben Ringmauer wohnen. Die Erfahrung zeigt auch daß diese Verfahrungsweise ihre feste Grenze hat, für deren Ueberschreitung wir kein Beispiel haben, und diese ist, sich zu zwölf oder vierzehn Gemeinwesen zu verbinden, danach keine weitere Ausdehnung zu suchen; denn wenn sie die Stufe erreicht haben wo sie sich gegen Jeden vertheidigen zu können glauben, begehren sie kein größeres Gebiet, sowohl weil die Nothwendigkeit sie nicht zwingt mehr Macht zu besitzen, als auch weil sie aus den oben genannten Gründen keinen Vortheil in Eroberungen erblicken, da sie Eins von Beidem thun müßten, entweder fortfahren sich Genossen zu schaffen, und diese Menge würde Verwirrung hervorbringen, oder sie müßten sich Unterthanen schaffen; und da sie dabei Schwierigkeiten sehen und keinen großen Vortheil dabei welche zu haben, so liegt ihnen Nichts daran. Deshalb wenden sie sich, sobald sie zu einer solchen Anzahl angewachsen sind daß sie in Sicherheit leben zu können glauben, zu zwei Dingen, erstens Schutzbefohlene anzunehmen und Schirmherren zu werden und auf diese Weise von allen Seiten Geld zu ziehen, welches sie leicht unter einander vertheilen können, und zweitens für Andere Kriegsdienste zu thun und Löhnung von diesem und jenem Fürsten zu empfangen, der sie für seine Unternehmungen miethet, wie man es heute die Schweizer thun sieht, und wie man liest daß es die Obengenannten thaten. Das bezeugt Titus Livius, wo er erwähnt, daß als König Philipp von Macedonien zur Unterredung mit Titus Quinctius Flamininus kam und in Gegenwart eines Prätors der Aetoler über einen Vergleich unterhandelte, in einem Wortwechsel in welchen besagter Prätor mit Philipp gerieth ihm von diesem Habsucht und Treulosigkeit vorgeworfen wurde, indem er sagte, die Aetoler schämten sich nicht mit Einem ins Feld zu ziehen und dann ihre Leute auch in den Dienst des Feindes zu schicken, so daß man oft in zwei einander gegenüberstehenden Heeren die ätolischen Feldzeichen sähe. Man erkennt hieraus wie diese Verfahrungsweise mittelst eines Bundes immer dieselbe gewesen ist und dieselben Folgen gehabt hat. Man sieht auch daß das Verfahren, sich Unterthanen zu schaffen, immer schwach gewesen und wenig Vortheil gebracht hat, und wenn sie nur das Maaß dabei überschritten, sie schleunigst untergegangen sind. Und wenn dieses Verfahren, sich Unterthanen zu schaffen, bei bewaff-

neten Republiken unvortheilhaft ist, so ist es ganz unvortheilhaft bei den waffenlosen, wie in unseren Zeiten die Republiken Italiens waren. Man ersieht also daß der richtige Weg der ist welchen die Römer einschlugen, der um so bewundernswürdiger ist als vor Rom kein Beispiel dafür vorhanden war und nach Rom Keiner gewesen ist der ihm nachgeahmt hätte. Und was den Bund betrifft, so findet man nur die Schweizer, und den schwäbischen Bund der ihnen nachahmt. Und wie beim Schlusse dieses Gegenstandes gesagt werden wird, sind so viele von Rom getroffene Einrichtungen, sowohl auf die innern wie auf die äußern Angelegenheiten bezügliche, in unsern gegenwärtigen Zeiten nicht nur nicht nachgeahmt, sondern ist überhaupt gar Nichts auf sie gegeben worden, indem man sie theils für unwahr, theils für unausführbar, theils für unpassend und unnütz hielt; so daß wir in dieser Unwissenheit verharrend die Beute eines Jeden sind der Lust gehabt hat in dieses Land einzufallen. Und wenn die Nachahmung der Römer schwierig erschiene, so dürfte es nicht in gleichem Grade die der alten Toscaner erscheinen, zumal für die neuen Toscaner. Denn wenn diese aus den angegebenen Ursachen keine Herrschaft gleich der Roms gründen konnten, so konnten sie doch die Macht in Italien erringen welche ihre Verfahrungsweise ihnen erlaubte. Und diese war ihnen eine lange Zeit hindurch gesichert, unter höchstem Glanze der Herrschaft und der Waffenmacht und größtem Ruhme ihrer Sitten und Religion. Diese Macht und dieser Glanz wurde zuerst durch die Gallier vermindert, dann durch die Römer vernichtet, und so vernichtet daß, obschon die Macht der Toscaner vor zweitausend Jahren eine bedeutende gewesen, jetzt kaum noch eine Erinnerung daran übrig ist. Und dies hat mich auf den Gedanken geführt, woher dieses Vergessen der Dinge kommen möge, wie im folgenden Kapitel erörtert werden wird.

Fünftes Kapitel.

Daß der Wechsel der Religionen und der Sprachen, verbunden mit dem Eintritt von Ueberschwemmungen und Pesten, das Andenken der Dinge auslöscht.

Den Philosophen welche gemeint haben die Welt sei von Ewigkeit gewesen könnte man, glaube ich, erwidern, daß wenn ein so hohes Alter seine Richtigkeit hätte, vernünftiger Weise unsere Erinnerung mehr als fünftausend Jahre umfassen müßte; sähe man nicht wie diese Erinnerungen an vergangene Zeiten durch verschiedene Ursachen, die theils von den Menschen theils vom Himmel herrühren, ausgelöscht werden. Die von den Menschen herrühren, sind die Veränderungen der Religionen und der Sprachen. Denn wenn eine neue Secte, d. h. eine neue Religion, aufkommt, ist ihr erstes Bestreben, um sich Ansehn zu schaffen, die alte zu vernichten, und wenn es sich trifft daß die Stifter der neuen Secte eine andre Sprache reden, vernichten sie sie mit Leichtigkeit. Man sieht dies, wenn man das Verfahren betrachtet welches die christliche Religion gegen die heidnische eingeschlagen, indem sie alle Einrichtungen, alle Gebräuche derselben abgeschafft und jede Erinnerung an jene alte Gottesgelahrtheit ausgelöscht hat. Es ist wahr daß

es ihr nicht gelungen ist die Kenntniß der Thaten ihrer ausgezeichneten Männer gänzlich zu vernichten, dies ist aber daher gekommen daß sie die lateinische Sprache beibehielt, was man nothgedrungen that, da man das neue Gesetz in selbiger schreiben mußte. Denn wenn man es hätte in einer neuen Sprache schreiben können, würden wir in Anbetracht der übrigen Verfolgungen die man vornahm gar keine Nachricht von den vergangenen Dingen mehr übrig haben. Und wenn man liest wie der heilige Gregor und die übrigen Häupter der christlichen Religion verfuhren, wird man sehen mit welcher Hartnäckigkeit sie alle Erinnerungen an das Alterthum verfolgten, indem sie die Werke der Dichter und Geschichtsschreiber verbrannten, die Bildwerke zerstörten und Alles verwüsteten was irgend Zeugniß vom Alterthum geben konnte. So daß wenn zu dieser Verfolgung noch eine neue Sprache hinzugekommen wäre, man in kürzester Frist Alles würde haben in Vergessenheit kommen sehen. Es ist daher zu glauben daß das was die christliche Religion gegen die heidnische zu thun bemüht war die heidnische gegen diejenige that welche ihr vorherging. Und weil diese Religionssecten in fünf- bis sechstausend Jahren zwei oder drei Mal wechselten, ging die Erinnerung an das vor jener Zeit Geschehene verloren. Und wenn wirklich noch eine Spur davon übrig ist, so betrachtet man diese als eine fabelhafte Sache und schenkt ihr keinen Glauben, wie es der Geschichte Diodors von Sicilien ergeht, die obwohl sie von vierzig- bis funfzigtausend Jahren berichtet, gleichwohl, wie ich auch glaube daß sie es ist, für lügenhaft gehalten wird. Was die Ursachen betrifft die vom Himmel herrühren, so sind es diejenigen welche das menschliche Geschlecht vernichten und die Bewohner eines Welttheils auf Wenige zurückbringen. Und zwar geschieht dies entweder durch Pest oder durch Hungersnoth oder durch eine Wasserüberschwemmung, und am wichtigsten ist diese letztere, sowohl weil sie am allgemeinsten ist als auch weil die welche sich retten alles Bergbewohner und rohe Leute sind, die weil sie keine Kenntniß irgend welches Alterthums haben, sie ihren Nachkommen nicht hinterlassen können. Und wenn sich darunter Einer rettete der eine solche Kenntniß besäße, so hält er sie geheim, um sich Ansehn und Namen zu machen, und benutzt sie nach seinem Gefallen, so daß den Nachkömmlingen davon nur so viel bleibt als er aufzuschreiben für gut gefunden hat, und nichts Anderes. Daß aber solche Ueberschwemmungen, Pestilenzen und Hungersnöthe kommen ist, glaube ich, nicht zu bezweifeln, sowohl weil alle Geschichtsbücher davon voll sind, als auch weil man die Wirkung davon in der Vergessenheit der Dinge sieht und weil es begründet scheint daß es so ist; denn wie die Natur bei den einfachen Körpern oft, wenn sich viel überflüssiger Stoff darin angesammelt hat, von selbst eine Bewegung macht und eine Reinigung vornimmt, welche zum Heile dieses Körpers ist, so geschieht es auch bei diesem zusammengesetzten Körper des Menschengeschlechts, daß wenn alle Länder dergestalt mit Bewohnern angefüllt sind daß sie nicht leben und auch nicht anderswohin ziehen können, weil alle Orte besetzt und gefüllt sind, und wenn die List und Bosheit der Menschen so hoch gestiegen ist als sie steigen kann, sich die Welt nothwendig auf eine der drei Arten reinigen muß, damit die Menschen, nachdem sie zusammengeschmolzen und gedemüthigt sind, bequemer leben und besser werden. So war, wie oben gesagt ward, Etrurien einst mächtig, voll Religion und Tapferkeit, hatte seine eigenen Sitten und seine vaterländische Sprache, und dies alles ist von der rö-

ischen Macht vernichtet worden, so daß, wie gesagt, nur das Gedächtniß des Namens von ihm übrig geblieben ist.

Sechstes Kapitel.

Wie die Römer bei der Kriegführung verfuhren.

Nachdem wir erörtert wie die Römer bei der Gebietsvergrößerung zu Werke gingen, wollen wir nun auseinandersetzen wie sie bei der Kriegführung verfuhren, und man wird bei allem ihrem Thun sehen mit welcher Klugheit sie von dem allgemeinen Gebrauche der Uebrigen abwichen, um sich den Weg zu einer ungeheuren Größe zu bahnen. Die Absicht dessen der aus freier Wahl oder aus Ehrgeiz Krieg führt ist, zu erobern und das Eroberte zu behaupten, und dabei in einer Weise zu verfahren daß er sein Heimathsland und seine Vaterstadt bereichere aber nicht verarme. Es ist also beim Erobern wie beim Behaupten nöthig darauf bedacht zu sein daß man nicht viel ausgebe, vielmehr Alles zum Vortheile seines Staates wende. Wer das Alles bewirken will, muß die Methode und Verfahrungsweise der Römer anwenden, welche zunächst darin bestand die Kriege, wie die Franzosen sagen, kurz und derb zu führen; indem sie mit mächtigen Heeren ins Feld rückend alle Kriege die sie mit den Latinern, Samnitern und Etruskern hatten in kürzester Zeit abmachten. Und wenn man alle die sie von Roms Beginn bis zur Belagerung von Veji führten betrachtet, so wird man sie alle einen in sechs, einen in zehn, einen in zwanzig Tagen beendigt sehen. Denn ihre Gewohnheit war folgende: so wie der Krieg erklärt war, rückten sie mit den Heeren aus dem Feinde entgegen und lieferten sofort die Schlacht. War sie gewonnen, so erboten sich die Feinde, um ihr Gebiet nicht ganz verwüsten zu lassen, zu Bedingungen und die Römer verurtheilten sie zur Abtretung von Ländereien, die sie dann zum Vortheil Einzelner verwandten oder einer Kolonie überwiesen, welche an den Grenzen Jener angelegt eine Schutzwache für das römische Gebiet wurde, zum Vortheil der Kolonisten die diese Felder bekamen, und zum Vortheil des römischen Gemeinwesens, das ohne Kosten diese Schutzwache erhielt. Auch konnte dieses Verfahren nicht sicherer, kräftiger oder vortheilhafter sein. Denn so lange die Feinde nicht im Felde standen, genügte diese Wache, und sobald sie mit starker Macht anrückten um die Kolonie zu überwältigen, rückten auch die Römer mit starker Macht heran und boten ihnen die Schlacht, schlugen und gewannen sie und kehrten, nachdem sie ihnen härtere Bedingungen auferlegt, wieder nach Hause zurück. So gewannen sie allmählich Ansehn über sie und Kraft in sich selbst. Diese Weise behielten sie bei, bis sie ihr Verfahren im Kriege änderten, und dies geschah nach der Belagerung von Veji, bei der sie, um Kriege von längerer Dauer führen zu können, die Einrichtung trafen die Soldaten zu bezahlen, was sie früher, weil es der Kürze der Kriege wegen nicht nöthig war, nicht gethan hatten. Obschon aber die Römer nun Sold zahlten und kraft dessen längere Kriege führen konnten, auch weil sie sie in weiterer Ferne führten die Nothwendigkeit sie länger im Felde hielt, so gingen sie trotzdem nie von

ihrer anfänglichen Einrichtung ab sie je nach Ort und Zeit schnell zu beendigen, und gingen auch von der Aussendung von Kolonien nicht ab. Denn bei der ursprünglichen Einrichtung in Bezug auf die Kürze der Kriege hielt sie, außer ihrer natürlichen Gewohnheit, der Ehrgeiz der Consuln fest, die weil sie nur ein Jahr im Amt und von diesem Jahre sechs Monate im Lager zu sein hatten, den Krieg beendigen wollten um triumphiren zu können. Bei der Aussendung der Kolonien hielt sie die Nützlichkeit fest und der große Vortheil der daraus entsprang. Eine kleine Veränderung trafen sie allerdings hinsichtlich der Beute, mit der sie nicht mehr so freigebig waren wie sie zuerst gewesen, sowohl weil es ihnen nicht mehr so nöthig schien, da die Soldaten ihre Löhnung bekamen, als auch weil sie mit der jetzt größer werdenden Beute das Staatsvermögen so anschwellen wollten daß sie nicht nöthig hätten für ihre Unternehmungen der Stadt Abgaben aufzuerlegen; eine Einrichtung die den Staatsschatz in kurzer Zeit außerordentlich bereicherte. Diese beiden Verfahrungsweisen also, in Bezug auf die Vertheilung der Beute und in Bezug auf die Aussendung von Kolonien, machten daß Rom vom Kriege reich wurde, während die andern Fürsten und Republiken durch ihre Unklugheit verarmen. Und die Sache kam so weit daß ein Consul nicht triumphiren zu können glaubte, wenn er bei seinem Triumphe nicht eine Menge Gold und Silber und Beute aller andern Art in den Schatz brächte. So wurden die Römer durch die obengenannten Mittel und durch die schnelle Beendigung der Kriege, indem sie sich begnügten ihre Feinde durch Niederlagen und Streifzüge und vortheilhafte Vergleiche im Laufe der Zeit zu ermatten, immer reicher und mächtiger.

Siebentes Kapitel.

Wie viel Land die Römer jedem Kolonisten gaben.

Wie viel Land die Römer jedem Kolonisten zutheilten scheint mir sehr schwierig in Wahrheit auszumitteln. Denn ich glaube, sie gaben mehr oder weniger, je nach der Gegend wohin sie die Kolonien sandten. Und man kommt zu der Ansicht daß sie auf alle Fälle und in jeder Gegend bei der Vertheilung sparsam waren; erstens um mehr Menschen schicken zu können, weil sie zur Bewachung des Landes hingesandt wurden, dann weil sie bei ihrem ärmlichen Leben zu Hause natürlich nicht wünschen konnten daß ihre Leute draußen zu viel Ueberfluß hätten. Und zwar sagt Titus Livius, nach Einnahme Veji's habe man eine Kolonie hingesandt und einem Jeden drei Morgen und sieben Unzen Landes gegeben, das ist nach unserem Maaße . . . . Denn außer dem oben Angeführten waren sie der Meinung daß es weniger auf die Größe des Ackers, als auf die gute Bebauung ankomme. Freilich ist es nöthig daß jede Kolonie öffentliche Ländereien besitzt, wo Jeder sein Vieh weiden, und Wälder, aus denen er Holz zum Brennen nehmen kann, Dinge ohne die sich keine Kolonie einrichten kann.

Achtes Kapitel.

Die Ursache weshalb die Völker ihre väterlichen Wohnsitze verlassen und fremdes Gebiet überschwemmen.

Nachdem oben von der Verfahrungsweise die Rede gewesen welche die Römer im Kriege beobachteten, und davon daß die Etrusker von den Galliern überfallen wurden, scheint es mir dem Gegenstande nicht fremd zu erörtern, daß es zwei Gattungen von Kriegen giebt. Die eine wird geführt aus Ehrgeiz der Fürsten oder der Republiken, die ihre Herrschaft auszubreiten suchen, welcher Art die Kriege waren die Alexander der Große und die die Römer führten, und die Jeder der eine Macht besitzt mit dem Besitzer einer andern führt. Diese Kriege sind gefährlich, vertreiben aber nicht ganz die Bewohner eines Landes, weil sich der Sieger mit dem Gehorsam der Völker begnügt und sie in den meisten Fällen unter ihren Gesetzen und stets mit ihrem Eigenthum und in ihren Besitzungen leben läßt. Die andre Gattung des Krieges entsteht, wenn ein ganzes Volk mit allen seinen Familien, durch Hunger oder durch Krieg gezwungen, aus einer Gegend aufbricht und einen neuen Wohnsitz und ein neues Land aufzusuchen geht, nicht um darüber zu herrschen, wie die Obigen, sondern um es ganz als sein Eigenthum zu besitzen und seine alten Bewohner daraus zu vertreiben oder zu tödten. Dieser Krieg ist der grausamste und schrecklichste. Und von solchen Kriegen spricht Sallust am Schlusse des Jugurthinischen, wo er erwähnt daß man nach Besiegung des Jugurtha den Aufbruch der Gallier erfuhr, die nach Italien kamen; indem er sagt, mit allen andern Nationen habe das römische Volk nur darum gekämpft, wer herrschen solle, mit den Galliern aber stets um das Leben jedes Einzelnen. Denn ein Fürst oder eine Republik, die ein Land angreift, begnügt sich damit die zu vernichten welche herrschen, solche Völkerschaften dagegen müssen jeden Einzelnen tödten, weil sie von dem leben wollen wovon der Andre lebte. Die Römer hatten drei solche höchst gefährliche Kriege. Der erste war der, als Rom eingenommen wurde, was durch jene Gallier geschah die, wie oben gesagt wurde, den alten Toscanern die Lombardei genommen und daraus ihren Wohnsitz gemacht hatten; ein Krieg für den Titus Livius zwei Ursachen anführt: erstens daß sie, wie gesagt, von der Süßigkeit der Früchte und des Weins in Italien, woran es ihnen in Gallien fehlte, angelockt wurden, zweitens daß, weil sich das gallische Reich auf eine solche Menge Menschen vermehrt daß sie sich nicht mehr ernähren konnten, die Fürsten jener Gegenden es für nöthig erachteten daß ein Theil derselben ein neues Land für sich suche; und nachdem dieser Entschluß gefaßt war, wählten sie zu Anführern derer welche fortziehen sollten, den Bellovesus und den Sigovesus, zwei gallische Könige, von denen Bellovesus nach Italien kam und Sigovesus nach Spanien ging. Der Zug dieses Bellovesus hatte die Eroberung der Lombardei zur Folge, und diese den Krieg welchen die Gallier zuerst gegen Rom führten. Auf diesen folgte der welchen die Römer nach dem ersten karthagischen Kriege unternahmen, als sie zwischen Piombino und Pisa über zweimalhunderttausend Gallier erschlugen. Der dritte fand statt, als die Deutschen und die Cimbern nach Italien kamen, die nachdem sie mehrere römische Heere geschlagen, von Marius überwunden wurden. Die Römer trugen also bei diesen drei höchst

gefährlichen Kriegen den Sieg davon. Und es war auch keine geringere Tapferkeit als die ihrige nöthig um darin zu siegen; denn man sieht nachher, als die römische Tapferkeit schwand und jene Waffen ihre alte Kraft verloren, wie das Reich von dergleichen Völkern zerstört wurde, nämlich von Gothen, Vandalen und ähnlichen, die das ganze abendländische Reich eroberten. Solche Völker ziehen aus ihrer Heimat, wie oben gesagt ward, von der Nothwendigkeit vertrieben, und die Nothwendigkeit entsteht entweder aus Hunger oder aus Krieg und Unterdrückung, die sie in ihrer Heimat trifft, so daß sie neue Wohnorte zu suchen gezwungen sind. Und diese sind nun entweder eine große Anzahl, und dringen dann mit Gewalt in die Wohnsitze Anderer ein, tödten die Bewohner, nehmen ihre Güter in Besitz, gründen ein neues Reich und verändern den Namen des Landes, wie Moses that und die Völker welche das römische Reich eroberten. Denn die neuen Namen, die man in Italien und den andern Ländern findet, kommen von nichts Änderm als davon daß dieselben von den neuen Eroberern so genannt worden sind, wie die Lombardei, welche cisalpinisches Gallien, Frankreich, welches transalpinisches Gallien hieß und heute nach den Franken genannt wird, weil so das Volk hieß das es eroberte; Slavonien hieß Illyrien, Ungarn Pannonien, England Britannien, und so haben viele andre Länder ihren Namen geändert, welche ermüdend sein würde aufzuzählen. Auch Moses nannte den von ihm eroberten Theil Syriens Judäa. Und da ich oben sagte daß solche Völker manchmal durch Krieg aus ihrer Heimat vertrieben werden, welcher sie neue Wohnsitze zu suchen zwingt, so will ich dafür das Beispiel der Marusier anführen, eines von Alters her in Syrien ansässigen Volkes, das als es das Hebräervolk ankommen sah und ihm nicht widerstehen zu können glaubte, es für besser hielt sich selbst zu retten und seine Heimat zu verlassen, als um diese zu retten auch sich zu verderben, und mit seinen Familien aufbrechend nach Afrika ging, wo es seinen Wohnsitz aufschlug, indem es die Bewohner forttrieb die es in jenen Gegenden fand. Und so vermochten die welche ihr eigenes Land nicht hatten vertheidigen können ein fremdes zu erobern. Und Procop, welcher den Krieg beschreibt den Belisar mit den Vandalen, den Eroberern Afrikas, führte, erzählt, er habe in den Gegenden wo diese Marusier wohnten auf gewissen Säulen Worte geschrieben gefunden, welche lauteten: Nos Marusii, qui fugimus a facie Jesu latronis filii Navae, woraus die Ursache ihres Abzuges aus Syrien erhellt. Es ist demnach ein solches Volk höchst furchtbar, weil es von der äußersten Noth getrieben wird, und wenn es nicht auf tüchtige Waffen stößt, wird ihm nie widerstanden werden. Wenn aber deren welche ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden nicht viele sind, so sind sie nicht so gefährlich wie die Völker von denen die Rede war; weil sie nicht solche Gewalt anwenden können, sondern durch Kunst eine Gegend in Besitz nehmen und nach erlangtem Besitz mittelst guter Freunde und Verbündeter sich darin zu erhalten suchen müssen, wie man sieht daß Aeneas, Dido, die Massilier und Aehnliche thaten, welche sich alle nur durch die Einwilligung der Nachbarn da wo sie sich niederließen zu behaupten vermochten. Die zahlreichen Völker kommen und kamen fast alle aus den Ländern der Scythen, kalten und armen Gegenden, von wo sie wegen ihrer großen Menschenzahl und der Unfähigkeit des Landes sie zu ernähren auszuwandern gezwungen sind, indem sie viele Anlässe haben die sie forttreiben, und keinen der sie zurückhält. Und wenn es seit fünfhundert Jahren nicht vorgekommen

ist daß eins von diesen Völkern ein Land überschwemmt hat, so rührt dies von mehreren Ursachen her. Erstlich von der großen Entleerung die jener Landstrich beim Verfalle des Reiches erfuhr, indem mehr als dreißig Völkerschaften daraus fortzogen. Das Zweite ist, daß Deutschland und Ungarn, woher auch solche Stämme kamen, jetzt ihren Boden in so guten Stand gesetzt haben daß sie gemächlich dort leben können, so daß sie nicht genöthigt sind ihren Wohnsitz zu wechseln. Andrerseits dienen sie, da ihre Leute sehr kriegerisch sind, als ein Bollwerk, welches dafür sorgt daß die mit ihnen zusammengrenzenden Scythen sie nicht zu überwältigen oder bei ihnen durchzukommen erwarten können. Oftmals entstehen auch große Bewegungen unter den Tartaren, welche dann von den Ungarn und Polen zurückgehalten werden, und diese rühmen sich oft daß wenn ihre Waffen nicht wären, Italien und die Kirche viele Male das Gewicht der tartarischen Heere erfahren haben würde. Und dies mag hinsichtlich der vorbenannten Völker genügen.

Neuntes Kapitel.

Aus welchen Ursachen gemeiniglich die Kriege unter den Mächtigen entstehen.

Die Ursache aus welcher der Krieg zwischen den Römern und den Samnitern entstand, die lange Zeit im Bündnisse mit einander gewesen waren, ist eine allgemeine Ursache, die bei allen mächtigen Staaten eintritt. Diese kommt entweder von ungefähr, oder sie wird von dem welcher Krieg anzufangen wünscht hervorgerufen. Zwischen den Römern und Samnitern entstand sie von ungefähr; denn die Absicht der Samniter war nicht, als sie mit den Sidicinern und dann mit den Campanern Krieg anfingen, einen mit den Römern anzufangen. Als indeß die Campaner in Bedrängniß geriethen und wider Erwarten der Römer und der Samniter ihre Zuflucht zu Rom nahmen, waren die Römer, da sich die Campaner ihnen übergaben, gezwungen sie als ihr Eigenthum zu vertheidigen und sich auf einen Krieg einzulassen, dem sie mit Ehren nicht ausweichen zu können glaubten. Denn es schien zwar den Römern vernünftig, daß sie die Campaner als Freunde nicht gegen die befreundeten Samniter vertheidigen konnten; wohl aber schien es ihnen eine Schande, sie als Untergebene oder Schutzbefohlene nicht zu vertheidigen, indem sie, wenn sie diese Vertheidigung nicht übernähmen, allen denen den Weg abzuschneiden meinten, welche die Absicht haben sollten sich unter ihre Obhut zu stellen. Und da Rom Herrschaft und Ruhm, nicht aber Ruhe, zum Ziele hatte, konnte es diese Unternehmung nicht ablehnen. Dieselbe Ursache veranlaßte den ersten Krieg gegen die Karthager, indem die Römer die Vertheidigung der Messiner in Sicilien übernahmen; eine Ursache die auch von ungefähr kam. Aber nicht mehr von ungefähr kam der zweite Krieg der zwischen ihnen ausbrach, indem Hannibal, der Feldherr der Karthager, die den Römern befreundeten Sagunter in Spanien angriff, nicht um diese zu verletzen, sondern um die römischen Waffen in Bewegung zu setzen und Gelegenheit zu haben sie zu bekämpfen und nach Italien hinüberzugehen. Dieses Verfahren beim Anzetteln neuer Kriege ist immer unter

den Mächtigen üblich gewesen die auf ihr Wort und sonst noch einige Rücksicht nehmen. Denn wenn ich mit einem Fürsten Krieg anfangen will, und es sind bestimmte Artikel zwischen uns eine lange Zeit hindurch beobachtet worden, so werde ich mit ganz anderer Rechtfertigung und anderm Anstrich einen Freund von ihm als ihn selbst angreifen, zumal da ich weiß daß er beim Angriff auf den Freund entweder aufgebracht werden und ich dann meine Absicht Krieg mit ihm anzufangen erreicht haben werde, oder wenn er nicht aufgebracht wird, seine Schwäche oder Treulosigkeit an den Tag kommen wird, indem er einen Schutzbefohlenen von sich nicht vertheidigt. Und Eins wie das Andre von diesem Beiden muß seinem Ansehn schaden und meine Pläne erleichtern. Es ist also zu bemerken sowohl was bei der Uebergabe der Campaner in Bezug auf das Anfangen eines Krieges oben gesagt worden, als auch ferner welches Hülfsmittel eine Stadt hat die sich gegen den der sie angreift nicht wehren kann und sich doch auf alle Weise wehren will; welches eben darin besteht daß du dich freiwillig demjenigen übergiebst den du zu deinem Vertheidiger auserseben hast, wie sich die Campaner den Römern übergaben, und die Florentiner dem Könige Robert von Neapel, der sie als Freunde nicht vertheidigen wollte, sie aber dann als Unterthanen gegen die Macht Castruccio's von Lucca, der sie bedrängte, vertheidigte.

Zehntes Kapitel.

Das Geld ist nicht der Nerv des Krieges, wie man gewöhnlich annimmt.

Da Jeder nach seinem Belieben einen Krieg anfangen, nicht aber beendigen kann, so muß ein Fürst, ehe er an eine Unternehmung geht, seine Kräfte messen, und diesen gemäß sich verhalten. Er muß aber so viel Klugheit besitzen daß er sich über seine Kräfte nicht täuscht, und täuschen wird er sich jedes Mal wenn er sie entweder nach dem Geldvorrathe oder der Landesnatur oder der Zuneigung der Unterthanen abmißt, während es ihm andrerseits an eigener Kriegsmacht fehlt. Denn die vorgenannten Dinge steigern wohl deine Kräfte, geben sie dir aber nicht und sind an und für sich Nichts und helfen dir gar Nichts ohne treue Waffen. Denn das viele Geld richtet Nichts aus ohne dieses, die Festigkeit des Landes nützt dir Nichts, und die Treue und Zuneigung der Unterthanen ist nicht von Dauer, weil sie dir nicht treu sein können, wenn du sie nicht vertheidigen kannst. Jeder Berg, jeder See, jeder unzugängliche Punkt wird zur Ebene, wo tapfre Vertheidiger fehlen. Auch das Geld vertheidigt doch nicht nur nicht, sondern macht daß du desto schneller geplündert wirst. Und es kann nichts Falscheres geben als die allgemeine Meinung, das Geld sei der Nerv des Krieges. Diese Ansicht wird nämlich von Quintus Curtius ausgesprochen bei Gelegenheit des Krieges zwischen Antipater von Macedonien und dem spartanischen Könige, wo er erzählt daß durch Mangel an Geld der König von Sparta sich in einen Kampf einzulassen gezwungen und geschlagen worden sei; während wenn er das Treffen wenige Tage hinausschob, die Nachricht vom Tode Alexanders nach Griechenland kam, worauf er ohne Schwertstreich Sieger

geblieben wäre. Da es ihm aber an Geld fehlte und er wegen dieses Mangels von seinem Heere verlassen zu werden fürchtete, sei er gezwungen gewesen das Schlachtenglück zu versuchen. So daß Quintus Curtius aus diesem Grunde behauptet, das Geld sei der Nerv des Krieges. Dieser Ausspruch wird täglich angeführt und von Fürsten die nicht so klug sind wie nöthig wäre befolgt. Denn im Vertrauen auf diesen meinen sie, es genüge zu ihrer Vertheidigung einen vollen Schatz zu haben, und bedenken nicht daß wenn Schätze zum Siegen genügten, Darius den Alexander besiegt haben würde, die Griechen die Römer besiegt, in unsrer Zeit Herzog Karl die Schweizer besiegt und vor wenigen Tagen der Papst und die Florentiner zusammen keine Mühe gehabt haben würden Francesco Maria, den Neffen Papst Julius' II., im Kriege von Urbino zu besiegen. Alle Vorgenannten aber wurden von Solchen besiegt welche nicht Geld, sondern gute Soldaten für den Nerv des Krieges hielten. Unter den andern Dingen die König Kröfus von Lydien dem Athener Solon zeigte war auch ein unermeßlicher Schatz, und als er ihn fragte was er von seiner Macht denke, antwortete Solon, des Schatzes wegen halte er ihn nicht für mächtig, da der Krieg mit Eisen und nicht mit Gold geführt werde, und Einer der mehr Eisen als er habe kommen und ihn ihm nehmen könne. Ferner, als nach Alexanders des Großen Tode eine Menge von Galliern nach Griechenland und dann nach Asien zog, und diese Gallier Gesandte an den König von Macedonien schickten um über einen gewissen Vertrag zu verhandeln, zeigte ihnen dieser König, um seine Macht zu beweisen und sie einzuschüchtern, eine Masse Goldes und Silbers; worauf die Gallier, die den Frieden schon so gut wie geschlossen hatten, damit abbrachen, solches Verlangen stieg in ihnen auf ihm dieses Gold abzunehmen. Und so wurde der König durch das beraubt was er zu seiner Vertheidigung aufgehäuft hatte. Vor wenig Jahren verloren die Venetianer, obwohl sie ihren Staatsschatz noch voll Geld hatten, ihre ganze Herrschaft, ohne daß dieses sie schützen konnte. Ich sage daher, nicht Gold, wie die gewöhnliche Meinung ruft, ist der Nerv des Krieges, sondern gute Soldaten, denn Gold reicht nicht hin um gute Soldaten zu finden, wohl aber reichen gute Soldaten hin Gold zu finden. Wenn die Römer mehr mit Geld als mit dem Schwerte hätten Krieg führen wollen, so hätten sie an allen Schätzen der Welt nicht genug gehabt, angesichts ihrer großen Unternehmungen und der Schwierigkeiten die sie dabei fanden. Da sie aber ihre Kriege mit dem Schwerte führten, litten sie niemals Noth an Gold, indem es ihnen von denen welche sie fürchteten bis ins Lager gebracht wurde. Und wenn jener spartanische König aus Geldnoth das Schlachtenglück versuchen mußte, so begegnete ihm hinsichtlich des Geldes dasselbe was oftmals aus andern Ursachen begegnet ist; denn man hat gesehen daß wenn einem Heere die Lebensmittel fehlen und es in die Nothwendigkeit versetzt ist entweder Hungers zu sterben oder eine Schlacht zu wagen, es sich stets für die Schlacht entscheidet, weil dies das Ehrenvollere ist und es dabei das Glück auf irgend eine Weise begünstigen kann. Auch ist es oftmals vorgekommen daß wenn ein Feldherr dem Heere seines Feindes Verstärkung sich nähern sah, er sich entweder in Kampf mit demselben einlassen und das Glück der Schlacht versuchen mußte, oder abwartend bis es anwuchs unter tausend Nachtheilen doch zu kämpfen genöthigt war. Auch hat man aus dem was dem Hasdrubal begegnete, als er in der Mark von Claudius Nero und dem andern römischen Consul zusammen angegriffen wurde, gesehen wie ein Feld-

herr der in die Nothwendigkeit versetzt ist entweder zu fliehen oder zu kämpfen immer den Kampf wählt, da er bei diesem Entschluß, wie bedenklich er auch sei, doch die Möglichkeit eines Sieges sieht, bei dem andern aber auf alle Fälle verlieren muß. Es giebt also mancherlei Umstände die einen Feldherrn zu dem Entschlusse nöthigen können gegen seine Absicht sich in eine Schlacht einzulassen, und unter diesen kann bisweilen auch die Geldnoth sein; man muß aber darum nicht das Geld für einen wichtigeren Punkt im Kriege erklären als die anderen Dinge welche die Menschen in eine solche Nothwendigkeit setzen. Nicht das Gold also, um es nochmals zu wiederholen, ist der Nerv des Krieges, sondern gute Soldaten. Geld ist wohl an zweiter Stelle nöthig, aber das ist eine Noth die gute Soldaten von selbst überwinden, weil es eben so unmöglich ist daß es guten Soldaten an Geld fehlen, wie daß das Geld an sich gute Soldaten sollte schaffen können. Daß das was wir sagen wahr ist, zeigt die Geschichte jedes Landes an tausend Stellen. Trotzdem Perikles den Athenern rieth mit dem ganzen Peloponnes Krieg zu führen, indem er ihnen nachwies daß sie durch Geschicklichkeit und die Macht des Geldes in diesem Kriege siegen könnten, und obschon die Athener mehrmals Glück in diesem Kriege hatten, verloren sie ihn schließlich doch und vermochten die Klugheit und die guten Soldaten Spartas mehr als die Geschicklichkeit und das Geld Athens. Titus Livius ist aber für diese Meinung ein wahrhafterer Zeuge als irgend ein Anderer, indem er bei der Erörterung, ob Alexander der Große, wenn er nach Italien gekommen wäre, die Römer besiegt haben würde, drei Dinge als zum Kriege erforderlich bezeichnet, viele und gute Soldaten, einsichtige Feldherrn, und gutes Glück; worauf er, nachdem er untersucht ob die Römer oder Alexander in diesen Stücken den Vorzug hätten, seinen Schluß zieht, ohne irgend des Geldes zu erwähnen. Die Campaner müssen, als sie von den Sidicinern gebeten wurden die Waffen für sie gegen die Samniter zu ergreifen, ihre Macht nach dem Gelde und nicht nach den Soldaten abgemessen haben, da sie, nachdem sie den Entschluß gefaßt sie zu unterstützen, nach zwei Niederlagen sich genöthigt sahen den Römern tributpflichtig zu werden, wenn sie sich retten wollten.

Elftes Kapitel.

Es ist keine kluge Maßregel Freundschaft mit einem Fürsten zu schließen, der mehr Ruf als Macht hat.

Indem Titus Livius den Fehler der Sidiciner zeigen will sich auf die Hülfe der Campaner zu verlassen, und den Fehler der Campaner daß sie sie schützen zu können glaubten, könnte er dies nicht mit ausdrucksvolleren Worten thun als wenn er sagt: Campani magis nomen in auxilium Sidicinorum, quam vires ad praesidium attulerunt. Wobei man denn merken muß daß die Bündnisse welche man mit Fürsten schließt, die entweder wegen der entfernten Lage keine gute Gelegenheit Einem zu helfen oder wegen eigener Unordnungen oder andrer Hindernisse keine Macht dazu haben, denen die sich auf sie verlassen mehr Ehre als Hülfe bringen; wie es in unsern

Tagen den Florentinern ging, als 1479 der Papst und der König von Neapel sie angriffen, daß sie als Freunde des Königs von Frankreich aus dieser Freundschaft magis nomen quam praesidium zogen; wie es auch dem Fürsten ergehen würde, der im Vertrauen auf Kaiser Maximilian irgend Etwas unternähme, weil dies eine von den Freundschaften ist die dem welcher sie schlösse magis nomen quam praesidium bringen würden, wie es in jener Stelle heißt daß die der Campaner den Sidicinern brachte. Die Campaner fehlten also in diesem Punkte, indem sie mehr Macht zu haben vermeinten als sie wirklich hatten. Und so bewirkt die geringe Ueberlegung der Menschen manchmal daß sie, während sie sich selbst zu schützen weder verstehen noch vermögen, es auf sich nehmen wollen Andere zu beschützen; wie auch die Tarentiner thaten, die als die römischen Heere dem Heere der Samniter gegenüberstanden, Gesandte an den römischen Consul schickten um ihm zu wissen zu thun, daß sie Frieden zwischen jenen beiden Völkern wünschten und daß sie dem welcher diesen Frieden verletzte den Krieg erklären würden. So daß der Consul über diese Botschaft lachend in Gegenwart besagter Gesandten zur Schlacht blosen ließ und seinem Heere dem Feinde entgegenzugehen befahl, indem er den Tarentinern mit der That, nicht mit Worten zeigte welche Antwort sie verdienten. Und nachdem in gegenwärtigem Kapitel von den Entschlüssen die Rede gewesen welche die Fürsten verkehrter Weise zur Vertheidigung Anderer fassen, will ich im folgenden von denen reden die sie hinsichtlich ihrer eigenen Vertheidigung ergreifen.

Zwölftes Kapitel.

Ob es, wenn man angegriffen zu werden fürchtet, besser ist darauf loszugehen oder den Krieg zu erwarten.

Ich habe von Männern die in Kriegsangelegenheiten sehr erfahren waren manchmal darüber streiten hören, wenn von zwei ungefähr gleich mächtigen Fürsten der muthigere dem andern den Krieg angekündigt hat, was dann für den andern die bessere Wahl sei, den Feind innerhalb seiner Grenzen zu erwarten oder ihn in seinem eignen Lande aufzusuchen und anzugreifen. Und ich habe Gründe von beiden Seiten dafür beibringen hören. Und zwar führt der welcher den Andern anzugreifen empfiehlt dafür den Rath an den Kröſus dem Cyrus gab, als er an den Grenzen der Massageten angekommen war, um sie zu bekriegen, und ihre Königin Tomyris ihm sagen ließ, er möchte wählen was von Beidem er lieber wolle, in ihr Reich kommen, wo sie ihn erwarten würde, oder sagen daß sie ihn aufsuchen solle. Und als die Sache zur Besprechung kam, war Krösus im Widerspruch mit der Meinung der Uebrigen der Ansicht, man solle ihr entgegengehen, indem er anführte daß wenn Cyrus sie fern von ihrem Reiche besiegte, er ihr die Herrschaft nicht entreißen würde, weil sie dann Zeit hätte wieder Kräfte zu sammeln; besiegte er sie aber innerhalb ihrer Grenzen, so könnte er sie auf der Flucht verfolgen und wenn er ihr keine Zeit zur Erholung lasse, ihr das Reich nehmen. Man führt auch den Rath an den Hannibal dem Antiochius gab, als dieser König

die Absicht hatte die Römer zu bekriegen, wo er darlegte daß die Römer nur in Italien besiegt werden könnten, weil sich der Andere dort ihrer Waffen, ihrer Reichthümer und ihrer Freunde bedienen könne, wer sie aber außerhalb Italiens bekämpfe und ihnen Italien frei lasse, ihnen die Quelle lasse, der es nie an Leben fehle um Kräfte zu spenden wo es nöthig sei, woraus er schloß daß man den Römern eher Rom als die Herrschaft und eher Italien als die andern Länder entreißen könne. Man führt auch Agathokles an, der weil er den Krieg zu Hause nicht aushalten konnte, Karthago, mit dem er ihn führte, selbst angriff und es dahin brachte daß es um Frieden bat. Man führt Scipio an, der um den Krieg aus Italien zu entfernen Afrika angriff. Wer entgegengesetzter Ansicht ist sagt, derjenige der einem Feinde ein schlimmes Ende bereiten wolle entferne ihn von Hause. Er führt die Athener an, die so lange sie den Krieg mit Bequemlichkeit in ihrem eigenen Lande führten, die Oberhand behielten, so wie sie sich aber entfernten und mit den Heeren nach Sicilien gingen, die Freiheit verloren. Er führt auch die Fabeln der Dichter an, wo gezeigt wird daß König Antäus von Libyen, als er vom Aegypter Hercules angegriffen wurde, unüberwindlich war, so lange er ihn innerhalb der Grenzen seines Reiches erwartete, sobald er sich aber durch die List des Herculus aus denselben entfernen ließ, Reich und Leben verlor. Was Veranlassung zu der Fabel von Antäus gegeben hat, daß er wenn er auf der Erde stand von seiner Mutter, welche die Erde war, neue Kräfte bekommen und daß Hercules, als er dies merkte, ihn in die Höhe gehoben und von der Erde entfernt habe. Er führt auch neuere Urtheile dafür an. Jedermann weiß daß König Ferdinand von Neapel zu seiner Zeit für einen der weisesten Fürsten galt, und als sich zwei Jahre vor seinem Tode das Gerücht verbreitete daß König Karl VIII. von Frankreich ihn angreifen wolle, nach vielfach getroffenen Vorbereitungen krank wurde, und als er zum Sterben kam, unter den übrigen Ermahnungen die er seinem Sohne Alphons hinterließ auch die war, daß er den Feind in seinem Reiche erwarten solle und um Alles in der Welt seine Streitkräfte nicht aus dem Staate ziehen, sondern mit seiner gesammten Macht innerhalb seiner Grenzen solle er ihn erwarten; was von Jenem nicht beobachtet wurde, sondern ein Heer nach der Romagna geschickt, und ohne Schwertstreich dies und das Reich verloren. Die Gründe welche außer dem Gesagten von beiden Seiten angeführt werden sind folgende. Der Angreifende kommt mit größerem Muthe als der Erwartende, was das Heer zuversichtlicher macht; nimmt außerdem dem Feinde viele Gelegenheiten sich seines Eigenthums zu bedienen, da ihm die Unterthanen die ausgeplündert worden sind Nichts nützen können, und der Herrscher muß, weil er den Feind im Lande hat, bedenklicher darin sein Gelder von ihnen einzuziehen und sie zu belästigen, so daß Jener die Quelle austrocknet, wie Hannibal sagt, welche diesen in den Stand setzt den Krieg aushalten zu können. Ueberdies sind die Soldaten, weil sie sich in fremdem Lande befinden, mehr in die Nothwendigkeit versetzt zu kämpfen, und diese Nothwendigkeit macht tapfer, wie wir mehrfach gesagt haben. Von der andern Seite wird angeführt, daß man bei Erwartung des Feindes ihn mit viel Vortheil erwartet; denn du kannst ihm ohne eigenen Schaden in Beziehung auf Lebensmittel und alles Andre dessen ein Heer bedarf viel Nachtheil bereiten; kannst ihn vermöge der Kenntniß des Landes die du vor ihm voraus hast besser in seinen Plänen hindern; kannst mit mehr Streitkräften auf ihn stoßen, weil du sie leicht alle vereinigen, aber nicht alle aus dem

Lande entfernen kannst; kannst, wenn du geschlagen bist, dich leicht wieder erholen, sowohl weil Viele von deinem Heere sich retten werden, da sie die Zufluchtsorte nahe haben, als auch weil die Ergänzung nicht von weit her zu kommen braucht; dergestalt daß du deine ganze Macht und nicht dein ganzes Glück aufs Spiel setzest, wenn du dich aber entfernst, dein ganzes Glück und nicht die ganze Macht. Und es sind Einige gewesen die ihren Feind, um ihn desto mehr zu schwächen, einige Tagemärsche in ihr Land haben vordringen und eine ganze Anzahl Ortschaften wegnehmen lassen, damit er dadurch daß er überall Besatzungen zurückließe sein Heer schwächte und sie ihn dann leichter bekämpfen könnten. Um jedoch nun zu sagen was ich selbst von der Sache denke, so glaube ich daß man folgende Unterscheidung machen muß: entweder habe ich mein Land bewaffnet, wie die Römer und wie es die Schweizer haben, oder ich habe es unbewaffnet, wie es die Karthager hatten und wie es der König von Frankreich und die Italiener haben. In letzterem Falle muß man den Feind von Hause fern halten; denn da deine Kraft im Gelde und nicht in den Unterthanen liegt, so bist du jedesmal wenn dir der Weg zu demselben abgeschnitten ist verloren, und Nichts schneidet diesen so ab wie der häusliche Krieg. Als Beispiel haben wir die Karthager, die so lange sie zu Hause frei waren, durch ihre Einkünfte Krieg mit den Römern zu führen vermochten, und als sie zu Hause angegriffen wurden, nicht dem Agathokles widerstehen konnten. Die Florentiner wußten keine Hülfe gegen Castruccio, den Herrn von Lucca, weil er sie in ihrem eigenen Lande bekriegte, so daß sie sich zu ihrer Vertheidigung dem Könige Robert von Neapel überliefern mußten. Als aber Castruccio todt war, hatten dieselben Florentiner den Muth den Herzog von Mailand in seinem Lande anzugreifen und es dahin zu bringen daß er die Herrschaft verlor: solche Kraft bewiesen sie in weit entlegenen Kriegen, und solche Ohnmacht in nahen! Sind dagegen die Reiche bewaffnet, wie Rom war und wie die Schweizer sind, dann sind sie um so schwerer zu besiegen je näher du ihnen kommst. Denn diese Körper können mehr Streitkräfte vereinigen um einem Angriffe zu widerstehen, als um einen Andern anzugreifen. Und mich bewegt in diesem Falle das Ansehn Hannibals nicht, weil die Leidenschaft und sein Vortheil ihn so zu Antiochus sprechen ließen. Denn wenn die Römer in eben dem Zeitraum in Gallien drei solche Niederlagen erlitten hätten wie sie in Italien durch Hannibal empfingen, so waren sie unfehlbar geliefert; weil sie sich der Ueberbleibsel der Heere nicht so bedient haben würden wie sie sich deren in Italien bedienten, nicht so leichte Mühe gehabt hätten sich wieder zu erholen und dem Feinde nicht mit solchen Kräften gegenübertreten konnten wie sie es dort vermochten. Man findet nicht daß sie um ein Land anzugreifen jemals Heere ausgesandt hätten die funfzigtausend Mann überschritten, aber um ihre Heimat zu vertheidigen stellten sie nach dem ersten punischen Kriege gegen die Gallier achtzehnhunderttausend unter die Waffen. Auch würden sie diese nicht haben in der Lombardei schlagen können, wie sie sie in Toscana schlugen; weil sie gegen eine so große Zahl Feinde nicht eine so starke Macht so weit hätten wegführen und nicht so bequem gegen sie kämpfen können. Die Cimbern schlugen in Deutschland ein römisches Heer, und die Römer konnten Nichts dagegen thun. Als Jene aber nach Italien kamen und sie nun alle ihre Kräfte zusammenziehen konnten, wurden sie bald mit ihnen fertig. Es ist leicht die Schweizer fern von Hause zu besiegen, wo sie nicht mehr als dreißig- bis vierzigtausend Mann hinschicken

können; zu Hause aber, wo sie hunderttausend zusammenbringen können, ist es gar schwierig. Ich ziehe also von Neuem den Schluß, daß der Fürst welcher ein bewaffnetes und auf den Krieg eingerichtetes Volk hat einen großen und gefährlichen Krieg immer zu Hause abwarten und ihm nicht entgegengehen möge. Derjenige aber dessen Unterthanen unbewaffnet und dessen Land des Krieges ungewohnt ist möge sich stets so weit wie möglich von Hause entfernen. So wird sich Einer wie der Andre, jeder nach seiner Stellung, am besten schützen.

Dreizehntes Kapitel.

Daß man aus Niedrigkeit zur Größe eher durch Betrug als durch Gewalt gelangt.

Ich halte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß es selten oder nie vorkommt daß Menschen von geringem Stande zu hohem Range ohne Gewalt und ohne Betrug gelangen, vorausgesetzt daß der Rang zu dem Einer gelangt ihm nicht geschenkt oder durch Erbschaft zugefallen ist. Und man wird auch, glaube ich, nicht finden daß die Gewalt allein hinreiche, wohl aber daß der Betrug allein hinreicht; wie klar erkennen wird wer das Leben Philipps von Macedonien, das des Sicilianers Agathokles und vieler Andrer liest, die sich aus unterstem oder doch niedrigem Stande zu Fürsten oder zu Beherrschern der größten Reiche aufgeschwungen haben. Xenophon in seinem Leben des Cyrus zeigt diese Nothwendigkeit zu täuschen, in Anbetracht daß der erste Feldzug den er den Cyrus gegen den König von Armenien thun läßt voll von Betrug ist, und daß er ihn durch Täuschung, nicht durch Gewalt zur Herrschaft gelangen läßt. Und er will mit dieser Handlungsweise nichts Anderes sagen als daß ein Fürst der große Dinge vorhat täuschen lernen muß. Er läßt ihn ferner den Mederkönig Cyaxares, seinen mütterlichen Oheim, auf verschiedene Weise hintergehen, indem er zeigt daß er ohne diese Betrügereien nicht zu der Größe hätte gelangen können zu der er wirklich gelangte. Und ich glaube auch nicht daß man je Einen finden wird, der in niedrige Verhältnisse gesetzt sich allein durch offene Gewalt und frei zu einem mächtigen Herrscher emporgeschwungen hätte, wohl aber durch bloßen Betrug, wie ihn Gian Galeazzo brauchte um Messer Barnabo, seinem Oheim, Reich und Herrschaft der Lombardei zu entreißen. Was aber die Fürsten beim Beginn ihres Wachsthums zu thun gezwungen sind, dazu sind auch die Republiken gezwungen, bis sie mächtig geworden sind und mit der Gewalt allein auskommen. Und da Rom jedesmal, sei es durch Zufall oder durch Wahl, alle um zur Größe zu gelangen nöthigen Mittel ergriff, so ließ es auch dieses nicht unbenutzt. Gleich im Anfange konnte es keinen größeren Betrug spielen, als daß es den oben von uns erörterten Weg einschlug sich Bundesgenossen zu verschaffen, indem es sie sich unter diesem Namen unterthänig machte, wie die Latiner und andre umwohnenden Völkerschaften waren. Zuerst nämlich bediente es sich ihrer Waffen dazu die Nachbarvölker zu bezwingen und seinen Staat zu Ansehn zu bringen; als

sie bezwungen waren, wuchs es dermaßen daß es alle zu Boden werfen konnte. Und die Latiner merkten gar nicht daß sie gänzlich unterthänig geworden waren, als bis sie die Samniter zweimal geschlagen und zum Vergleich gezwungen sahen. Denn wie dieser Sieg den Römern bei den entfernten Fürsten großes Ansehn schaffte, die dadurch den römischen Namen hörten, nicht aber die Waffen fühlten; so erzeugte er Neid und Argwohn bei denen welche die Waffen sahen und fühlten, unter denen die Latiner waren. Und so viel vermochte dieser Neid und diese Furcht, daß nicht nur die Latiner, sondern auch die Kolonien die sie in Latium hatten sammt den vorher von ihnen vertheidigten Campanern sich gegen den römischen Namen verschworen. Und zwar fingen die Latiner diesen Krieg in der Weise an wie oben gesagt ward daß die Mehrzahl der Kriege angefangen wird, indem sie nicht die Römer angriffen, sondern die Sidiciner gegen die Samniter in Schutz nahmen, welche die Sidiciner mit Erlaubniß der Römer bekriegten. Daß sich aber die Latiner wirklich darum in Bewegung setzten weil sie jenen Betrug durchschaut hatten, das erklärt Titus Livius durch den Mund des latinischen Prätors Annius Setinus, der in ihrer Rathsversammlung die Worte spricht: Nam si etiam nunc sub umbra foederis aequi servitutem pati possumus etc. Man sieht also daß es die Römer im Beginne ihres Wachsthums auch an Betrug nicht haben fehlen lassen, dessen Anwendung immer für diejenigen nöthig war welche von kleinen Anfängen zu hohen Stufen steigen wollen, und der um so weniger tadelnswerth ist je verdeckter er gespielt wird, wie es bei den Römern der Fall war.

Vierzehntes Kapitel.

Die Menschen täuschen sich oft, wenn sie durch Bescheidenheit den Trotz zu besiegen glauben.

Man sieht oft wie die Bescheidenheit nicht allein Nichts nützt, sondern schadet, zumal wenn sie bei übermüthigen Menschen angewandt wird, die aus Neid oder sonst welchem Grunde Haß gegen dich gefaßt haben. Das bestätigt uns unser Geschichtsschreiber durch diese Ursache des Krieges zwischen den Römern und Latinern. Als sich nämlich die Samniter bei den Römern darüber beklagten daß die Latiner sie angriffen, wollten die Römer den Latinern, weil sie sie nicht zu reizen wünschten, diesen Krieg nicht verwehren; was sie nicht nur nicht reizte, sondern sie noch dreister gegen Jene machte und bewirkte daß sie sich desto schneller als Feinde erklärten. Das bestätigen uns die Worte die der vorgedachte latinische Prätor Annius braucht, wo er sagt: Tentastis patientiam negando militem: quis dubitat exarsisse eos? Pertulerunt tamen hunc dolorem. Exercitus nos parare adversus Samn tes foederatos suos audierunt, nec moverunt se ab urbe. Unde haec illis tanta modestia, nisi a conscientia virium et nostrarum et suarum? Man erkennt also aus dieser Stelle aufs Deutlichste wie die Geduld der Römer die Anmaßung der Latiner steigerte. Darum muß auch ein Fürst seinem Range nie Etwas vergeben und nie eine Sache, wenn er sie

mit Ehren aufgeben will, im Wege des Vergleichs aufgeben, er müßte sie denn behaupten können oder zu können glauben; denn fast immer ist es besser, wenn es so weit gekommen ist daß du sie nicht unter dieser Bedingung aufgeben kannst, sie sich mit Gewalt nehmen zu lassen, als durch die Furcht vor Gewalt; denn wenn du sie aus Furcht fahren lässest, thust du es um dem Kriege auszuweichen und weichst ihm doch in den meisten Fällen nicht aus, weil der welchem du mit erklärter Feigheit sie überlassen hast nicht still sein wird, sondern dir auch noch andre Dinge wird nehmen wollen und desto hitziger gegen dich werden je weniger er dich achtet, du aber andrerseits zu deinen Gunsten die Vertheidiger kälter finden wirst, da sie dich für schwach oder feig halten. Wenn du dagegen, sobald die Absicht deines Gegners hervortritt, deine Streitkräfte rüstest, so wird er, wenn sie gleich geringer sind als die seinigen, dich zu achten anfangen, werden dich die andern Fürsten ringsum höher achten, und mancher wird Lust bekommen dir zu helfen wenn du unter den Waffen bist, der dir nie zu Hülfe gekommen wäre wenn du dich selbst verlassen hättest. Dies versteht sich, wenn du einen Feind hast; hast du deren mehrere, dann wird einem von ihnen Etwas von deinen Besitzungen abzutreten, um ihn, wenn auch der Krieg schon ausgebrochen wäre, dir wieder zu gewinnen und ihn von deinen andern verbündeten Feinden zu trennen, immer ein kluger Entschluß sein.

Funfzehntes Kapitel.

Schwache Staaten sind immer schwankend bei ihren Entschlüssen, und langsame Entscheidungen sind immer schädlich.

Bei diesem selben Gegenstande und diesem selben Ursprunge des Krieges zwischen den Latinern und den Römern kann man bemerken, daß es bei jeder Berathung gut ist auf das eigentliche Wesen der zu überlegenden Sache zu kommen und nicht immer in Schwanken und Ungewißheit darüber zu bleiben. Es zeigt sich dies recht klar bei der Berathung welche die Latiner hielten, als sie von den Römern abzufallen gedachten. Da die Römer nämlich die üble Stimmung gemerkt hatten die sich des latinischen Volkes bemächtigt hatte, so thaten sie, um sich über die Sache zu vergewissern und zu sehen ob sie ohne zu den Waffen zu greifen sich jenes Volk wiedergewinnen könnten, demselben zu wissen, sie möchten acht Bürger nach Rom schicken, da sie sich mit ihnen zu berathen hätten. Als die Latiner, die sich vieler gegen den Willen der Römer gethanen Dinge bewußt waren, dies vernommen, hielten sie Rath, um zu bestimmen wer nach Rom gehen solle und ihn mit dem was er sagen solle zu beauftragen. Und als sie im Rathe darüber verhandelten, sprach ihr Prätor Annius folgende Worte: Ad summam rerum nostrarum pertinere arbitror, ut cogitetis magis quid agendum nobis, quam quid loquendum sit. Facile erit, explicatis consiliis, accommodare rebus verba. Diese Worte sind unstreitig sehr wahr und müßten von jedem Fürsten und jeder Republik beherzigt werden; denn im Schwanken und in der Ungewißheit über das was Einer thun will weiß er demselben die

Worte nicht anzupassen, ist aber der Geist fest und über das Auszuführende entschieden, dann ist es ein Leichtes die Worte dazu zu finden. Ich habe diesen Punkt um so lieber hervorgehoben, als ich oftmals bemerkt habe daß eine solche Ungewißheit die öffentlichen Geschäfte benachtheiligt hat, zu Schaden und Schande unserer Republik. Immer aber wird es kommen daß in zweifelhaften Lagen, und wo Muth erforderlich ist um sich zu entscheiden, diese Ungewißheit sich finden wird, sobald schwache Menschen darüber zu berathen und zu beschließen haben. Nicht weniger schädlich als die ungewissen sind auch die langsamen und späten Entschlüsse, zumal die welche zu Gunsten eines Freundes zu fassen sind, weil man mit seiner Langsamkeit keinem Menschen hilft und sich selbst schadet. Entschlüsse dieser Art entstehen entweder aus Kleinmuth und Schwäche oder aus Bosheit derer die zu beschließen haben, indem diese von eigner Leidenschaft getrieben, um den Staat umzustürzen oder irgend einen ihrer Wünsche zu erfüllen, den Beschluß nicht zu Stande kommen lassen, sondern ihn aufhalten und durchkreuzen. Denn gute Bürger werden, wenn sie auch eine Volkslaune auf die verderbliche Seite sich neigen sehen, niemals die Beschlußfassung hindern, zumal über Dinge die keinen Aufschub leiden. Nach dem Tode des Hieronymus, Tyrannen von Syrakus, während des großen Krieges zwischen den Karthagern und den Römern, kam es unter den Syrakusern zum Streit darüber, ob sie Freundschaft mit den Römern oder mit den Karthagern schließen sollten. Und so groß war die Hitze der Parteien, daß die Sache unentschieden blieb und gar keine Entscheidung getroffen wurde, bis Apollonides, einer der Ersten in Syrakus, in einer einsichtsvollen Rede darlegte, daß weder der welcher der Meinung sei es mit den Römern zu halten noch auch der welcher die Partei der Karthager ergreifen wolle zu tadeln sei, wohl aber zu verabscheuen diese Unentschiedenheit und Langsamkeit bei Fassung eines Entschlusses, weil er in solcher Unentschiedenheit den vollständigen Untergang der Republik sehe; habe man aber einen Entschluß gefaßt, sei es welcher es wolle, so könne man etwas Gutes davon hoffen. Und besser als es bei dieser Gelegenheit geschieht konnte Titus Livius den Schaden nicht zeigen, den die Unschlüssigkeit nach sich zieht. Er legt ihn auch bei diesem Falle mit den Latinern dar, indem die Lavinier, die von ihnen um Beistand gegen die Römer angesprochen worden waren, so lange zögerten sich darüber zu entscheiden, daß als sie mit der Mannschaft gerade aus dem Thore gezogen waren um ihnen Hülfe zu leisten, die Nachricht eintraf daß die Latiner geschlagen seien. Weshalb ihr Prätor Milonius sagte: Dies Stückchen Weg wird uns bei den Römern theuer zu stehen kommen. Denn entschlossen sie sich früher die Latiner zu unterstützen oder nicht zu unterstützen, so reizten sie die Römer nicht, wenn sie sie nicht unterstützten, und wenn sie sie unterstützten, konnten sie, da die Hülfe zu rechter Zeit kam, durch den Zuwachs ihrer Streitkräfte den Sieg herbeiführen; zögerten sie aber, so mußten sie auf alle Weise verlieren, wie es denn auch geschah. Und wenn die Florentiner diese Erzählung beachtet hätten, so hätten sie nicht so viel Schaden und Verdruß mit den Franzosen gehabt, wie sie bei dem Zuge hatten den König Ludwig XII. von Frankreich nach Italien gegen den Herzog Lodovico von Mailand unternahm. Als der König nämlich über diesen Zug verhandelte, suchte er bei den Florentinern wegen eines Vergleiches nach, und die Gesandten die beim Könige waren verglichen sich mit ihm dahin daß sie neutral bleiben wollten und der König, wenn er nach Italien käme, sie in ihrer Herrschaft zu erhalten und in

Schutz zu nehmen hätte, und die Stadt erhielt einen Monat Zeit dies zu genehmigen. Diese Genehmigung wurde durch Einen der aus Unklugheit die Sache Lodovico's begünstigte so lange hinausgeschoben, bis der König, schon im Siegen begriffen, als die Florentiner nun genehmigen wollten, die Genehmigung nicht mehr annahm, da er einsah daß die Florentiner gezwungen, nicht freiwillig seine Freundschaft suchten. Dies kostete der Stadt Florenz viel Geld und brachte sie fast um ihre Herrschaft, wie es dann ein andermal aus ähnlicher Ursache wirklich geschah. Und um so verwerflicher war dieses Verfahren, als man auch dem Herzog Lodovico nicht diente, der wenn er gesiegt hätte, den Florentinern viel mehr Beweise von Feindschaft gegeben haben würde als der König gab. Und obwohl von dem Uebel das aus dieser Schwäche für die Republiken entspringt oben in einem andern Kapitel gehandelt worden, habe ich doch, da mir ein neuer Vorfall neue Veranlassung gab, noch einmal darauf kommen wollen, zumal es mir ein Gegenstand scheint der von Republiken wie die unsrige beachtet zu werden verdient.

Sechzehntes Kapitel.

Wie sehr die Soldaten in unserer Zeit von den alten Einrichtungen abweichen.

Die wichtigste Schlacht welche in irgend einem Kriege mit irgend einer Nation vom römischen Volke jemals geschlagen worden war die welche es unter dem Consulat des Torquatus und des Decius dem Volke der Latiner lieferte. Denn alle Gründe sprechen dafür daß, so wie die Latiner dadurch daß sie sie verloren unterthänig wurden, ebenso die Römer unterthänig geworden wären wenn sie sie nicht gewonnen hätten. Und dieser Meinung ist Titus Livius, indem er die Heere in Einrichtung, Tapferkeit, Hartnäckigkeit und Anzahl auf beiden Seiten gleich sein läßt, und nur den Unterschied macht daß die Befehlshaber des römischen Heeres vorzüglicher waren als die des latinischen. Man sieht auch wie im Verlauf dieser Schlacht zwei Vorfälle sich ereigneten, die früher nicht vorgekommen waren und von denen man auch in der Folge selten Beispiele gehabt, daß um die Herzen der Soldaten fest und ihrem Befehle gehorsam und zum Kampfe entschlossen zu erhalten, der eine der beiden Consuln sich selbst tödtete und der andre seinen Sohn. Die Gleichheit dieser Heere, von der Titus Livius spricht, bestand darin daß sie wegen ihres langen gemeinschaftlichen Kriegsdienstes gleiche Sprache, Einrichtung und Waffen hatten, indem sie bei Aufstellung des Treffens dieselbe Weise befolgten und die Abtheilungen und die Befehlshaber der Abtheilungen dieselben Namen hatten. Es war also, da sie an Kraft und Tapferkeit gleich waren, nöthig daß etwas Außerordentliches geschah, was die Gemüther des einen Heeres standhafter und hartnäckiger machte als die des andern; denn auf dieser Hartnäckigkeit beruht, wie anderwärts gesagt worden, der Sieg, weil so lange sie in der Brust der Kämpfenden vorhält, die Heere an keine Flucht denken. Und damit sie in der Brust der Römer länger vorhielte als in der der Latiner, wollte es theils das

Schicksal, theils der Heldenmuth der Consuln, daß Torquatus den Sohn und Decius sich selbst tödten mußte. Bei Nachweisung dieser Gleichheit der Kräfte zeigt Titus Livius die ganze Einrichtung auf welche die Römer beim Heere und beim Kampfe hatten, welche Einrichtung ich, da er sie ausführlich entwickelt, nicht weiter wiederholen will, sondern nur erörtern was ich dabei für bemerkenswerth halte und was dadurch daß es von allen Feldherren dieser Zeit vernachlässigt wird bei den Heeren und bei den Kämpfen viele Unordnungen verursacht hat. Ich sage also daß sich aus der Darstellung des Livius ergiebt, wie das römische Heer drei Hauptabtheilungen hatte, die man nach unserer Redeweise drei Treffen nennen kann; das erste hieß Hastaten, das zweite Principes, das dritte Triarier, und jedes von diesen hatte seine Reiter. Bei Anordnung einer Schlacht stellten sie die Hastaten voran, an die zweite Stelle gerade hinter Jenen ordneten sie die Principes, an die dritte gleichfalls in derselben Linie kamen die Triarier zu stehen. Die Reiter aller dieser Abtheilungen stellten sie zur Rechten und zur Linken der drei Treffen auf, und nannten die Geschwader dieser Reiter nach ihrer Gestalt und Stellung alae, weil sie wie zwei Flügel an jenem Körper erschienen. Das erste Treffen, das der Hastaten, welches die Spitze bildete, ordneten sie so dicht geschlossen daß es den Feind aushalten und vernichten konnte. Das zweite Treffen, die Principes, welches nicht zuerst zu kämpfen hatte, wohl aber dem ersten zu Hülfe kommen mußte wenn es geschlagen oder bedrängt war, stellten sie darum nicht so dicht, sondern hielten seine Glieder weitläufig und so daß es ohne in Unordnung zu gerathen das erste in sich aufnehmen konnte, sobald dieses vom Feinde gedrängt zurückzuweichen genöthigt wäre. Das dritte Treffen, die Triarier, hatte die Glieder noch weitläufiger, um nöthigen Falles die beiden ersten Treffen, die Principes und die Hastaten, in sich aufnehmen zu können. Nachdem nun die Treffen in dieser Weise aufgestellt waren, hoben sie die Schlacht an, und wenn die Hastaten überwältigt oder geschlagen waren, zogen sie sich in die Lücken der Glieder der Principes zurück und alle vereint, beide Treffen in einen Körper verschmolzen, begannen aufs Neue den Kampf; waren auch diese zurückgeschlagen und überwältigt, so zogen sie sich alle in die Lücken der Glieder der Triarier und alle drei Treffen zu einem Körper verbunden erneuerten den Kampf, worin überwunden sie, da sie sich nicht weiter ergänzen konnten, die Schlacht verloren. Und weil jedesmal wenn dieses letzte Treffen der Triarier in Anwendung kam das Heer in Gefahr war, entstand daraus das Sprichwort: Res redacta est ad triarios, was nach unserer Ausdrucksweise so viel sagen will als: Wir haben unser Letztes eingesetzt. So wie nun die Feldherrn unserer Zeit von allen übrigen Einrichtungen abgegangen sind und von der alten Kriegszucht nicht das Geringste mehr beobachten, so haben sie auch diesen Punkt aufgegeben, der von nicht geringer Wichtigkeit ist. Denn wer sich so einrichtet daß er sich in den Schlachten drei Mal erneuern kann, der muß das Glück drei Mal gegen sich haben um zu verlieren, und muß sich gegenüber eine Tapferkeit sehen die im Stande ist ihn drei Mal zu besiegen. Wer sich dagegen bloß auf den ersten Stoß verläßt, wie heute die christlichen Heere, kann leicht verlieren, weil jede Unordnung, jede mittelmäßige Tapferkeit ihm den Sieg entreißen kann. Was unsern Heeren die Möglichkeit raubt sich dreimal erneuern zu können ist dies, daß man das Verfahren ein Treffen in das andre aufzunehmen aufgegeben hat. Dies kommt aber daher daß man bei den Schlachtordnungen gegenwärtig eine

von den beiden Unordnungen begeht: Entweder stellen sie ihre Glieder dicht hinter einander, dehnen die Schlacht in die Breite und verkürzen sie in der Tiefe, was sie wegen des geringen Raumes zwischen Front und Rückseite schwach macht; oder wenn sie auch, um sie stärker zu machen, die Treffen nach der Weise der Römer zurücktreten lassen, so kommen doch nach Durchbrechung des vordersten, da keine Einrichtung getroffen ist es in das andre aufzunehmen, alle zusammen in Verwirrung und werfen sich selbst über den Haufen; weil wenn das vordere gedrängt wird, es auf das zweite stößt, wenn das zweite vorgehen will, es durch das erste gehindert wird, woraus, indem das erste das zweite, das zweite das dritte drängt, eine solche Verwirrung entsteht, daß oft der geringste Zufall ein Heer zu Grunde richtet. In der Schlacht von Ravenna, wo der Herr von Foix, Anführer der französischen Truppen, fiel, einer Schlacht in der für unsere Zeit vortrefflich gekämpft wurde, ordneten sich die spanischen und französischen Heere in einer der oben beschriebenen Weisen, indem nämlich eins wie das andre Heer seine ganze Mannschaft dicht hinter einander aufstellte, so daß jedes von beiden nur eine Front hatte und weit ausgedehnter in der Breite war als in der Tiefe. Und dies thun sie immer wo sie ein weites Feld haben, wie sie es bei Ravenna hatten; denn da sie die Unordnung kennen in die sie beim Rückzug gerathen, wenn sie in langen Reihen hinter einander stehen, so vermeiden sie diese, wenn es angeht, indem sie, wie gesagt, die Front ausdehnen; engt sie aber die Oertlichkeit ein, so bleiben sie bei der beschriebenen Unordnung, ohne auf Abhülfe zu denken. In derselben Unordnung ziehen sie durch feindliches Land, mögen sie nun plündern oder ein andres Kriegsgeschäft vornehmen. Bei Santo Regolo im Pisanischen und anderwärts, wo die Florentiner von den Pisanern geschlagen wurden, zur Zeit als die Florentiner mit dieser Stadt wegen ihrer Empörung nach dem Einmarsch König Karls von Frankreich in Italien Krieg führten, kam diese Niederlage von nichts Anderm als von der eigenen Reiterei, welche die Spitze bildend und vom Feinde zurückgeworfen auf das florentinische Fußvolk prallte und dies durchbrach, worauf der ganze Rest der Truppen die Flucht ergriff; und oft hat Messer Criaco dal Borgo, der alte Anführer des florentinischen Fußvolks, in meiner Gegenwart versichert, er sei nie geschlagen worden außer von der befreundeten Reiterei. Die Schweizer, die Meister in den neueren Kriegen, tragen, wenn sie mit den Franzosen ins Feld ziehen, vor Allem Sorge sich so zu stellen daß die befreundete Reiterei, wenn sie zurückgeworfen wird, nicht auf sie stößt. Obwohl nun diese Dinge leicht verständlich und sehr leicht ausführbar scheinen, hat sich gleichwohl unter unsern gleichzeitigen Feldherrn noch keiner gefunden, der die alten Einrichtungen nachahmte und die neueren verbesserte. Und obwohl sie ihr Heer auch in drei Theile getheilt haben, von denen sie den einen Vortrab, den andern Hauptarmee und den dritten Nachtrab nennen, so machen sie doch davon nur Gebrauch um ihnen die Quartiere anzuweisen; bei ihrer Anwendung aber kommt es, wie oben gesagt, selten vor daß sie nicht alle diese Körper demselben Schicksale preisgäben. Und weil Viele zur Entschuldigung ihrer Unwissenheit anführen daß viele Einrichtungen der Alten sich wegen der Gewalt des groben Geschützes in unsrer Zeit nicht anwenden lassen, will ich im folgenden Kapitel diesen Gegenstand erörtern und untersuchen, ob das Geschütz ein Hinderniß ist die Tapferkeit der Alten zu zeigen.

Siebzehntes Kapitel.

Wie hoch man bei den Heeren in gegenwärtiger Zeit das grobe Geschütz anschlagen muß, und ob die Meinung die man im Allgemeinen davon hat richtig ist.

Wenn ich außer dem oben Angeführten bedachte wie viele Feldschlachten, die in unsrer Zeit mit einem französischen Worte Journées (giornate) und bei den Italienern Waffenthaten (fatti d'arme) genannt werden, zu verschiedenen Zeiten von den Römern geschlagen worden, ist mir die allgemeine Meinung Vieler in den Sinn gekommen, welche dahin geht daß wenn in jenen Zeiten das grobe Geschütz gewesen wäre, es den Römern nicht erlaubt oder nicht so leicht gewesen sein würde die Länder wegzunehmen, die Völker sich tributpflichtig zu machen, wie sie es thaten, und sie in keiner Weise so kühne Eroberungen gemacht haben würden. Auch behaupten sie daß wegen dieser Feuerwerkzeuge die Menschen ihre Tapferkeit nicht anwenden und zeigen können, wie sie es in alter Zeit konnten. Und als Drittes fügen sie hinzu daß man schwerer zu einer Schlacht komme als man damals kam, und dabei nicht mehr die Einrichtungen jener Zeiten festhalten könne, so daß sich der Krieg mit der Zeit auf das Geschütz beschränken werde. Und da es mir nicht außerhalb meines Plans zu liegen scheint zu untersuchen, ob diese Meinungen richtig sind und wie weit das grobe Geschütz die Kraft der Heere vermehrt oder vermindert habe und ob es guten Feldherren eine tapfere That zu vollbringen Gelegenheit giebt oder nimmt, will ich mit Besprechung dessen beginnen was ihre erste Meinung angeht, daß nämlich die alten römischen Heere nicht die Eroberungen gemacht hätten die sie gemacht haben, wenn das grobe Geschütz gewesen wäre. In Erwiderung darauf bemerke ich daß man Krieg führt entweder um sich zu vertheidigen oder um anzugreifen. Daher hat man zuerst zu untersuchen welcher von diesen beiden Arten des Krieges es mehr Nutzen oder Schaden bringt. Und obwohl sich von beiden Seiten Etwas anführen ließe, glaube ich daß es ohne Vergleich mehr Schaden dem thut der sich vertheidigt als dem welcher angreift. Der Grund den ich dafür habe ist der, daß derjenige welcher sich vertheidigt sich entweder in einer Stadt oder im Lager innerhalb einer Verschanzung befindet; befindet er sich in einer Stadt, diese Stadt entweder klein ist, wie es die meisten Festungen sind, oder groß: im ersten Falle ist der welcher sich vertheidigt vollständig verloren, weil die Gewalt des groben Geschützes der Art ist daß es keine Mauer, wenn auch noch so stark, findet die es nicht in wenigen Tagen niederwürfe, und wenn der innerhalb derselben Befindliche nicht guten Raum hat um sich hinter Gräben und Wälle zurückziehen zu können, so ist er verloren und kann den Angriff des Feindes nicht aushalten, wenn er dann durch die Oeffnung der Mauer hereindringt, und auch das grobe Geschütz das er etwa besitzt hilft ihm Nichts; denn es ist ein feststehender Satz, daß wo die Mannschaften haufenweise und mit Gewalt vordringen können sie das Geschütz nicht zurückhält. Darum kann man bei Vertheidigung der Städte dem Ungestüm der Nordländer nicht Stand halten, wohl aber dem Angriffe der Italiener, die nicht haufenweise, sondern zerstreut sich ins Gefecht führen lassen, das sie mit einem sehr passenden Worte Scharmützel nennen; und die welche in solcher Unordnung und solcher Lauheit an eine Maueröffnung kommen, wo Geschütz steht, gehen einem sichern Tode entgegen,

und gegen sie hilft das grobe Geschütz; die aber in Haufen verdichtet und so daß Einer den Andern drängt an eine Oeffnung kommen, dringen, wenn sie nicht durch Gräben oder Wälle aufgehalten werden, überall ein und das Geschütz hält sie nicht ab, und wenn auch Einer oder der Andre fällt, so können dies nicht so Viele sein daß sie den Sieg hindern. Daß dies wahr ist hat man bei vielen von den Nordländern in Italien gemachten Eroberungen gesehen, und besonders bei der von Brescia, indem nach der Empörung dieser Stadt gegen die Franzosen, als man noch für den König von Frankreich die Festung hielt, die Venetianer, um dem Angriffe zu trotzen der von dieser auf die Stadt gemacht werden könnte, die ganze Straße welche von der Festung nach der Stadt herabführte mit Geschütz bepflanzt und vorn und auf den Seiten und an jedem andern geeigneten Punkte solches aufgestellt hatten. Der Herr von Foix aber nahm gar keine Rücksicht darauf, schritt vielmehr mit seinem Geschwader, das er hatte absitzen lassen, mitten durch dasselbe hindurch und besetzte die Stadt, und man hörte auch nicht daß er deshalb irgend einen merklichen Verlust erlitten hätte. So daß also wer sich, wie gesagt, in einer kleinen Stadt vertheidigt und nachdem die Mauern niedergeschossen sind, keinen Zufluchtsraum mit Wällen und Gräben hat, sondern sich auf das Geschütz verlassen muß, sofort verloren ist. Vertheidigst du eine große Stadt und hast Raum genug um dich zurückzuziehen, so ist das Geschütz gleichwohl dem der draußen steht ohne Vergleich nützlicher als dem welcher drinnen ist. Erstens weil wenn ein Geschütz den draußen Stehenden schaden soll, du genöthigt bist dich mit demselben vom Erdboden zu erheben, da wenn du auf dem Boden bleibst, jeder kleine Damm und Wall den der Feind aufwirft ihn deckt und du ihm nicht schaden kannst, so daß du durch die Nothwendigkeit in die Höhe zu steigen und dich auf die Fläche der Mauer zu ziehen oder sonst auf irgend eine Weise von der Erde zu erheben dir zwei Schwierigkeiten bereitest, erstens daß du nicht Geschütz von der Größe und Stärke dort hinaufzubringen vermagst wie der draußen Stehende heranführen kann, da sich auf kleinem Raume die großen Stücke nicht handhaben lassen, zweitens daß wenn du das Geschütz auch hinaufbringen könntest, du nicht so feste und sichre Schutzwehren aufzuführen vermagst um dasselbe zu decken, wie die draußen aufführen können, die auf dem Erdboden stehen und Bequemlichkeit und Raum haben so viel sie wollen; so daß es also für den welcher eine Stadt vertheidigt unmöglich ist Geschütz auf den hohen Punkten zu halten, wenn die welche draußen stehen hinreichend und starkes Geschütz haben, und wenn er es an die niedrigen Punkte stellen muß, dasselbe, wie gesagt, zum guten Theil unnütz wird. So muß denn die Vertheidigung der Stadt wieder auf die Vertheidigung durch Menschenhände, wie sie in alter Zeit geschah, und durch das kleine Gewehr zurückkommen; aber wenn man davon auch, rücksichtlich des kleinen Gewehrs, einigen Nutzen hat, so ergiebt sich doch ein Uebelstand daraus welcher den Vortheil desselben aufwiegt; denn aus Rücksicht auf dieses Gewehr werden die Mauern der Städte niedrig gemacht und fast in die Gräben versenkt, so daß wenn es zum Handgefecht kommt, entweder weil die Mauern niedergeworfen oder die Gräben ausgefüllt sind, der drinnen Befindliche viel mehr im Nachtheil ist als er früher war. Und darum nützen, wie oben gesagt wurde, diese Werkzeuge dem Belagerer der Städte viel mehr als dem Belagerten. Was das Dritte betrifft, sich im Lager innerhalb einer Verschanzung zu halten, um nur mit günstiger Gelegenheit und Vortheil eine Schlacht zu liefern, so

meine ich daß du nach dieser Seite hin gemeiniglich kein besseres Mittel hast dich eines Kampfes zu erwehren, als die Alten hatten, und daß du bisweilen des groben Geschützes wegen mehr Schwierigkeit findest. Denn wenn der Feind dir über den Hals kommt und, wie es sich leicht treffen kann, nur ein wenig Vortheil des Bodens hat und etwas höher steht als du, oder hast du bei seiner Ankunft deine Wälle noch nicht vollendet und dich mit diesen wohl gedeckt, so treibt er dich sofort und ohne daß du ein Mittel dagegen hast heraus, und du bist gezwungen deine Befestigung zu verlassen und zum Kampfe zu kommen. So ging es den Spaniern in der Schlacht von Ravenna, wo sie sich zwischen dem Roncoflusse und einem Walle verschanzt hatten, aber weil sie diesen nicht hinlänglich hoch geführt und die Franzosen ein wenig den Vortheil des Bodens hatten, durch das Geschütz gezwungen wurden ihre Befestigung zu verlassen und zum Kampfe zu kommen. Gesetzt aber, was auch meistens der Fall sein mag, der Ort wo du dein Lager genommen überrage die umliegenden und die Wälle seien gut und fest, so daß der Feind der Lage und deiner übrigen Anstalten wegen dich nicht anzugreifen wagt, so wird man in diesem Falle zu den Mitteln greifen zu denen man im Alterthum griff, wenn sich Einer mit seinem Heere in einer Stellung befand wo man ihm Nichts anhaben konnte, nämlich das Land plündern, die dir befreundete Städte nehmen oder belagern, dir die Lebensmittel abschneiden; so lange bis du durch irgend eine Nothwendigkeit gezwungen wirst deinen Standort zu verlassen und dich zur Schlacht zu stellen, bei welcher das Geschütz, wie unten gesagt werden wird, nicht viel ausrichtet. Betrachtet man nun was für eine Art Kriege die Römer führten, und sieht man daß sie fast alle ihre Kriege unternahmen um Andre anzugreifen, nicht aber um sich zu vertheidigen, so wird man, wofern das oben Gesagte wahr ist, begreifen daß sie noch mehr Vortheil gehabt und ihre Eroberungen noch schneller gemacht haben würden, wenn das Geschütz in jenen Zeiten gewesen wäre. Was das Zweite betrifft, daß die Menschen des groben Geschützes wegen ihre Tapferkeit nicht so zeigen können wie sie es im Alterthum konnten, so halte ich es allerdings für richtig, daß wo die Leute einzeln auftreten müssen, sie mehr Gefahr laufen als sonst, also wenn sie eine Stadt zu ersteigen oder ähnliche Angriffe zu machen haben, wo die Mannschaften nicht in geschlossenen Gliedern, sondern Jeder vom Andern getrennt für sich erscheinen muß. Es ist auch richtig daß die Feldherren und Heerführer mehr der Todesgefahr ausgesetzt sind als ehedem, da sie mit dem Geschütz überall erreicht werden können und es ihnen Nichts mehr hilft bei den hintersten Geschwadern zu bleiben und von den tapfersten Leuten umgeben zu sein. Nichtsdestoweniger sieht man daß eine wie die andre dieser beiden Gefahren selten besondern Schaden bringt; denn wohl befestigte Plätze ersteigt man nicht und schreitet auch nicht mit geringen Kräften zum Sturm auf sie, sondern es muß, wie es im Alterthum geschah, zu einer Belagerung kommen. Und bei denen die wirklich durch Sturm genommen werden sind die Gefahren nicht viel größer als ehedem, weil es auch in jener Zeit den Vertheidigern der Städte nicht an Schießwerkzeugen fehlte, die wenn sie auch nicht solchen Lärm machten, doch hinsichtlich der Tödtung der Menschen dieselbe Wirkung thaten. Was den Tod von Feldherren und Anführern betrifft, so haben wir dafür in den vierundzwanzig Kriegsjahren die in letzter Zeit in Italien gewesen sind weniger Beispiele als in Zeit von zehn Jahren bei den Alten. Denn den Grafen Lodovico della Mirandola, der bei Ferrara fiel, als die Venetianer vor einigen

Jahren diese Stadt angriffen, und den bei Cerignuola gebliebenen Herzog von Nemours ausgenommen ist es nicht vorgekommen daß einer durch eine Stückkugel getödtet worden wäre; denn der Herr von Foix kam bei Ravenna durch das Schwert, nicht durch Feuer ums Leben. So daß also wenn die Menschen keine persönliche Tapferkeit zeigen, dies nicht von den Geschützen herrührt, sondern von den schlechten Einrichtungen und der Schwäche der Heere, die weil es ihnen im Ganzen an Tapferkeit fehlt, sie auch im Einzelnen nicht zeigen können. Was das dritte von Jenen Angeführte betrifft, daß man nicht zum Handgefechte kommen könne und daß der Krieg sich ganz auf das grobe Geschütz beschränken werde, so erkläre ich diese Ansicht für ganz falsch, und die welche ihre Heere der alten Tapferkeit gemäß brauchen wollen werden sie immer dafür halten. Denn wer ein Heer tüchtig machen will, muß durch scheinbare oder wirkliche Kriegsübungen seine Leute daran gewöhnen an den Feind heranzugehen und das Schwert gegen ihn zu gebrauchen und mit ihm handgemein zu werden, und muß sich mehr auf die Fußtruppen als auf dia Reiter verlassen, aus Gründen die unten angegeben werden sollen. Und wenn er sich auf das Fußvolk und auf das vorgenannte Verfahren verläßt, wird das Geschütz ganz unnütz; denn leichter können die Fußtruppen bei der Annäherung an den Feind dem Feuer des Geschützes ausweichen, als sie in alter Zeit dem Stoß der Elephanten, der Sichelwagen und andern ungewöhnlichen Begegnungen ausweichen konnten, die die römischen Fußtruppen hatten und gegen die sie doch immer ein Mittel fanden; und um so leichter würden sie es gegen jenes gefunden haben, je kürzer die Zeit in der das grobe Geschütz dir schaden kann im Vergleich mit der ist während deren die Elephanten und Wagen schaden konnten. Denn diese bringen dich mitten im Gefecht in Unordnung, jene hindern dich nur vor dem Gefecht, und die Fußtruppen vermeiden dieses Hinderniß leicht, wenn sie entweder durch die Beschaffenheit des Bodens gedeckt marschiren oder sich wenn gefeuert wird auf die Erde werfen. Die Erfahrung hat sogar gezeigt daß dies nicht einmal nothwendig ist, besonders um sich des groben Geschützes zu erwehren, da dieses nicht so genau gerichtet werden kann, daß es wenn es hoch geht dich treffen, und wenn es niedrig geht bis zu dir gelangen sollte. Sind dann die Heere handgemein geworden, so ist klarer als der Tag daß weder großes noch kleines Grschütz dir mehr schaden kann; denn wenn es vorn steht, fällt es dir in die Hände, steht es hinten, so verletzt es eher den Freund als dich; auch im Rücken kann es dich nicht der Art treffen daß du nicht darauf losgehen könntest, und es erfolgt dann die nämliche Wirkung. Es ist hierüber nicht viel zu streiten, weil man ein Beispiel davon bei den Schweizern gesehen hat, die 1513 bei Novara ohne Geschütz und ohne Reiterei das mit Geschütz wohl versehene französische Heer in seinen Befestigungen aufsuchten und schlugen, ohne durch jenes im geringsten behindert zu werden. Und zwar ist der Grund davon außer dem oben Angeführten der, daß das Geschütz, wenn es wirken soll, einer Deckung durch Mauern oder Gräben oder Wälle bedarf, und wenn ihm eine solche Deckung fehlt, es weggenommen oder unnütz wird, wie es ihm geht, wenn es durch Menschen vertheidigt werden soll, was in den Treffen und Feldschlachten der Fall ist. Auf dem Flügel kann es nur in der Weise gebraucht werden wie die Alten ihre Schießwerkzeuge brauchten, daß sie sie außerhalb der Geschwader aufstellten, damit sie außerhalb der Glieder ihre Dienste thäten, und so oft sie von Reiterei oder sonst wem angegriffen wurden, fanden sie Zuflucht innerhalb der Legionen. Wer anders darauf rechnet,

versteht es nicht wohl und verläßt sich auf eine Sache die ihn leicht täuschen kann. Und wenn der Türke vermittelst des Geschützes über den Sophi und den Sultan den Sieg davon getragen, so kam dies von keinem andern Vorzuge desselben her als von dem Schrecken den sein ungewohnter Lärm ihrer Reiterei einjagte. Ich schließe also, indem ich zum Ende dieser Erörterung gelange, damit daß das grobe Geschütz bei einem Heere nützlich ist, wenn sich die alte Tapferkeit damit verbindet, ohne dieselbe aber einem tapferen Heere gegenüber ganz unnütz.

Achtzehntes Kapitel.

Daß man nach dem Vorgange der Römer und dem Beispiele des alten Kriegswesens die Fußtruppen höher schätzen muß als die Reiter.

Es läßt sich durch viele Gründe und viele Beispiele klar beweisen daß die Römer bei allen kriegerischen Unternehmungen viel mehr auf die Truppen zu Fuß als auf die zu Pferde hielten und alle ihre Pläne mit den Streitkräften auf jene gründeten; wie man dies aus vielen Beispielen und unter andern bei dem Kampfe mit den Latinern am Regiller See sieht, wo sie, als das römische Heer schon wankend wurde, um demselben zu Hülfe zu kommen die Reiter absitzen ließen, und nachdem sie auf diese Weise den Kampf erneuert, den Sieg errangen. Was deutlich beweist, wie die Römer mehr Vertrauen auf die Soldaten hatten wenn sie zu Fuß waren, als wenn sie zu Pferde blieben. Desselben Mittels bedienten sie sich in vielen andern Gefechten und fanden dadurch immer die beste Abhülfe in ihren Gefahren. Führe man nicht die Ansicht Hannibals dawider an, der als er in der Schlacht bei Cannä bemerkte daß die Consuln ihre Ritter hatten absteigen lassen, sich über eine solche Maßregel lustig machend sagte: Quam mallem vinctos mihi traderent equites, d. h. Noch lieber wäre mir's, sie überlieferten sie mir gebunden. Ist diese Ansicht gleich aus dem Munde eines sehr vorzüglichen Mannes gekommen, so muß man gleichwohl, wenn man nach dem Ansehen gehen will, mehr einer Republik wie Rom und so vielen ganz vorzüglichen Feldherren wie in derselben gelebt haben als dem einen Hannibal glauben, obschon man auch außer dem Ansehen auch ganz klare Gründe dafür hat. Denn der Mann zu Fuß kann an vielen Orten marschieren wo der Reiter nicht fortkommt; man kann ihn lehren Ordnung halten und wenn sie gestört wäre sie wieder herstellen; die Reiter sind schwer in Ordnung zu halten, und unmöglich ist es, wenn sie in Verwirrung gerathen sind sie wieder in Ordnung zu bringen. Außerdem findet man, wie Menschen, so auch Pferde welche wenig und solche welche viel Muth haben, und oft trifft es es sich daß ein muthiges Roß von einem feigen Menschen und ein feiges von einem muthigen Manne geritten wird, und entstehe diese Ungleichheit auf welche Weise sie wolle, so ist Unbrauchbarkeit und Unordnung die Folge davon; auch können geordnete Fußtruppen leicht die Reiterei durchbrechen, aber schwer von ihr durchbrochen werden. Diese Ansicht wird, außer vielen alten und neuen Beispielen, durch das Ansehn derer unterstützt die Nachricht

über bürgerliche Angelegenheiten geben, wobei sie zeigen wie man zuerst anfing die Kriege mit Reitern zu führen, weil die Einrichtung der Fußtruppen noch nicht getroffen war; als diese aber eingerichtet wurden, man sofort einsah wie viel nützlicher diese seien als jene. Es soll damit nicht gesagt sein daß die Reiterri beim Heere nicht nothwendig sei, sowohl um Kundschaften einzuziehen, als um das Land zu durchstreifen und Beute zu machen, um den Feind auf der Flucht zu verfolgen und zum Theil auch der Reiterei des Gegners Widerstand zu leisten; aber die Grundlage und der Kern des Heeres, und das worauf der meiste Werth zu legen ist, muß das Fußvolk sein. Und unter den Sünden der italienischen Fürsten, die Italien zur Sclavin der Fremden gemacht haben, ist keine größer als die, daß sie auf diese Ordnung wenig geachtet und ihre ganze Sorge der Reiterei zugewandt haben. Und zwar ist dieser Uebelstand von der Arglist der Anführer und der Unwissenheit der Regierenden gekommen. Denn da seit fünfundzwanzig Jahren das italienische Kriegswesen in die Hände von Leuten gerieth die Nichts zu regieren hatten, sondern Feldherren auf gut Glück waren, so dachten sie alsbald darauf sich ihr Ansehen dadurch zu bewahren daß sie bewaffnet und die Fürsten unbewaffnet blieben. Und da ein großer Haufe Fußvolk ihnen nicht fortwährend bezahlt werden konnte und sie Unterthanen deren sie sich bedienen konnten nicht hatten, eine kleine Anzahl aber ihnen kein Ansehen gab, so legten sie sich auf die Reiterei, weil zwei- oder dreihundert Reiter, die sich ein Bandenführer bezahlen ließ, ihn bei Ansehen erhielten und die Bezahlung nicht so hoch war daß sie von den Regierenden nicht hätten geleistet werden können. Und um es leichter dahin zu bringen und sich in größerem Ansehen zu erhalten, entzogen sie dem Fußvolk alle Zuneigung und Ehre und übertrugen sie auf diese ihre Reiter, und diese Unordnung nahm dergestalt überhand daß in den stärkften Heeren überall nur ein ganz geringer Theil Fußvolk zu finden war. Dieser Gebrauch, nebst vielen andern Unordnungen die sich mit demselben verbanden, machte das italienische Kriegswesen in einer Weise schwach daß dieses Land ohne Mühe von allen Nordländern unter die Füße getreten wurde. Noch deutlicher ergiebt sich dieser Fehler, die Reiterei höher als das Fußvolk zu schätzen, aus einem andern römischen Beispiele. Die Römer belagerten Sora, und da aus der Stadt eine Reiterschaar hervorbrach um das Lager anzugreifen, trat ihr der römische Reiteroberste mit seiner Reiterei entgegen, und als man auf einander stieß, wollte es das Schicksal daß beim ersten Anprall die Anführer beider Heeee fielen; während nun die Uebrigen ohne Leitung blieben, der Kampf aber gleichwohl fortdauerte, stiegen die Römer um den Feind leichter zu überwinden von den Pferden ab und zwangen die feindlichen Reiter, wenn sie sich vertheigen wollten, das Gleiche zu thun, trotz alledem aber trugen die Römer den Sieg davon. Das Beispiel kann nicht treffender beweisen wie viel mehr Kraft den Fußtruppen als den Reitern innewohnt, denn wenn bei andern Gelegenheiten die Consuln die römischen Reiter absitzen ließen, so geschah es um dem bedrängten und der Unterstützung bedürftigen Fußvolke zu Hülfe zu kommen; in diesem Falle aber stiegen sie nicht ab um das Fußvolk zu unterstützen, auch nicht um mit feindlichem Fußvolke zu kämpfen, sondern Reiter gegen Reiter kämpfend glaubten sie, außer Stande sie zu Pferde zu überwinden, sie zu Fuß leichter zu besiegen. Ich will daher den Schluß ziehen, daß ein geordnetes Fußvolk nicht ohne die größte Mühe überwunden werden kann, außer von einem zweiten Fußvolk. Die Römer Crassus und Marcus Antonius durchstreiften

mit ganz wenigen Reitern und sehr viel Fußvolk viele Tage lang das Gebiet der Parther und hatten unzählige parthische Reiter sich gegenüber. Crassus blieb dort mit einem Theile seines Heeres todt, Marc Anton rettete sich mit vieler Tapferkeit. Gleichwohl sieht man bei dieser Bedrängniß der Römer, wie sehr die Fußtruppen den Reitern überlegen waren; denn in einem ausgedehnten Lande, wo die Gebirge selten, die Flüsse ganz selten, die Küste weit und an jeder Bequemlichkeit Mangel war, rettete sich gleichwohl Marc Anton nach dem Urtheil der Parther mit Tapferkeit, und nie hatte die ganze parthische Reiterei den Muth auf die Reihen seines Heeres einen Angriff zu machen. Wenn Crassus dort blieb, so wird der aufmerksame Leser seiner Erlebnisse sehen wie er mehr überlistet als bezwungen wurde und daß bei allen seinen Unordnungen die Parther niemals auf ihn loszugehen wagten, sondern immer neben ihm herziehend und ihm die Zufuhr abschneidend, versprechend und nicht haltend, ihn in das äußerste Elend brachten. Ich glaube, es würde mir mehr Mühe kosten zur Ueberzeugung zu bringen, um wieviel stärker die Kraft der Fußtruppen als die der Reiterei ist, wenn wir nicht neuere Beispiele genug hätten, die das vollste Zeugniß dafür ablegen. Man hat die oben von uns angeführten neuntausend Schweizer bei Novara auf zehntausend Reiter und eben so viele Fußknechte losgehen und sie besiegen sehen, weil die Reiterei ihnen Nichts anhaben konnte, aus den Fußknechten aber, die zum guten Theil gascognisches Volk und schlecht geordnet waren, sie sich wenig machten. Man sah ferner sechsundzwanzigtausend Schweizer oberhalb Mailand den König Franz von Frankreich angreifen, der zwanzigtausend Reiter, vierzigtausend Mann Fußvolk und hundert Stück grobes Geschütz bei sich hatte, und wenn sie auch nicht wie bei Novara den Sieg errangen, so kämpften sie doch tapfer zwei Tage lang, und als sie geschlagen waren, rettete sich noch die Hälfte von ihnen. Marcus Attilius Regulus machte sich anheischig mit seinem Fußvolke nicht allein den Reitern, sondern den Elephanten die Spitze zu bieten, und wenn ihm auch sein Plan nicht glückte, so war doch immer die Tapferkeit seines Fußvolks eine solche daß er das Vertrauen zu ihr hatte diese Schwierigkeit überwinden zu können. Ich wiederhole also daß man, um geordnete Fußtruppen zu besiegen, ihnen noch besser geordnete Fußtruppen entgegenstellen muß, sonst geht man einer offenbaren Niederlage entgegen. Zu den Zeiten Filippo Visconti's, Herzogs von Mailand, stiegen etwa sechzehntausend Schweizer in die Lombardei hinab, worauf der Herzog, der damals den Carmignuola zum Feldherrn hatte, ihnen denselben mit ungefähr tausend Reitern und wenigem Fußvolk entgegenschickte. Dieser, welcher ihre Art zu kämpfen nicht kannte, ging ihnen mit seinen Reitern entgegen, in der Meinung sie sofort auseinander sprengen zu können. Da er sie aber unbeweglich fand, zog er sich, nachdem er viele seiner Leute verloren, zurück und ging als ein tapferer Mann, der bei neuen Vorfällen neue Maßregeln zu ergreifen wußte, nachdem er seine Leute wieder vollzählig gemacht, ihnen aufs neue entgegen, ließ, als er ihnen gegenüber angekommen war, alle seine Schwerbewaffneten von den Pferden steigen, stellte sie an die Spitze seines Fußvolks und drang so auf die Schweizer ein, die sich gar nicht zu helfen wußten; denn da die Schwerbewaffneten Carmignuola's zu Fuß und wohl gerüstet waren, konnten sie leicht ohne irgend eine Verletzung zu erleiden in die Reihen der Schweizer einbrechen und eingebrochen mit Leichtigkeit auf sie einhauen, so daß von ihrer ganzen Schaar nur der Theil am Leben blieb, der durch die Menschlichkeit des Carmignuola gerettet wurde. Ich glaube daß

Viele den Unterschied der Stärke begreifen welcher zwischen diesen beiden Waffengattungen besteht; allein wir leben in so unglücklichen Zeiten, daß weder alte noch neue Beispiele noch auch das Eingeständniß ihres Irrthums die neueren Fürsten dahin zu bringen vermag daß sie in sich gehen und bedenken, wie es, um dem Kriegswesen eines Landes oder Staates Ansehen zu verschaffen, nothwendig ist diese Einrichtungen wieder zu erwecken, dabei zu bleiben, ihnen Ansehn, ihnen Leben zu geben, damit sie auch ihnen wieder Leben und Ansehn schaffen. Und wie sie von diesen Einrichtungen abgehen, so weichen sie auch von den andern oben genannten Einrichtungen ab, und daher kommt es daß ihre Eroberungen zum Nachtheil, nicht zur Größe eines Staates ausschlagen, wie unten gezeigt werden wird.

Neunzehntes Kapitel.

Daß Eroberungen in Republiken welche nicht wohl eingerichtet sind und nicht mit der römischen Tüchtigkeit verfahren zu ihrem Verderben, nicht zu ihrer Erhöhung führen.

Diese der Wahrheit zuwiderlaufenden Meinungen, die sich auf die in unsern verderbten Zeitaltern eingeführten bösen Beispiele gründen, sind die Ursache davon daß die Menschen nicht daran denken von ihrer gewohnten Weise abzugehen. Wie hätte man vor dreißig Jahren einen Italiener davon überzeugen können, daß zehntausend Fußknechte in einer Ebene zehntausend Reiter und eben so viel Mann zu Fuß würden angreifen und nicht allein mit ihnen kämpfen, sondern sie würden schlagen können, wie man es an dem öfters angeführten Beispiele von Navara sieht? Und wenn auch die Geschichte von solchen Dingen voll ist, so würden sie uns doch nicht geglaubt haben, und hätten sie uns geglaubt, so würden sie gesagt haben, in jetziger Zeit bewaffne man sich besser, und ein Geschwader Schwerbewaffneter sei im Stande einen Felsen, geschweige einen Trupp Fußknechte über den Haufen zu werfen. Und so verdarb man mit dergleichen falschen Entschuldigungen sein Urtheil, und hätte nicht beachtet daß Lucullus mit wenigem Fußvolk hundertfunfzigtausend Reiter des Tigranes schlug und daß sich unter diesen eine unseren Schwerbewaffneten ganz ähnliche Art von Reitern befand; so aber wurde durch das Beispiel der nordländischen Völkerschaften das Trügerische dieser Meinung aufgedeckt. Und wie man an diesem Beispiel sieht daß das wahr ist was hinsichtlich der Fußtruppen in der Geschichte erzählt wird, so sollte man auch von allen übrigen Einrichtungen der Alten glauben daß sie richtig und nützlich waren. Und wenn dies geglaubt würde, so würden die Republiken und die Fürsten weniger Fehler begehen, würden einem ihnen über den Hals kommenden Angriffe kräftigeren Widerstand entgegensetzen können, würden nicht ihr Heil in der Flucht suchen, und die welche die Lenkung eines Gemeinwesens in Händen hätten würden ihm, sei es auf dem Wege der Vergrößerung, sei es auf dem der Erhaltung, eine bessere Richtung zu geben wissen, und glauben daß die Einwohner ihrer Stadt zu mehren, sich Genossen und nicht Unterthanen zu schaffen, zur Bewachung der eroberten

Landstriche Kolonien auszusenden, auf Beute zu halten, den Feind durch Streifzüge und Schlachten, nicht durch Belagerungen zu bezwingen, die Gesammtheit reich, den Einzelnen aber arm zu erhalten, mit größtem Eifer die kriegerischen Uebungen zu pflegen die Wege sind eine Republik groß zu machen und Herrschaft zu erringen. Und wem diese Art der Vergrößerung nicht gefiele, der würde bedenken daß Eroberungen auf jedem andern Wege das Verderben der Republiken sind und jedem Ehrgeiz Zügel anlegen, indem er seine Stadt im Innern durch Gesetze und Sitten wohl regelte, ihr das Erobern verböte und nur darauf dächte sich zu vertheidigen und die Vertheidigungsmittel in gutem Stande zu erhalten, wie die Republiken Deutschlands thun, die auf diese Weise frei leben und schon eine Zeit lang gelebt haben. Gleichwohl kam es, wie ich anderwärts sagte, als ich den Unterschied zwischen der auf Eroberung und der auf Erhaltung berechneten Einrichtung erörterte, einer Republik unmöglich gelingen ruhig zu bleiben und sich ihrer Freiheit und ihrer engen Grenzen zu erfreuen; denn wenn sie nicht Andere belästigt, wird sie belästigt werden, und aus dem Belästigtwerden wird bei ihr die Lust und die Nothwendigkeit entspringen zu erobern, und wenn sie den Feind nicht draußen hätte, würde sie ihn zu Hause finden, wie es allen großen Städten gehen zu müssen scheint. Und wenn die Republiken Deutschlands ihrerseits in dieser Weise leben und eine Zeit lang haben bestehen können, so kommt dies von gewissen in diesem Lande vorhandenen Bedingungen, welche anderwärts sich nicht finden, und ohne welche sie eine solche Lebensweise nicht inne halten könnten. Der Theil Deutschlands von dem ich rede war, wie Frankreich und Spanien, der römischen Herrschaft unterworfen; als diese aber dann in Verfall gerieth und die Herrschaft in diesem Lande zum bloßen Titel geworden war, begannen die mächtigern Städte darin, je nach der Ohnmacht oder der Bedrängniß der Kaiser, sich frei zu machen, indem sie sich durch Verpflichtung zu einem kleinen Jahreszinse vom Reich loskauften; dergestalt daß sich nach und nach alle Städte die unmittelbar unter dem Kaiser standen und keinem Fürsten unterworfen waren in solcher Weise losgekauft haben. Zu derselben Zeit da diese Städte sich loskauften traf es sich, daß gewisse dem Herzog von Oestreich unterworfene Gemeinden sich gegen ihn empörten, worunter Freiburg*) und Schwyz und ähnliche, welche gleich anfangs vom Glück begünstigt nach und nach zu solcher Macht gelangten daß sie nicht nur nicht unter das östreichische Joch zurückkehrten, sondern allen ihren Nachbarn furchtbar geworden sind; und das sind die welche man Schweizer nennt. Es ist also dieses Land getheilt in Schweizer, Republiken, welche freie Reichsstädte heißen, Fürsten und den Kaiser. Die Ursache aber weshalb dort bei solcher Verschiedenheit des bürgerlichen Lebens keine Kriege entstehen, oder wenn sie entstehen nicht lange dauern, ist die Würde des Kaisers, der wenn er auch manchmal nicht viel Macht hat, doch solches Ansehen unter ihnen genießt, daß er einen Vermittler für sie bildet und mit seinem Ansehen sich als Mittelsperson dazwischen stellend sofort jeden Zwist niederschlägt. Und zwar sind die größten und längsten Kriege die es dort gegeben hat die zwischen den Schweizern und

---

*) Filiburgo — ich weiß nicht, welchen Ort Machiavelli mit diesem Namen meint. Jedenfalls muß ihm außer einer starken Entstellung auch noch eine Verwechselung zu Grunde liegen, da sich in den Urcantonen kein auch nur ähnlicher Ortsname findet. D. U.

dem Herzog von Oestreich geführten; und obschon seit vielen Jahren der Kaiser und der Herzog von Oestreich ein und dieselbe Person sind, hat er doch nie die Kühnheit der Schweizer überwinden können, bei denen es niemals zu einem Vergleich anders gekommen ist als durch Gewalt. Auch hat ihm der übrige Theil Deutschlands nicht viel Hülfe geleistet, sowohl weil die Gemeinden sich nicht dazu verstehen Einen anzugreifen der wie sie in Freiheit leben will, als auch weil die Fürsten theils aus Armuth es nicht können, theils aus Eifersucht auf seine Macht nicht wollen. So können also diese Gemeinden mit ihrem kleinen Gebiete zufrieden leben, weil sie mit Rücksicht auf die kaiserliche Gewalt keine Ursache haben es größer zu wünschen; sie können einig innerhalb ihrer Mauern leben, weil sie den Feind in der Nähe haben, der die Gelegenheit benutzen würde sich ihrer zu bemächtigen, sobald sie in Zwiespalt geriethen. Wenn die Verhältnisse dieses Landes andre wären, so müßten sie sich zu vergrößern suchen und aus ihrer Ruhe heraustreten. Und weil anderwärts solche Bedingungen nicht sind, kann man diese Lebenseinrichtung nicht annehmen und muß sich entweder durch Bündnisse vergrößern, oder auf dem Wege wie die Römer. Und wer anders handelt, der sucht nicht sein Leben sondern seinen Tod und Untergang; denn auf tausendfache Art und aus vielen Ursachen sind Eroberungen schädlich, da es sich sehr wohl zusammen verträgt, Herrschaft und nicht Kräfte zu erwerben, und wer Herrschaft und nicht Kräfte zugleich erwirbt, zu Grunde gehen muß. Kräfte kann nicht erwerben, wer im Kriege verarmt, wenn er auch siegreich ist, weil er bei den Eroberungen mehr zusetzt als gewinnt; wie es die Venetianer und Florentiner gethan haben, die in der Zeit wo die Einen die Lombardei nnd die Andern Toscana besaßen weit schwächer gewesen sind, als da sich Jene mit dem Meer und diese mit sechs Meilen Landesgrenze begnügten. Denn es kam nur daher daß sie erobern wollten und den richtigen Weg nicht zu finden wußten, und sie sind um so tadelnswerther je weniger Entschuldigung sie haben, da sie den Weg gesehen den die Römer eingeschlagen haben und ihrem Beispiel hätten folgen können, während die Römer ohne irgend ein Vorbild durch ihre Klugheit von selbst ihn zu finden wußten. Ferner bringen manchmal die Eroberungen jeder wohl eingerichteten Republik nicht geringen Schaden, wenn eine Stadt oder ein Land voller Genüsse erobert wird, wo man durch den Verkehr mit den Bewohnern desselben ihre Sitten annehmen kann, wie es bei der Eroberung Capua's erst Rom und dann Hannibal ging. Und wenn Capua weiter von der Stadt abgelegen und nicht für die Verirrung der Soldaten die Abhülfe in der Nähe gewesen wäre, oder Rom in irgend einer Beziehung verderbt gewesen wäre, so war diese Eroberung ohne Zweifel der Untergang der römischen Republik. Titus Livius bezeugt dies auch mit den Worten: Jam tunc minime salubris militari disciplinae Capua, instrumentum omnium voluptatum, delinitos militum animos avertit a memoria patriae. Und wahrlich dergleichen Städte oder Länder rächen sich an dem Sieger ohne Kampf und Blut, da sie sie durch die Einpflanzung ihrer bösen Sitten der Gefahr aussetzen, von Jedem der sie angreift überwunden zu werden. Und Juvenal könnte in seinen Satiren diesen Punkt nicht besser in Betracht ziehen, indem er sagt daß durch die Eroberung der fremden Länder die fremden Sitten in die Herzen der Römer Eingang gefunden und an Stelle der Sparsamkeit und anderer vortrefflicher Tugenden gula et luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem. Wenn also das Erobern nahe daran war

den Römern verderblich zu werden, zu einer Zeit wo diese mit so viel Klugheit und Tapferkeit verfuhren, wie wird es dann denen ergehen die von ihrer Handlungsweise weit entfernt sind? und die außer andern, oben hinreichend erörterten, Fehlern die sie begehen sich der Mieths- oder Hülfstruppen bedienen? aus denen ihnen oft die Nachtheile erwachsen von denen im folgenden Kapitel die Rede sein wird.

Zwanzigstes Kapitel.

Was für Gefahr ein Fürst oder eine Republik auf sich nimmt die sich der Hülfs- oder Miethsheere bedient.

Hätte ich nicht in einem andern meiner Werke ausführlich davon gehandelt, wie unnütz die Mieths- und Hülfsheere und wie nützlich die eigenen seien, so würde ich mich in dieser Erörterung weit mehr darüber verbreiten als ich thun werde; da ich aber anderwärts weitläufig davon gesprochen, werde ich mich in diesem Punkte kurz fassen. Ganz aber hat mir nicht gut geschienen ihn zu übergehen, da ich in Bezug auf die Hülfstruppen bei Titus Livius so reiche Beispiele dafür finde; indem Hülfstruppen diejenigen sind welche ein Fürst oder eine Republik unter einem Befehlshaber und besoldet dir zu Hülfe sendet. Und zu der Erzählung des Livius kommend führe ich an daß als die Römer mit ihren Heeren, die sie den Capuanern zu Hülfe geschickt, an verschiedenen Orten zwei Heere der Samniter geschlagen und dadurch die Capuaner von dem Kriege den die Samniter mit ihnen führten befreit hatten und nun nach Rom zurückkehren wollten, sie um die ihres Schutzes beraubten Capuaner nicht aufs Neue eine Beute der Samniter werden zu lassen, im Gebiet von Capua zwei Legionen zurückließen die sie vertheidigen sollten. Diese Legionen aber, die im Müßiggange faulten, fingen an daran Vergnügen zu finden, dergestalt daß sie das Vaterland und die Ehrfurcht vor dem Senate vergessend die Waffen zu ergreifen und sich zu Herren des Landes das sie durch ihre Tapferkeit vertheidigt hatten zu machen gedachten, indem sie meinten, die Einwohner seien nicht werth die Güter zu besitzen die sie nicht vertheidigen könnten. Da der Anschlag jedoch an den Tag kam, wurde er von den Römern unterdrückt und geahndet, wie da wo wir von den Verschwörungen reden werden umständlich gezeigt werden soll. Ich sage also nochmals, daß von allen Gattungen von Truppen die Hülfe leistenden die schädlichsten sind. Denn über sie hat der Fürst oder die Republik die sie zu ihrer Unterstützung verwendet keinerlei Gewalt, sondern nur der Gewalt der sie sendet. Den Hülfstruppen sind, wie gesagt, die welche dir von einem Fürsten unter seinen Befehlshabern, unter seinen Fahnen gesandt und von ihm besoldet werden, wie es das Heer wurde welches die Römer nach Capua schickten. Dergleichen Truppen berauben, wenn sie gesiegt haben, in den meisten Fällen den der sie gebraucht hat eben so wie den gegen den sie gebraucht worden sind; und zwar thun sie das entweder aus Bosheit des Fürsten der sie schickt, oder aus eigener Herrschsucht. Und obwohl es nicht die Absicht der Römer war die Uebereinkunft und die Verträge zu brechen der sie mit den Capuanern geschlossen, so schien trotzdem jenen Truppen die Leichtigkeit sie zu unterdrücken so groß, daß sie sie auf den Ge-

danken zu bringen vermochte den Capuanern Stadt und Herrschaft zu entreißen. Es ließen sich viele Beispiele dafür geben, doch genüge mir dies und das der Rheginer, denen Leben und Stadt durch eine von den Römern zu ihrem Schutze hineingelegte Legion entrissen wurde. Ein Fürst oder eine Republik muß daher eher jeden andern Ausweg ergreifen als sich entschließen zu seinem Schutze Hülfsvölker in seinen Staat zu führen, wenn er sich ihnen anvertrauen muß, weil jeder Abschluß, jede Uebereinkunft mit dem Feinde, sei sie auch noch so hart, leichter für ihn sein wird als ein solcher Ausweg. Und wenn man achtsam die vergangenen Geschichten liest und die gegenwärtigen durchläuft, wird man gegen Einen bei dem er ein gutes Ende genommen Unzählige finden die die Betrogenen geblieben sind. Und ehrgeizige Fürsten und Republiken können keine bessere Gelegenheit haben eine Stadt oder ein Land in Besitz zu nehmen, als wenn sie gebeten werden ihre Heere zur Vertheidigung desselben zu senden. Deshalb sucht der welcher so ehrgeizig ist, daß er nicht allein zu seiner Vertheidigung, sondern zum Angriff auf Andre dergleichen Hülfe herbeiruft, Etwas zu erringen was er nicht festzuhalten vermag und was ihm von dem der es ihm erringt mit Leichtigkeit genommen werden kann. Allein der Ehrgeiz der Menschen ist so groß, daß sie um eine augenblickliche Begierde zu befriedigen nicht an das Schlimme denken was in kurzer Zeit daraus für sie hervorgehen muß. Und die alten Beispiele rühren sie hierbei ebenso wenig wie in den übrigen angeführten Dingen; denn ließen sie sich durch diese belehren, so würden sie sehen daß je großmüthiger man sich gegen die Nachbarn zeigt und je entfernter von dem Gedanken sie unterjochen zu wollen, desto mehr sie sich dir in die Arme werfen, wie unten an dem Beispiele der Capuaner gezeigt werden wird.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der erste Prätor den die Römer an irgend einen Ort schickten kam nach Capua, vierhundert Jahre nachdem sie Krieg zu führen angefangen hatten.

Wie sehr sich die Römer in ihrer Verfahrungsweise hinsichtlich des Eroberns von denen unterschieden welche in jetziger Zeit ihre Gerichtsbarkeit ausdehnen, ist oben hinlänglich erörtert, so wie auch daß sie den Städten die sie nicht zerstörten, ja sogar denen welche nicht als Bundesgenossen, sondern als Unterthanen sich ihnen überlieferten nach ihren eigenen Gesetzen zu leben gestatteten und nicht das geringste Zeichen der Herrschaft des römischen Volkes darin zurückließen, sondern sie nur an gewisse Bedingungen banden, bei deren Erfüllung sie sie in ihrer Macht und Würde beließen. Und dieses Verfahren sieht man sie beobachten, bis sie über Italien hinausgingen und die Staaten und Reiche in Provinzen zu verwandeln anfingen. Der deutlichste Beweis dafür ist, daß der erste Prätor der von ihnen an irgend einen Ort geschickt wurde nach Capua kam, wohin sie ihn nicht aus Herrschsucht, sondern deshalb schickten weil sie von den Capuanern darum gebeten worden waren, welche wegen eines Zwiespalts unter sich es für nöthig erachteten einen römischen Bürger in der Stadt zu haben, der sie wieder zu Ordnung und Einigkeit brächte. Durch dieses Beispiel bewogen und von derselben Nothwendigkeit gedrängt, verlangten auch die Antiaten einen Präfecten. Und

Titus Livius sagt über diesen Vorfall und diese neue Weise zu herrschen: Quod jam non solum arma, sed jura Romana pollebant. Man sieht demnach wie bedeutend diese Handlungsweise das römische Wachsthum erleichterte. Denn die Städte namentlich welche in Freiheit zu leben gewöhnt sind oder sich immer durch Inländer haben regieren lassen fügen sich mit ganz andrer Ruhe unter eine Herrschaft die sie nicht sehen, wenn sie selbst einigermaßen drückend wäre, als unter die welche ihnen dadurch daß sie ihnen täglich vor Augen steht täglich ihre Knechtschaft vorzuwerfen scheint. Außerdem folgt daraus noch ein andrer Vortheil für den Fürsten, daß nämlich weil seine Diener nicht die Gerichte und die obrigkeitlichen Aemter in Händen haben die in bürgerlichen und peinlichen Sachen in diesen Städten Recht pflegen, niemals einen Urtheilsspruch zu Vorwurf oder Schande des Fürsten ergehen kann, und auf diese Weise viele Anlässe zu Verleumdung und Haß gegen ihn wegfallen. Und daß dies richtig sei, dafür haben wir außer den alten Beispielen die sich dafür anführen ließen ein ganz neues in Italien. Da nämlich Genua, wie Jedermann weiß, mehrmals von den Franzosen erobert worden, so hat deren König immer, mit Ausnahme der letzten Zeit, einen französischen Statthalter dahin geschickt, um es in seinem Namen zu regieren. Nur gegenwärtig hat er, nicht aus eigner Wahl, sondern weil es die Nothwendigkeit so gefordert, die Stadt sich selbst und durch einen genuesischen Statthalter regieren lassen. Und wahrlich, wer untersuchen wollte welche von diesen beiden Verfahrungsweisen dem Könige mehr Sicherheit für die Herrschaft über sie biete und jenem Volke mehr zur Zufriedenheit gereiche, der würde ohne Zweifel diese letzte Weise gut heißen. Ueberdies werfen sich dir die Menschen desto mehr in die Arme, je ferner du davon scheinst sie unterjochen zu wollen, und fürchten dich in Beziehung auf ihre Freiheit um so weniger, je leutseliger und freundlicher du gegen sie bist. Diese Freundlichkeit und Großmuth bewog die Capuaner eiligst einen Prätor von den Römern zu erbitten, während wenn die Römer nur die mindeste Lust gezeigt hätten ihnen einen zu schicken, sie sofort eifersüchtig geworden sein und sich von ihnen abgewandt haben würden. Doch warum brauchen wir die Beispiele aus Capua und Rom zu holen, da wir deren in Florenz und Toscana haben? Jedermann weiß wie lange es her ist daß die Stadt Pistoja sich freiwillig unter florentinische Herrschaft begab. Jedermann weiß auch welche Feindschaft zwischen den Florentinern, Pisanern, Lucchesen und Senesen geherrscht hat; und diese Verschiedenheit der Gesinnung ist nicht daher gekommen daß die Pistojesen nicht ihre Freiheit wie die Andern schätzten und sich nicht für so viel hielten wie die Andern, sondern weil sich die Florentiner gegen sie immer als Brüder und gegen die Andern als Feinde benommen haben. Das hat gemacht daß die Pistojesen freiwillig unter ihre Herrschaft geeilt sind, die Andern aber alle Kräfte aufgeboten haben und noch aufbieten um nicht darunter zu gelangen. Und ganz gewiß würden die Florentiner, wenn sie ihre Nachbarn durch Bündnisse und Beistand vertraulich, nicht wild gemacht hätten, zu dieser Stunde Herren von Toscana sein. Ich sage darum keineswegs daß man Waffen und Gewalt gar nicht anwenden müsse, aber man muß sie auf zuletzt aufsparen, wo und wann die andern Mittel nicht mehr ausreichen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie falsch oft die Ansichten der Menschen bei Beurtheilung großer Dinge sind.

Wie falsch oft die Ansichten der Menschen sind, sahen und sehen die welche sich in der Lage befinden Zeugen ihrer Berathungen zu sein, die wenn sie nicht von ausgezeichneten Männern gepflogen werden, oft aller Wahrheit zuwiderlaufen. Und weil ausgezeichnete Männer in verderbten Republiken, hauptsächlich in ruhigen Zeiten, aus Neid und andern ehrsüchtigen Anlässen angefeindet werden, so folgt man dem was durch einen allgemeinen Irrthum für gut erklärt und von Menschen die vielmehr die Gunst als das Wohl der Menge wollen aufgestellt wird. In Unglückszeiten kommt dann dieser Irrthum zu Tage, und nothgedrungen nimmt man seine Zuflucht zu denen welche in ruhigen Zeiten wie vergessen waren, wie dies an seinem Orte ausführlich erörtert werden wird. Es ereignen sich auch gewisse Vorfälle, bei denen Menschen die keine große Erfahrung in den Dingen besitzen leicht getäuscht werden, indem der Vorfall der sich ereignet viele wahrscheinliche Seiten hat, um das glaublich zu machen was die Menschen über einen solchen Fall sich einbilden. Ich habe dies aus Anlaß dessen gesagt was der Prätor Numicius, nachdem die Latiner von den Römern geschlagen worden waren, ihnen einredete, so wie dessen was vor wenigen Jahren von Vielen geglaubt wurde, als König Franz I. von Frankreich zur Eroberung Mailands kam, das von den Schweizern vertheidigt wurde. Ich erwähne deshalb daß als Ludwig XII. gestorben war, Franz von Angouleme, der als König von Frankreich folgte und dem Reiche das Herzogthum Mailand wieder einverleiben wollte, das wenige Jahre mehr auf Anstiften des Papstes Julius II. von den Schweizern eingenommen worden war, eine Unterstützung in Italien zu haben wünschte, die ihm das Unternehmen erleichterte, und außer den Venetianern, die König Ludwig wieder für sich gewonnen, es bei den Florentinern und Papst Leo X. versuchte, da ihm sein Unternehmen leichter schien sobald er sich diese gewonnen, weil die Truppen des Königs von Spanien in der Lombardei und andre kaiserliche Streitkräfte in Verona standen. Papst Leo gab den Wünschen des Königs nicht nach, sondern ließ sich von seinen Rathgebern, wie man sagte, überreden neutral zu bleiben, indem man ihm in diesem Verhalten den sichern Sieg zeigte; weil es weder zum Vortheil der Kirche sei den König noch die Schweizer in Italien mächtig zu sehen, vielmehr wenn man ihm seine alte Freiheit wiedergeben wolle, es von dem Drucke des Einen wie des Andern befreit werden müsse. Und da Beide, entweder jeden für sich oder alle zusammen, zu besiegen nicht möglich sei, so sei es das Beste, wenn man Einen den Andern überwinden lasse und die Kirche mit ihren Freunden sich dann auf den Sieger werfe. Eine bessere Gelegenheit dafür zu finden als die gegenwärtige sei unmöglich, da Einer gegen den Andern im Felde stehe und der Papst seine Streitmacht bereit habe, um sich an den Grenzen der Lombardei in der Nähe beider Heere unter dem Anschein sein Besitzthum schützen zu wollen aufstellen und dort so lange stehen bleiben zu können bis es zur Schlacht komme, welche bei der Tapferkeit des einen wie des andern Heeres allem Vermuthen nach für beide Theile blutig ausfallen und den Sieger so geschwächt zurücklassen müsse, daß es für den Papst ein Leichtes sei ihn anzugreifen und zu schla-

n; und so werde er zu seinem Ruhme dahin kommen daß er Herr der mbardei und Schiedsrichter ganz Italiens bleibe. Wie falsch jedoch diese nsicht war, zeigte der Ausgang der Sache; denn als nach einem langen efecht die Schweizer überwunden waren, getrauten sich die päpstlichen und anischen Truppen so wenig die Sieger anzugreifen, daß sie sich vielmehr r Flucht bereiteten, die ihnen auch noch Nichts geholfen haben würde, enn nicht die Menschlichkeit oder die Gleichgültigkeit des Königs gewesen äre, der keinen zweiten Sieg suchte, sondern sich damit begnügte einen ergleich mit der Kirche zu schließen. Jene Ansicht hat einige Gründe für h, die von fern richtig scheinen und doch der Wahrheit ganz widersprechend nd. Denn es ist ein seltner Fall daß der Sieger viele von seinen Solten verliert, weil die siegreichen im Kampfe, nicht auf der Flucht sterben, der Hitze des Gefechts aber, wenn die Leute einander Mann gegen Mann genüberstehen, wenige fallen, hauptsächlich weil es meistens nur kurze Zeit uert; und wenn es auch längere Zeit dauerte und viele von den Siegern eben, ist doch das Ansehen welches der Sieg nach sich zieht und der chrecken der ihn begleitet so groß, daß er bei weitem den Verlust überegt den der Tod der Soldaten gebracht hätte. So daß also ein Heer lches in der Meinung daß der Sieger geschwächt sei ihm entgegenrückte h getäuscht sehen würde, es müßte denn ein solches Heer sein welches zu er Zeit, sowohl vor dem Siege wie nachher, sich mit ihm messen könnte. n diesem Falle könnte er, je nach Glück und Tapferkeit, siegen und verren; aber der vorher im Gefecht gewesen und gesiegt, würde jedenfalls ortheil über den Andern haben. Man erkennt dies deutlich aus der Erhrung der Latiner und aus dem Trugschluß den der Prätor Numicius achte, und dem Schaden den die Völker die ihm glaubten davon hatten, dem er, nachdem die Römer die Latiner besiegt, im ganzen Lande Latium sschrie, jetzt sei die Zeit die durch den Kampf mit ihm geschwächten Römer zugreifen, und nur der Name des Sieges sei den Römern geblieben, sonst er aller Verlust widerfahren, als wenn sie überwunden worden wären, und e kleine Macht die sie von neuem angreife müsse sie über den Haufen erfen. Worauf die Völker die ihm Glauben schenkten ein neues Heer zummenbrachten und sofort geschlagen wurden, und all den Schaden erlitten n die welche solche Ansichten hegen immer erleiden werden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

ie sehr die Römer beim Urtheilsprechen über die Unterthanen, wenn irgend ein Vorfall solches nöthig machte, den Mittelweg flohen.

Jam Latio is status erat rerum, ut neque pacem neque bellum ti possent. Von allen unglücklichen Zuständen ist der unglücklichste der es Fürsten oder einer Republik, welche in die Lage gebracht ist daß sie n Frieden nicht annehmen und den Krieg nicht aushalten kann, eine Lage welche diejenigen kommen, welche durch die Bedingungen des Friedens zusehr leiden und andrerseits, wenn sie Krieg führen wollen, sich entweder

dem der sie unterstützt zur Beute überlassen oder die Beute des Feindes werden müssen. Und in alle diese Fälle kommt man durch schlechte Rathschläge und üble Entschlüsse in Folge unrichtiger Abmessung seiner Kräfte, wie oben gesagt ward. Denn die Republik oder der Fürst der sie richtig abmäße würde schwerlich in die Lage kommen in welche die Latiner geriethen, die als sie sich nicht mit den Römern vergleichen mußten, sich verglichen und als sie keinen Krieg anfangen mußten, Krieg anfingen und es auf diese Weise dahin zu bringen verstanden daß ihnen die Feindschaft und die Freundschaft der Römer gleich nachtheilig war. Die Latiner waren also besiegt und gänzlich zu Boden geworfen, zuerst von Manlius Torquatus und dann von Camillus, der nachdem er sie gezwungen sich zu ergeben und vollständig den Römern in die Hände zu liefern, und in allen Städten Latiums Besatzung gelegt und von allen Geiseln genommen, nach Rom zurückgekehrt dem Senate berichtete, ganz Latium liege zu den Füßen des römischen Volkes. Und weil der Urtheilsspruch über dasselbe bemerkenswerth ist und Beachtung verdient, um nachgeahmt werden zu können, wenn sich den Fürsten ähnliche Gelegenheit bietet, so will ich die dem Camillus in den Mund gelegten Worte des Livius anführen, welche sowohl von der Art wie die Römer bei ihrer Vergrößerung verfuhren als auch davon Zeugniß ablegen, daß sie bei Staatsurtheilen immer den Mittelweg flohen und das Aeußerste wählten. Denn Regieren heißt nichts Anderes als die Unterthanen in einem Zustande erhalten daß sie dich zu verletzen weder vermögen noch brauchen. Dies geschieht dadurch daß man sich entweder ihrer vollständig versichert, indem man ihnen alle Wege zu schaden abschneidet, oder ihnen so viel Gutes thut daß sie vernünftiger Weise nicht wünschen können ihr Loos zu verändern. Dies alles ersieht man erstens aus dem Vorschlage des Camillus und dann aus dem vom Senate in Folge dessen gefällten Urtheile. Seine Worte waren folgende: Dii immortales ita vos potentes hujus consilii fecerunt, ut sit Latium deinde an non sit, in vestra manu posuerint. Itaque pacem vobis, quod ad Latinos attinet, parare in perpetuum vel saeviendo vel ignoscendo potestis. Vultis crudeliter consulere in deditos victosque? Licet delere omne Latium. Vultis exemplo majorum augere rem Romanum victos in civitatem accipiendo? Materia crescendi per summam gloriam suppeditat. Certe id firmissimum imperium est, quo obedientes gaudent. Illorum igitur animos, dum exspectatione stupent, seu poena seu beneficio praeoccupari oportet. Auf diesen Vorschlag erfolgte die Entscheidung des Senats, die den Worten des Consuls nach dahin ausfiel, daß man Stadt für Stadt alle durchgehend welche von Bedeutung waren ihnen entweder Wohlthaten erwies oder sie vernichtete, indem man den zu Gnaden Angenommenen Freiheiten, Vorrechte gab, ihnen das Bürgerrecht ertheilte und sie von allen Seiten sicherte, die Städte der Andern aber zerstörte, Kolonien hinschickte, die Einwohner nach Rom führte, sie dergestalt zerstreute, daß sie weder durch Waffengewalt noch durch Aufreizung mehr schaden konnten. Niemals aber schlugen sie einen Mittelweg bei denen ein die, wie gesagt, von Bedeutung waren. Dieses Urtheil müssen die Fürsten nachahmen; diesem mußten sich die Florentiner anschließen, als sich 1502 Arezzo und ganz Val di Chiana empörte; dann hätten sie ihre Herrschaft gesichert, die Stadt Florenz sehr groß gemacht und ihr die Ländereien gegeben die ihr zum Lebensunterhalt fehlten. Sie wählten aber den Mittelweg, der beim Urtheilsprechen über die Menschen der verderblichste ist, und verbannten einen Theil der Florentiner, verurtheil-

ten einen andern zum Tode, nahmen allen ihre Ehrenstellen und ihren alten Rang in der Stadt, und ließen die Stadt unversehrt. Und wenn ja ein Bürger bei den Berathungen Arezzo zu zerstören rieth, so sagten die welche klüger zu sein glaubten, es würde wenig Ehre für die Republik sein es zu zerstören, weil es scheinen würde als ob es Florenz an Macht fehle es sich zu erhalten. Diese Gründe gehören zu denen welche richtig scheinen, aber nicht sind; denn aus dem nämlichen Grunde dürfte man einen Vatermörder, einen Bösewicht, einen Aufrührer nicht tödten, weil es eine Schande für den Fürsten sei zu zeigen daß er nicht so viel Macht besitze um einen einzigen Menschen im Zaume halten zu können. Und die Leute die solche Ansichten haben sehen nicht ein wie sich einzelne Menschen, so wie eine Stadt zusammen genommen bisweilen so gegen einen Staat vergehen, daß einem Fürsten als Beispiel für die Andern und zur Sicherheit für sich nichts Anders übrig bleibt als sie zu vernichten. Die Ehre besteht darin daß man sie zu züchtigen versteht und vermag, nicht darin, sie mit tausend Gefahren erhalten zu können; denn der Fürst der den Fehlenden nicht straft, und zwar so daß er nicht wieder fehlen kann, wird entweder für unwissend oder für feig gehalten. Wie nothwendig jenes Urtheil war, das die Römer sprachen, wird auch noch durch den Spruch bestätigt den sie über die Privernaten fällten. Wobei über die Erzählung des Livius zweierlei zu bemerken ist; erstlich was oben gesagt ward, daß man den Unterthanen entweder wohlthun oder sie vernichten muß, zweitens, wie nützlich Freimuth und Wahrhaftigkeit ist, wenn sie klugen Leuten gegenüber geübt wird. Der römische Senat war versammelt um die Privernaten abzuurtheilen, die sich empört hatten und dann mit Gewalt wieder unter römischen Gehorsam gebracht worden waren. Vom Volke von Privernum war eine Anzahl Bürger abgeschickt worden, um Verzeihung vom Senate auszuwirken, und als sie vor demselben erschienen, fragte ein Senator den einen von ihnen: Quam poenam meritos Privernates censeret? Worauf der Privernate antwortete: Eam quam merentur qui se libertate dignos censent. Und da hierauf der Consul versetzte: Quid si poenam remittimus vobis, qualem nos pacem vobiscum habituros speremus? so erwiderte Jener: Si bonam dederitis, et fidelem et perpetuam; si malam, haud diuturnam. Worauf der weisere Theil des Senates, obwohl Viele darüber aufgebracht wurden, erklärte: Se audivisse vocem et liberi et viri, nec credi posse ullum populum aut hominem denique in ea conditione, cujus eum poeniteat, diutius quam necesse sit mansurum. Ibi pacem esse fidam, ubi voluntarii pacati sint, neque eo loco ubi servitutem esse velint fidem sperandam esse. Und auf diese Worte beschlossen sie daß die Privernaten römische Bürger werden sollten, und beehrten sie mit den Vorrechten des Bürgerrechts, indem sie sagten: Eos demum qui nihil praeterquam de libertate cogitent dignos esse qui Romani fiant. So sehr gefiel den edlen Gemüthern jene wahre und freimüthige Antwort; denn jede andre würde lügnerisch und feig gewesen sein. Und die welche anders von den Menschen denken, zumal von denen welche frei zu sein oder sich dafür zu halten gewöhnt sind, täuschen sich und fassen in dieser Täuschung Entschlüsse die an sich nicht gut und nicht geeignet sind jene zu befriedigen. Daraus entstehen denn die häufigen Empörungen und der Untergang der Staaten. Um aber wieder auf unsere Auseinandersetzung zu kommen, schließe ich sowohl aus diesem als aus dem über die Latiner gefällten Urtheil, daß wenn man über mächtige und an Freiheit gewöhnte Städte

Urtheil zu sprechen hat, man sie entweder vernichten oder ihnen Liebes erweisen muß, sonst ist jeder Urtheilsspruch eitel: und gänzlich fliehen muß man den Mittelweg, welcher ein verderblicher ist, wie er es für die Samniter war, als sie die Römer in den caudinischen Päſſen eingeschlossen hatten und dem Gutachten jenes Greises nicht folgen wollten, welcher rieth, man solle die Römer entweder mit Ehren abziehen lassen oder sie sämmtlich niederhauen, sondern einen Mittelweg einschlagend, indem sie sie entwaffneten und unter das Joch schickten, sie voll Schmach und Ingrimm entließen. So daß sie bald darauf zu ihrem Schaden einsahen daß die Ansicht des Greises nützlich und ihr Beschluß verderblich gewesen, wie an seinem Orte ausführlich erörtert werden wird.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Festungen schaden im Allgemeinen weit mehr als sie nützen.

Den Weisen unserer Zeit wird es vielleicht nicht wohl überlegt scheinen, daß die Römer bei der Absicht sich der Völkerschaften Latiums und der Stadt Privernum zu versichern nicht daran dachten eine Festung daselbst anzulegen, die als Zaum diente um sie gehorsam zu erhalten; da es namentlich in Florenz ein Wort ist das unsere Weisen im Munde führen, Pisa und die andern derartigen Städte müßten durch Festungen gehalten werden. Und gewiß, wären die Römer Leute wie sie gewesen, so würden sie darauf gedacht haben deren zu erbauen; da sie aber von ganz anderer Tapferkeit, anderem Urtheil und anderer Macht waren, erbauten sie keine. Und so lange Rom in Freiheit lebte und seinen Einrichtungen und vortrefflichen Ordnungen folgte, erbaute es nie welche um Städte oder Länder zu behaupten, wohl aber erhielt es einige der bereits erbauten. Da man nun die Verfahrungsweise der Römer in dieser Hinsicht und die der Fürsten unserer Zeit sieht, so scheint es mir werth in Betracht zu ziehen, ob es gut sei Festungen anzulegen und ob sie dem der sie anlegt Schaden oder Nutzen bringen. Zu dem Ende muß man erwägen, daß Festungen angelegt werden entweder um sich vor den Feinden oder um sich vor den Unterthanen zu schützen. Im ersten Falle sind sie nicht nöthig, im zweiten schädlich. Und um zunächst darüber Rechenschaft abzulegen warum sie im zweiten Falle schädlich sind, sage ich: Wenn sich ein Fürst oder eine Republik vor ihren Unterthanen und einer Empörung derselben fürchtet, so muß erstens diese Furcht aus Haß entstehen den ihre Unterthanen gegen sie hegen, der Haß aus ihrer üblen Behandlung, die üble Behandlung aus der Meinung sie mit Gewalt im Zaum halten zu können oder aus der geringen Klugheit dessen der sie regiert; und einer der Umstände, welcher den Glauben erweckt sie zwingen zu können besteht darin daß sie Festungen auf dem Nacken haben, weßhalb die üble Begegnung, welche die Ursache des Hasses ist, zum guten Theile daher kommt daß der Fürst oder die Republik Festungen besitzt, die, wenn dies richtig ist, sehr viel mehr schaden als nützen. Denn erstens machen sie dich, wie gesagt, kühner und gewaltthätiger gegen die Untergebenen; sodann liegt in ihnen nicht die Sicherheit

die du dir einbildest; weil alle Macht, alle Gewalt die man anwendet um ein Volk im Zaume zu halten Nichts ist, ausgenommen zwei Fälle: entweder daß du immer ein tüchtiges Heer ins Feld zu stellen hast, wie es die Römer hatten, oder daß du die Menschen zerstreust, vernichtest, auflösest und von einander trennst, so daß sie sich nicht vereinigen können um dir zu schaden; denn wenn du sie arm machst, spoliatis arma supersunt; wenn du sie entwaffnest, furor arma ministrat. Tödtest du ihre Häupter und fährst fort die Andern zu drücken, so wachsen die Häupter wieder wie die der Hydra. Legst du Festungen an, so nützen sie dir in Friedenszeiten, insofern sie dich dreister machen ihnen Böses zu thun, in Kriegszeiten dagegen sind sie ganz unnütz, weil sie vom Feinde und von den Unterthanen angegriffen werden und unmöglich weder dem Einen noch dem Andern widerstehen können. Und wenn sie jemals nutzlos waren, so sind sie es zu unserer Zeit von wegen des groben Geschützes, bei dessen Gewalt kleine Plätze, wo man sich nicht mit Schutzwehren einen Rückzug bereiten kann, unmöglich zu vertheidigen sind, wie wir oben auseinandersetzten. Ich will diesen Gegenstand ausführlicher erörtern. Du Fürst willst entweder durch diese Festungen das Volk deiner Stadt im Zaume halten, oder du Fürst oder Republik willst eine im Kriege eroberte Stadt zügeln. Ich will mich zum Fürsten wenden und sage ihm: Um deine Bürger im Zaume zu halten, kann aus den oben angeführten Ursachen eine solche Festung nicht unnützer sein als sie ist; denn sie macht dich geneigter und weniger bedenklich sie zu unterdrücken, und diese Unterdrückung macht sie so entschlossen zu deinem Sturze und entflammt sie dergestalt daß die Festung, die Schuld daran ist, dich nicht schützen kann. So daß ein weiser und guter Fürst, um sich gut zu erhalten, um seinen Söhnen keinen Anlaß und Muth zu geben böse zu werden, nie eine Festung bauen wird, damit diese sich nicht auf die Festung, sondern auf die Liebe der Unterthanen verlassen. Und wenn der Graf Franz Sforza für weise galt und doch, als er Herzog von Mailand geworden, eine Festung in Mailand anlegte, so sage ich daß er in diesem Stücke nicht weise war, und der Erfolg hat bewiesen daß diese Festung seinen Erben zum Schaden und nicht zur Sicherheit gereichte; denn da sie mittelst derselben ihres Lebens sicher zu sein und die Bürger und Unterthanen verletzen zu dürfen glaubten, enthielten sie sich keiner Art von Gewaltthätigkeit, so daß sie über die Maßen verhaßt geworden, ihre Herrschaft verloren, so wie der Feind sie angriff; die Festung aber schützte sie nicht und brachte ihnen im Kriege keinen Nutzen, hatte ihnen dagegen im Frieden viel Schaden gethan, weil wenn sie sie nicht gehabt und aus Unklugheit ihre Bürger hart behandelt hätten, sie ihre Gefahr schneller entdeckt und sich aus derselben gezogen haben würden und mit freundlich gesinnten Unterthanen ohne Festung den französischen Angriffen kräftigeren Widerstand hätten leisten können, als mit der Festung und jenen als Feinden. Sie helfen dir in keiner Beziehung; denn entweder gehen sie durch die Treulosigkeit ihres Hüters verloren, oder durch die Gewalt ihres Angreifers, oder durch Hunger. Und wenn du willst daß sie dir nützen und dir behülflich sein sollen einen verlorenen Staat, in welchem dir blos noch die Festung geblieben ist, wiederzuerobern, so mußt du ein Heer haben, mit welchem du den der dich vertrieben hat angreifen kannst, und wenn du dieses Heer hast, so wirst du das Land in jedem Falle wiederbekommen, wenn auch die Festung nicht darin ist, ja du wirst es um so leichter wiederbekommen, weil dir die Menschen freundlicher gesinnt sein werden als sie es waren, da du sie durch

den Trotz den ihnen die Festung bot verunglimpft hast. Und die Erfahrung hat gezeigt daß jene Festung Mailands weder unter den Sforza's noch unter den Franzosen in Zeiten des Unglücks Eines von Beiden ihnen auch nur den geringsten Nutzen gebracht hat; vielmehr hat sie Allen viel Schaden und Verlust bereitet, da sie ihretwegen auf kein ehrenvolleres Mittel gedacht haben sich die Herrschaft zu erhalten. Herzog Guido Ubaldo von Urbino, Sohn Federigo's, ein zu seiner Zeit hoch geschätzter Feldherr, der von Cäsar Borgia, Papst Alexanders VI. Sohn, aus seinem Staate vertrieben worden war, ließ, als er nachher durch ein eingetretenes Ereigniß wieder zurückgeführt wurde, alle Festungen die in dem Lande waren schleifen, weil er sie für schädlich hielt. Denn da er von seinen Unterthanen geliebt wurde, wollte er rücksichtlich ihrer sie nicht haben, und was die Feinde betrifft, so sah er daß er sie nicht vertheidigen konnte, da sie eines Heeres im Felde bedurften das sie schützte; weshalb er sich entschloß sie zu schleifen. Papst Julius legte nach Vertreibung der Bentivogli aus Bologna eine Festung in dieser Stadt an und ließ dann unter dem von seinem Statthalter gemißhandelten Volke morden, so daß das Volk sich empörte und er sofort die Festung verlor und ihm somit weder die Festung noch seine Gewaltthätigkeiten Etwas halfen, während ein anderes Betragen ihm genützt haben würde. Als Niccolo da Castello, Vater der Vitelli, in sein Vaterland, aus dem er verbannt gewesen, zurückgekehrt war, riß er sofort zwei Festungen nieder, die Papst Sixtus IV. daselbst erbaut hatte, indem er meinte, nicht eine Festung, sondern die Liebe des Volkes müsse ihn in seiner Regierung erhalten. Aber von allen andern Beispielen das jüngste, das in jeder Beziehung bemerkenswertheste und geeignetste die Nutzlosigkeit ihrer Erbauung und die Nützlichkeit ihrer Zerstörung zu zeigen ist das was vor ganz kurzer Zeit Genua gab. Jedermann weiß daß sich Genua 1507 gegen König Ludwig XII. von Frankreich empörte, der in eigner Person und mit aller Macht heranrückte um es wiederzuerobern, und nachdem er es wiedererobert, eine Festung anlegte, stärker als alle andern von denen man gegenwärtig weiß; denn sie war ihrer Lage und aller sonstigen Beschaffenheit nach uneinnehmbar, da sie auf dem Gipfel eines ins Meer sich erstreckenden Hügels, den die Genueser Codefa nennen, gelegen war und darum den ganzen Hafen und einen Theil der Stadt Genua bestrich. Nun geschah es 1512 daß nach Verjagung der französischen Truppen aus Italien, trotz der Festung, Genua sich empörte und Ottaviano Fregoso die Regierung desselben übernahm, welcher sie mit großer Anstrengung in Zeit von sechzehn Monaten durch Hunger zur Uebergabe zwang. Und Jedermann glaubte und Viele riethen es ihm, daß er sie als seine Zuflucht für alle Fälle erhielte; er aber, als ein kluger Mann, welcher einsah daß nicht die Festungen, sondern der Wille der Unterthanen einen Fürsten im Besitz der Regierung erhält, schleifte sie. Und so hat er, seine Herrschaft nicht auf die Festung, sondern auf seine Tapferkeit und Klugheit stützend, sie behauptet und behaupet sie noch. Und während um die Regierung Genua's zu verändern tausend Mann Fußvolk zu genügen pflegten, haben es seine Feinde mit zehntausend angegriffen und Nichts gegen ihn ausrichten können. Man sieht also daraus, wie die Zerstörung der Festung dem Ottaviano Nichts schadete und ihre Erbauung den König von Frankreich nicht schützte. Denn wenn er mit seinem Heere nach Italien kommen konnte, so konnte er Genua wiedererobern, auch ohne eine Festung darin zu haben; konnte er aber nicht mit einem Heere in Italien einrücken, so war es ihm auch nicht möglich Genua

zu behaupten, ob er gleich seine Festung daselbst besaß. Es war also für den König kostspielig sie anzulegen und schimpflich sie zu verlieren; für Ottaviano ruhmvoll sie wieder wegzunehmen und vortheilhaft sie zu schleifen. Kommen wir jedoch zu den Republiken welche Festungen anlegen, und zwar nicht im Vaterlande, sondern in den eroberten Städten. Und um deren Trüglichkeit zu zeigen sollen mir, wenn das angeführte Beispiel Frankreichs und Genua's nicht hinreichen sollte, Florenz und Pisa genügen, bei welcher letzteren Stadt die Florentiner Festungen anlegten um sie zu behaupten, und nicht einsahen daß um eine Stadt zu behaupten die immer dem florentinischen Namen feindlich gewesen, in Freiheit gelebt und die Freiheit als Ausflucht für die Empörung hatte, man das Verfahren der Römer beobachten und sie entweder als Bundesgenossin annehmen oder sie zerstören mußte. Denn die Stärke der Festungen sah man bei der Ankunft König Karls, dem sie sich entweder durch die Treulosigkeit ihrer Befehlshaber oder aus Furcht vor größerem Uebel ergaben; während wenn sie nicht gewesen wären, die Florentiner die Möglichkeit Pisa zu halten nicht auf sie gegründet und der König nicht auf diesem Wege die Florentiner dieser Stadt hätte berauben können; und vielleicht wären die Mittel durch welche sie sich bis dahin gehalten hinreichend gewesen sie zu schützen, gewiß aber hätten sie nicht schlechter die Probe bestanden als die Festungen. Ich schließe also daß um das eigene Land zu behaupten, die Festungen schädlich sind, um eroberte Städte zu behaupten, die Festungen unnütz sind, und dafür soll mir das Ansehn der Römer genügen, die in den Städten die sie mit Gewalt festhalten wollten die Mauern niederrissen, nicht aber deren bauten. Und wer mir gegen diese Ansicht etwa im Alterthume Tarent und in neuerer Zeit Brescia anführen will, zwei Orte die mittels der Festungen nach der Empörung der Unterthanen wiedererobert wurden, dem antworte ich daß zur Wiedereroberung Tarents nach Verlauf eines Jahres Fabius Maximus mit dem gesammten Heere abgeschickt wurde, mit dem er es zu erobern im Stande gewesen wäre, wenn auch die Festung nicht da war, und so wie Fabius diesen Weg einschlug, er wenn sie nicht dagewesen wäre, einen andern gewählt haben würde, der zu demselben Ziele geführt hätte. Ich weiß nicht von welchem Nutzen eine Festung sein soll, wenn du um die Stadt wieder zu bekommen zu ihrer Eroberung eines consularischen Heeres und eines Fabius Maximus als Feldherrn bedarfst. Daß die Römer aber Tarent in jedem Falle wieder genommen haben würden, zeigt das Beispiel Capua's, das keine Festung hatte und das sie durch die Tapferkeit des Heeres zurückgewannen. Kommen wir jedoch zu Brescia. Da sage ich nun daß es selten vorkommt, was sich bei diesem Aufruhr ereignete, daß die Festung, welche in deiner Gewalt bleibt, während sich die Stadt empört hat, ein starkes Heer in der Nähe hat, wie das französische war; indem der Feldherr des Königs, Herr von Foix, der mit dem Heere bei Bologna stand, sobald er den Verlust Brescia's erfuhr, unverzüglich dahin aufbrach und in drei Tagen vor Brescia angekommen vermittelst der Festung die Stadt wiedergewann. Doch hatte auch die Festung Brescia's, wenn sie Etwas nützen sollte, einen Herrn von Foix und ein französisches Heer nöthig, das ihr in drei Tagen zu Hülfe kam. So daß dieses Beispiel den widersprechenden Beispielen gegenüber nicht genügt, da viele Festungen in den Kriegen unserer Zeit mit demselben Glück wie man das Land erobert und wiedererobert genommen und wiedergenommen worden sind, nicht allein in der Lombardei, sondern in der Romagna, im Königreich Neapel und in

allen Theilen Italiens. Was aber die Erbauung von Festungen zur Vertheidigung gegen äußere Feinde betrifft, so sage ich daß sie für die Völker und Reiche welche gute Heere besitzen nicht nöthig, und denen die keine guten Heere besitzen unnütz sind, weil gute Heere ohne Festungen hinreichend im Stande sind sich zu vertheidigen, Festungen ohne gute Heere aber dich nicht schützen können. Und dies zeigt die Erfahrung bei den Völkern welche in Bezug auf Regierung und andre Dinge für vortrefflich galten, wie sie bei den Römern und Spartanern zeigt daß wenn die Römer keine Festungen bauten, die Spartaner nicht nur auf diese verzichteten, sondern nicht einmal Mauern um ihre Stadt duldeten, weil sie wollten daß die persönliche Tapferkeit der Bewohner, kein anderes Schutzmittel sie vertheidige. Daher ein Spartaner, als er von einem Athener gefragt wurde, ob er die Mauern Athens schön finde, ihm erwiederte: Ja wenn die Stadt von Weibern bewohnt würde. Wenn also ein Fürst der im Besitz eines guten Heeres ist an den Küsten und auf der Grenze seines Staates einige feste Plätze hat, die den Feind einige Tage aufhalten können, bis er gerüstet ist, so kann dies manchmal nützlich sein, ist aber nicht nothwendig. Hat aber der Fürst kein gutes Heer, so ist ihm der Besitz von Festungen im Lande oder an den Grenzen entweder schädlich oder unnütz: schädlich, weil er sie leicht verliert und die verlornen gegen ihn Krieg führen; oder wenn sie so stark wären daß sie der Feind nicht nehmen kann, werden sie vom feindlichen Heere liegen gelassen und bringen dir gar keinen Nutzen, weil gute Heere, wenn sie nicht sehr kräftigen Widerstand finden, in feindliches Land eindringen, ohne auf eine Stadt oder Festung zu achten die sie im Rücken lassen, wie man es in der alten Geschichte findet und wie man sieht daß Francesco Maria that, der in jüngster Zeit, um auf Urbino loszugehen, zehn feindliche Städte hinter sich ließ, ohne sich an sie zu kehren. Derjenige Fürst also, der ein gutes Heer aufstellen kann, braucht keine Festungen zu bauen; wer kein gutes Heer hat, darf keine bauen. Er muß allerdings die Stadt in der er seinen Sitz hat befestigen, sie wohl bewehrt und ihre Bürger gut gesinnt erhalten, um einen feindlichen Angriff so lange aushalten zu können bis ein Vergleich oder auswärtige Hülfe ihn frei macht. Alle übrigen Vorkehrungen aber sind in Friedenszeiten kostspielig und in Kriegszeiten nutzlos. Und so wird man bei Erwägung des von mir Gesagten einsehen daß die Römer, wie sie in jeder andern ihrer Einrichtungen weise gewesen, so auch in dem Urtheil über die Latiner und Privernaten klug handelten, indem sie, ohne an Festungen zu denken, durch stärkere und weisere Mittel sich ihrer versicherten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Daß eine uneinige Stadt anzugreifen, um sie vermittelst ihrer Uneinigkeit zu erobern, ein verkehrtes Unternehmen ist.

In der römischen Republik war so große Uneinigkeit zwischen dem Volke und dem Adel, daß die Vejenter in Verbindung mit den Etruskern vermittelst dieser Uneinigkeit den römischen Namen vertilgen zu können glaubten. Und nachdem sie ein Heer aufgebracht und die Umgebung Roms verwüstet

hatten, schickte ihnen der Senat den Cn. Manlius und M. Fabius entgegen, die ihr Heer dicht an das Heer der Vejenter heranführten, ohne daß jedoch die Vejenter abließen mit Ueberfällen und Schmähreden den römischen Namen zu verletzen und zu beschimpfen, vielmehr ihre Verwegenheit und ihren Uebermuth so weit trieben, daß die uneinigen Römer sich vereinigten und zum Kampfe schreitend sie über den Haufen warfen und besiegten. Man sieht hieraus wie sehr die Menschen, wie wir oben erörterten, bei ihren Entschlüssen sich täuschen und wie sie oft eine Sache zu gewinnen glauben und sie verlieren. Die Vejenter glaubten, wenn sie die uneinigen Römer angriffen, sie zu besiegen, und dieser Angriff wurde die Veranlassung ihrer Einigung und ihres eigenen Unterganges; denn die Ursache der Uneinigkeit der Republiken ist meistentheils Müßiggang und Friede, die Ursache ihrer Einigkeit Furcht und Krieg. Und darum würden die Vejenter, wenn sie weise gewesen wären, je uneiniger sie Rom sahen, um so mehr den Krieg von ihm fern gehalten und es mit friedlichen Künsten zu unterdrücken gesucht haben. Das Verfahren besteht darin, daß man Vertrauter der uneinigen Stadt zu werden sucht und so lange sie nicht zu den Waffen greifen, sich als Schiedsrichter zwischen den Parteien bewegt; greifen sie dazu, der schwächeren Partei langsame Hülfe leistet, sowohl um sie auf den Krieg erhitzter zu machen und sich selbst aufreiben zu lassen, als auch damit die Aufbietung einer bedeutenden Streitmacht sie nicht insgesammt auf den Argwohn bringt daß du sie unterdrücken und ihr Beherrscher werden willst. Und wenn diese Sache gut ausgeführt wird, so wird es fast immer eintreffen daß sie den Erfolg hat den du dir vorgesetzt hast. Die Stadt Pistoja kam, wie ich an einem andern Orte und in andrer Absicht sagte, durch keinen andern Kunstgriff als diesen an die Republik Florenz. Da sie nämlich entzweit war, brachten sie die Florentiner, indem sie bald die eine, bald die andre Partei begünstigten, ohne Vorwurf von einer von beiden Seiten dahin daß sie ihres unruhigen Zustandes müde sich freiwillig den Florentinern in die Arme warf. Die Stadt Siena hat niemals mit Hülfe der Florentiner eine Aenderung ihres Zustandes erfahren, außer wenn diese Hülfe schwach und gering war. Denn war sie zahlreich und kräftig, so machte sie die Stadt einig zur Vertheidigung der bestehenden Regierung. Ich will zu den angeführten noch ein andres Beispiel fügen. Filippo Visconti, Herzog von Mailand, fing mehrmals Krieg mit den Florentinern an, indem er sich auf ihre inneren Zwistigkeiten verließ, und blieb immer der verlierende Theil; so daß er seine Unternehmungen beklagend sagen mußte, die Thorheiten der Florentiner hätten ihn zu einer nutzlosen Ausgabe von zwei Millionen Goldgulden verleitet. Die Vejenter und die Etrusker wurden also, wie oben gesagt, durch diese Ansicht getäuscht und schließlich in einer Schlacht von den Römern überwunden. Und so wird sich in Zukunft Jeder getäuscht sehen, der auf ähnlichem Wege und aus ähnlichem Anlaß ein Volk zu unterdrücken meinen wird.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Geringschätzung und Beschimpfung erzeugt Haß gegen den der sie äußert, ohne ihm im geringsten zu nützen.

Ich glaube daß die Menschen eine große Klugheit üben, wenn sie sich der Drohungen oder Beleidigungen Anderer durch Worte enthalten, weil Keins von Beidem dem Feinde Etwas von seiner Kraft nimmt, aber das Eine ihn vorsichtiger macht, das Andere seinen Haß gegen dich vermehrt und ihn mit größerem Eifer auf Schädigung deiner denken läßt. Man sieht dies an dem Beispiele der Vejenter, von denen im vorigen Kapitel die Rede war, die zu der Unbill des Krieges gegen die Römer noch die Beschimpfung durch Worte fügten, welche jeder einsichtige Feldherr seinen Soldaten untersagen muß, weil das Dinge sind die den Feind erhitzen und zur Rache entflammen und ihn, wie gesagt, in keiner Weise an der Verletzung hindern, so daß es blos Waffen sind die sich gegen dich selbst kehren. Ein bemerkenswerthes Beispiel davon trug sich einst in Asien zu, wo der Feldherr der Perser Kabades Amida lange belagerte, und als er, der langwierigen Belagerung überdrüssig, sich entschlossen hatte abzuziehen und bereits mit dem Lager aufbrach, die Einwohner der Stadt, übermüthig ob des Sieges, alle auf die Mauern kamen und keine Art von Beleidigung sparend den Feind verhöhnten, schmähten, ihnen Feigheit und Niederträchtigkeit vorwarfen. Worüber aufgebracht Kabades seinen Entschluß änderte, die Belagerung von neuem begann und — so groß war die Erbitterung über die Beleidigung — in wenigen Tagen die Stadt einnahm und plünderte. Und dasselbe widerfuhr den Vejentern, die nicht zufrieden damit die Römer zu bekriegen, sie auch noch mit Worten verhöhnten und indem sie bis an die Verschanzung des Lagers vorgingen um ihnen Beleidigungen zu sagen, sie mit Worten viel mehr gegen sich aufbrachten als mit Waffen; so daß dieselben Soldaten die vorher mit Widerstreben fochten die Consuln zwangen den Kampf zu beginnen, und die Vejenter, wie die Vorgenannten, die Strafe für ihre Frechheit erlitten. Gute Anführer eines Heeres und gute Lenker einer Republik müssen daher mit jedem geeigneten Mittel dahin wirken, daß man sich solcher Beleidigungen und Beschimpfungen weder in der Stadt noch beim Heere, weder unter sich noch gegen den Feind bediene; denn gegen den Feind gebraucht haben sie die oben erwähnten üblen Folgen, unter ihnen selbst hätten sie noch schlimmere, wenn man nicht vorbaute, wie ihnen kluge Männer immer vorgebaut haben. Als sich die bei Capua zurückgelassenen römischen Legionen gegen die Capuaner verschworen hatten, wie an seinem Orte erzählt werden wird, und in Folge dieser Verschwörung ein Aufstand ausgebrochen war, der dann von Valerius Corvinus beigelegt wurde, ordnete man unter den übrigen Bestimmungen die beim Vergleich getroffen wurden auch die schwersten Strafen für die an welche jemals einem der Soldaten diesen Aufstand vorrücken würden. Tiberius Gracchus, der im Kriege gegen Hannibal zum Befehlshaber einer Anzahl von Sclaven ernannt worden war, welche die Römer aus Mangel an Leuten bewaffnet hatten, setzte vor allem Andern die Todesstrafe gegen Jeden fest der einem von diesen seinen Sclavenstand vorwerfen würde. Für etwas so Schädliches hielten es die Römer, wie oben gesagt ward, die Leute gering zu schätzen und ihnen etwas Schimpfliches vorzuwerfen, weil es Nichts giebt

was ihre Gemüther so erbittert und größeren Unwillen erregt, mag es im Ernst oder im Scherz gesagt sein. Nam facetiae asperae, quando nimium ex vero traxere, acrem sui memoriam relinquunt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kluge Fürsten und Republiken müssen sich damit begnügen gesiegt zu haben, weil meistens, wenn sie sich nicht damit begnügen, Alles verloren geht.

Der Gebrauch entehrender Worte gegen den Feind rührt in den meisten Fällen von einem Uebermuthe her, den dir der Sieg oder die falsche Hoffnung auf Sieg einflößt, welche letztere die Menschen nicht nur im Reden, sondern auch im Handeln zu Fehlern verleitet. Denn wenn diese Hoffnung von den Herzen der Menschen Besitz nimmt, so läßt sie sie das Maaß überschreiten und meistens die Gelegenheit zur Erreichung eines sicheren Guten über der Hoffnung auf ein unsicheres Bessere versäumen. Und weil dies ein Punkt ist der Beachtung verdient, da sich darin die Menschen sehr häufig und zum Nachtheil ihrer Lage täuschen, so scheint es mir der Mühe werth ihn durch alte und neue Beispiele besonders zu erläutern, da er sich durch Gründe nicht so deutlich darthun läßt. Als Hannibal die Römer bei Cannä geschlagen, schickte er Gesandte nach Karthago, um den Sieg anzuzeigen und Verstärkung zu verlangen. Man stritt im Senate darüber was man thun solle. Hanno, ein alter und einsichtiger karthagischer Bürger, rieth, man solle den Sieg weise zur Schließung eines Friedens mit den Römern benutzen, da man ihn nach einem Siege auf ehrenvolle Bedingungen haben könne, und nicht so lange warten, bis man ihn nach einer Niederlage eingehen müsse; denn die Karthager müßten nur darauf bedacht sein den Römern zu zeigen daß sie sich mit ihnen zu messen im Stande seien, und nachdem sie einen Sieg über sie errungen, denselben nicht durch die Hoffnung eines größeren wieder aufs Spiel setzen. Diese Meinung wurde nicht angenommen, wohl aber nachher vom karthagischen Senat als weise erkannt, als die Gelegenheit versäumt war. Als Alexander der Große schon den ganzen Orient erobert hatte, schickte die Republik Tyrus, angesehen und mächtig zu jener Zeit, weil ihre Stadt, wie Venedig, im Wasser lag, beim Anblick von Alexanders Größe Gesandte an ihn, um ihm zu erklären, sie wollten seine treuen Diener sein und ihm den Gehorsam leisten den er verlange, seien aber nicht Willens ihn oder seine Truppen in ihrer Stadt aufzunehmen; worauf Alexander, entrüstet daß eine Stadt ihm die Thore verschließen wolle, die ihm die ganze Welt geöffnet, sie von sich wies und unter Ablehnung ihrer Bedingungen Tyrus belagerte. Die Stadt war im Wasser gelegen und mit Lebensmitteln und sonstigen zur Vertheidigung erforderlichen Vorräthen aufs beste versehen; so daß Alexander nach vier Monaten inne ward, daß eine Stadt seinem Ruhme mehr Zeit entzog als ihm viele andre Eroberungen gekostet, und sich entschloß einen Vergleich zu versuchen und ihr zuzugestehen was sie für sich selbst verlangt hatte. Die übermüthig geworde-

nen Tyrier aber schlugen nicht allein den Vergleich aus, sondern ermordeten die mit dessen Abschluß Beauftragten. Worüber ergrimmt Alexander mit solchem Nachdruck an die Eroberung ging, daß er die Stadt einnahm und zerstörte und die Einwohner tödtete oder zu Sclaven machte. Im Jahre 1512 rückte ein spanisches Heer in das florentinische Gebiet ein, um die Medici nach Florenz zurückzuführen und die Stadt zu brandschatzen, angestiftet von einigen Bürgern derselben, die den Spaniern Hoffnung gemacht, sobald sie auf Florentinischem Boden stünden, die Waffen für sie ergreifen zu wollen; als sie aber in die Ebene gekommen waren und Niemanden vorfanden und Mangel an Lebensmitteln litten, versuchten sie einen Vergleich, den das dadurch übermüthig gewordene Volk von Florenz ausschlug, wovon der Verlust Prato's und der Sturz der Regierung die Folge war. Fürsten welche angegriffen werden können daher (wenn der Angriff von Solchen ausgeht die weit mächtiger sind als sie) keine größeren Fehler begehen als jeden Vergleich abzulehnen, zumal wenn er angeboten wird; denn es wird niemals ein so schlechter angeboten werden, daß der der ihn annimmt nicht einigermaßen seinen Vortheil dabei fände, und das wird ein Theil seines Sieges sein. Es mußte also dem Volke von Tyrus genügen, daß Alexander die Bedingungen annahm die er anfangs zurückgewiesen, und ihr Sieg war groß genug, wenn sie mit den Waffen in der Hand einen solchen Mann dahin gebracht hatten sich ihrem Willen zu bequemen. Es mußte auch dem florentinischen Volke genügen und war Sieg genug für dasselbe, wenn das spanische Heer jedem seiner Wünsche nachgab und die eigenen nicht alle erreichte; indem die Absicht dieses Heeres dahin ging die Regierung in Florenz zu ändern, es von der Ergebenheit gegen Frankreich abzubringen und Geld aus ihm herauszuziehen. Hätte es von diesen drei Dingen zwei erlangt, nämlich die beiden letzten, und das Volk sich mit einem begnügt, nämlich der Beibehaltung seiner Regierung, so hätte jeder Theil einige Ehre und einige Genugthuung dabei gefunden, und das Volk mußte über jenes Beides hinwegsehen, da es seine Selbstständigkeit behielt, und nicht, selbst wenn es einen fast gewissen und größern Sieg vor Augen gehabt, jenen im geringsten dem Glücke anheimstellen und sein Letztes aufs Spiel setzen, was kein kluger Mann jemals ohne Noth wagen wird. Als Hannibal nach sechzehn Jahren ruhmreichen Aufenthaltes von Italien geschieden war, weil ihn die Karthager zurückgerufen hatten um dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen, fand er den Hasdrubal und Syphax geschlagen, das Königreich Numidien verloren, Karthago auf die Gränzen seiner Mauern beschränkt, ohne andre Zuflucht als ihn und sein Heer; und in dem Bewußtsein daß dies der letzte Einsatz seiner Vaterstadt sei wollte er diese nicht auf's Spiel setzen, ehe er nicht jedes andre Mittel versucht, und schämte sich nicht um Frieden zu bitten, indem er dafür hielt daß wenn seinem Vaterlande noch ein Rettungsmittel bliebe, dies ihm Frieden und nicht im Kriege liege; als ihm dieser jedoch verweigert wurde, entschloß er sich, wenn es denn zu Ende gehen sollte, doch noch die Schlacht zu versuchen, indem er doch noch siegen zu können oder, wenn verlierend, ruhmvoll unterzugehen gedachte. Wenn nun Hannibal, der so tapfer und im Besitz eines unversehrten Heeres war, den Frieden eher als den Kampf suchte, als er sah daß im Fall des Unterliegens sein Vaterland in die Knechtschaft gerieth, was muß dann ein Anderer von geringerer Tapferkeit und geringerer Erfahrung als er besaß thun? Aber die

Menschen machen den Fehler, daß sie ihren Hoffnungen keine Grenzen zu setzen wissen, und indem sie auf diese bauen, ohne weiter ihre Kräfte zu messen, stürzen sie in ihr Verderben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie gefährlich es für eine Republik oder einen Fürsten ist, eine der Gesammtheit oder einem Einzelnen angethane Beleidigung nicht zu rächen.

Wozu die Menschen der Unwille bringen kann, sieht man deutlich an dem was den Römern begegnete, als sie die drei Fabier als Gesandte an die Gallier schickten, die Toscana und insbesondere Chiusi anzugreifen gekommen waren. Da sich nämlich das Volk von Chiusi um Hülfe an Rom gewandt hatte, so schickten die Römer Gesandte an die Gallier, die im Namen des römischen Volkes sie bedeuten sollten, sich des Krieges wider die Etrusker zu enthalten; die jedoch an ihrem Ziele angelangt, als Männer die besser zu handeln als zu reden wußten, wie es zwischen den Galliern und Etruskern zum Gefecht kam, sich an die Spitze des Kampfes gegen jene stellten, in Folge dessen diese, nachdem sie sie erkannt, allen Unwillen den sie wider die Etrusker hegten gegen die Römer kehrten. Dieser Unwille wurde noch dadurch vergrößert, daß als die Gallier durch ihre Gesandten beim römischen Senat über diese Beleidigung Beschwerde geführt und zur Genugthuung für den erlittenen Schaden die Auslieferung der genannten Fabier verlangt hatten, ihnen diese nicht nur nicht überliefert noch auch in andrer Weise bestraft, sondern vielmehr bei den nächsten Comitien zu Tribunen mit consularischer Gewalt gewählt wurden. So daß die Gallier, als sie die geehrt sahen welche Strafe verdienten, dies alles als zu ihrer Schmach und Verachtung geschehen betrachteten und von Groll und Zorn entbrannt auf Rom losgingen und es bis auf das Capitol eroberten. Dieses Unglück kam über die Römer blos in Folge der Nichtachtung der Gerechtigkeit, da sich ihre Gesandten gegen das Völkerrecht vergangen hatten und während sie bestraft werden mußten, zu Ehren erhoben wurden. Daraus ist zu sehen wie sehr jede Republik und jeder Fürst sich hüten muß nicht allein einer Gesammtheit, sondern auch einem Einzelnen eine solche Beleidigung zuzufügen. Denn wenn ein Mensch entweder vom Staate oder von einem Privatmanne schwer beleidigt worden ist und nicht seine volle Genugthuung dafür erhält, so wird er sich, wenn er in einer Republik lebt, selbst mit dem Untergange derselben Rache zu schaffen suchen, und wenn er unter einem Fürsten lebt und ein gewisses Ehrgefühl in sich hat, sich nie beruhigen, bis er sich auf irgend eine Weise an ihm gerächt hat, sollte er auch sein eigenes Unglück dabei vor Augen sehen. Zur Bestätigung dessen haben wir kein schöneres und wahreres Beispiel als das Philipps von Macedonien, des Vaters Alexanders. Dieser hatte an seinem Hofe den Pausanias, einen schönen und vornehmen Jüngling, in welchen Attalus, einer der ersten Männer in Philipps Umgebung, verliebt war und nachdem er ihn mehrmals gebeten

ihm zu Willen zu sein, ihn aber dergleichen Dingen abgeneigt gefunden, durch List und Gewalt zu erhalten beschloß, was er auf anderm Wege nicht erreichbar sah. Und nachdem er ein festliches Mahl veranstaltet, bei welchem Pausanias und viele andre vornehme Herren erschienen, ließ er, als Alle voll Speisen und Weines waren, den Pausanias ergreifen und in einen Winkel führen und befriedigte nicht allein mit Gewalt seine Lust an ihm, sondern ließ ihn zu größerer Schmach auch noch von vielen der Andern in derselben Weise schänden. Pausanias beklagte sich über diese Kränkung mehrfach bei Philipp, der ihn mit der Hoffnung auf Rache eine Zeit lang hinhielt, dann aber nicht nur nicht rächte, sondern den Attalus zum Statthalter einer griechischen Provinz ernannte. Als nun Pausanias seinen Feind nicht gezüchtigt, sondern geehrt sah, wandte er seinen ganzen Groll nicht gegen den der ihn beleidigt, sondern gegen Philipp, der ihn nicht gerächt hatte, und an einem feierlichen Morgen bei der Hochzeit von Philipps Tochter mit Alexander von Epirus, als Philipp zu deren Feier zwischen den beiden Alexandern, dem Eidam und dem Sohne, zum Tempel ging, ermordete er ihn. Dieses Beispiel hat viel Aehnlichkeit mit dem der Römer, und es ist für jeden Regierenden zu beherzigen, daß er nie einen einzelnen Menschen so gering schätzen muß zu glauben, wenn er Beleidigung auf Beleidigung häufe, werde der Beleidigte nicht trotz aller eigenen Gefahr und persönlichem Schaden sich zu rächen bestrebt sein.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Glück verblendet die Seelen der Menschen, wenn es verhindern will daß sie sich seinen Plänen widersetzen.

Wenn man den Verlauf der menschlichen Dinge wohl erwägt, so wird man oftmals Dinge kommen und Vorfälle sich ereignen sehen, denen der Himmel schlechterdings nicht hat vorgebeugt wissen wollen. Und wenn das was ich sage in Rom geschah, wo so viel Tapferkeit, so viel Religion, so viel Ordnung herrschte, so ist es kein Wunder wenn noch viel häufiger in einer Stadt oder einem Lande vorkommt, dem es an den genannten Dingen fehlt. Und da dieser Punkt sehr bemerkenswerth ist, um die Macht des Himmels über die menschlichen Angelegenheiten zu beweisen, so erörtert ihn Titus Livius ausführlich und mit den eindringlichsten Worten, indem er sagt: Da der Himmel zu irgend einem Zwecke wollte daß die Römer seine Macht erkennen sollten, habe er zuerst die Fabier, die als Gesandte an die Gallier geschickt wurden, einen Fehler begehen lassen und sie durch ihre Handlungsweise zum Kriege gegen Rom gereizt; dann habe er es so eingerichtet, daß zur Abwehr dieses Krieges nichts des römischen Volkes irgend Würdiges in Rom geschah, indem er zuerst gewollt daß Camillus, der allein die einzige Hülfe in solcher Noth hätte sein können, in die Verbannung nach Ardea geschickt war, daß dann, als die Gallier auf Rom rückten, dasselbe Volk welches oft um dem Angriffe der Volsker und anderer benachbarter Feinde zu begegnen einen Dictator ernannte bei Ankunft der Gallier keinen

ernannte, ja selbst bei der Aushebung der Soldaten eine schwache Anzahl und ohne besondere Sorgfalt nahm und so träge zu den Waffen griff, daß es kaum zurecht kam um die Gallier noch am Flusse Allia, zehn Meilen von Rom, zu treffen. Hier schlugen die Tribunen ihr Lager ohne alle gewohnte Vorsicht auf, indem sie nicht zuerst Bedacht auf den Ort nahmen, sich nicht mit Graben und Pfahlwerk umgaben, kein menschliches oder göttliches Hülfsmittel gebrauchten, und machten bei Anordnung des Treffens die Reihen schwach und dünn, so daß weder die Soldaten noch die Befehlshaber Etwas thaten was der römischen Kriegszucht würdig gewesen wäre. Darauf kämpfte man ohne Blutvergießen, da sie flohen noch ehe sie angegriffen wurden, und der größte Theil begab sich nach Veji, der übrige rettete sich nach Rom, wo sie, ohne erst ihre Häuser zu betreten, auf das Capitol stürzten, so daß der Senat, ohne an die Vertheidigung Roms zu denken, nicht einmal die Thore verschloß und theils die Flucht ergriff, theils mit den Andern auf das Capitol eilte. Nur bei Vertheidigung des Letzteren beobachteten sie kein so stürmisches Verfahren, indem sie es nicht mit unnützen Leuten anfüllten und so viel Getreide wie möglich hineinschafften, um eine Belagerung aushalten zu können; und der unnütze Haufe der Greise, Frauen und Kinder floh größtentheils in die umliegenden Ortschaften, der Rest blieb in Rom den Galliern zur Beute. So daß wer die Thaten dieses Volkes aus so vielen früheren Jahren gelesen hat und nun diese Zeit liest, auf keine Weise wird glauben wollen daß dies ein und dasselbe Volk gewesen sei. Und nachdem Titus Livius alle oben genannten Unordnungen angeführt, schließt er mit den Worten: Adeo obcoecat animos fortuna, cum vim suam ingruentem refringi non vult; und Nichts kann wahrer sein als dieser Schluß. Daher verdienen auch die Menschen welche gewöhnlich in großem Unglück oder Glücke leben weniger Lob oder weniger Tadel. Denn in den meisten Fällen wird man sehen daß sie zum Fall oder zur Größe durch einen wichtigen Umstand geführt worden sind, durch dessen Schickung ihnen der Himmel die Gelegenheit zu tüchtigem Handeln entweder gegeben oder genommen hat. Wohl ist es das Schicksal, welches wenn es große Dinge ausführen will, einen Mann von so viel Geist und Muth erwählt, daß er die Gelegenheiten erkennt die es ihm darbietet. Ebenso stellt es auch, wenn es einen großen Sturz herbeiführen will, Leute an die Spitze die zu diesem Sturze behülflich sind; und wenn Einer da wäre der ihm Einhalt thun könnte, so tödtet es ihn oder benimmt ihm alle Möglichkeiten etwas Gutes wirken zu können. Man erkennt dies aufs deutlichste aus diesem Falle, wie das Schicksal, um Rom zu erhöhen und zu der Größe zu führen zu der es gelangte, für nöthig hielt es zu demüthigen (wie wir am Anfange des folgenden Buches des Weiteren erörtern werden), es aber nicht völlig zu stürzen beabsichtigte. Und darum sieht man daß es den Camillus verbannen, aber nicht tödten ließ, Rom nehmen ließ, aber nicht das Capitol; daß es die Römer hinderte zur Deckung Roms einen guten Gedanken zu fassen, aber zur Vertheidigung des Capitols sie keine nützliche Maßregel versäumten. Es veranstaltete, damit Rom genommen würde, daß die Mehrzahl der an der Allia geschlagenen Soldaten sich nach Veji begab, und schnitt so zur Vertheidigung der Stadt Rom alle Wege ab. Und während es dies geschehen ließ, bereitete es zugleich Alles zu seiner Wiedereroberung vor, da es ein vollständiges römisches Heer nach Veji und den Camillus nach Ardea geführt, damit dieses unter einem wegen der Niederlage mit keinem Makel befleckten Feldherrn

und durch die Wiedergewinnung seines Vaterlandes selbst in seiner Ehre wiederhergestellt einen mächtigen Stoß zu führen vermöchte. Zur Bestätigung des Gesagten wären manche Beispiele aus neuerer Zeit anzuführen; da ich sie jedoch nicht für nöthig halte, weil dieses Jedem genügen kann, will ich sie bei Seite lassen. Wohl aber versichere ich nochmals als ganz sichere Wahrheit, wie alle Geschichte sie zeigt, daß die Menschen das Schicksal befördern, aber nicht sich ihm widersetzen können, seine Fäden spinnen, aber nicht zerreißen können. Gleichwohl müssen sie sich ihm nie überlassen; denn da sie seine Absicht nicht wissen und es krumme und unbekannte Wege geht, müssen sie immer hoffen und hoffend sich nie ergeben, in welcher Lage und welcher Noth sie sich auch befinden mögen.

Dreißigstes Kapitel.

Wahrhaft mächtige Republiken und Fürsten erkaufen die Freundschaft nicht durch Geld, sondern durch Tapferkeit und den Ruf ihrer Waffen.

Die Römer waren im Capitol belagert, und obwohl sie von Veji und von Camillus Hülfe erwarteten, ließen sie sich doch von Hunger getrieben in einen Vergleich mit den Galliern ein, wonach sie sich durch eine gewisse Summe Goldes loskaufen wollten, und schon wog man das Gold für diesen Vergleich ab, als Camillus mit seinem Heere dazukam, was, wie der Geschichtsschreiber sagt, das Glück so fügte, ut Romani auro redempti non viverent. Und nicht nur in diesem Falle ist dies bemerkenswerth, sondern im ganzen Verlauf der Thaten der Republik, wo man sieht daß sie nie Städte durch Geld eroberten, nie durch Geld Frieden schlossen, sondern stets durch die Tüchtigkeit ihrer Waffen, was wohl nie irgend einer andern Republik gelungen sein möchte. Unter den übrigen Zeichen aber an denen man die Macht eines Staates erkennt ersieht man sie auch daraus wie er mit seinen Nachbarn steht; und wenn er so auftritt daß die Nachbarn, um ihn zum Freunde zu haben, ihm Jahrgelder zahlen, dann ist das ein sicheres Zeichen dafür daß der Staat mächtig ist. Ziehen dagegen die Nachbarn, obwohl sie ihm an Größe nachstehen, Gelder von ihm, dann ist es ein deutliches Merkmal seiner Schwäche. Man lese die ganze römische Geschichte und man wird sehen wie die Massilier, die Häduer, die Rhodier, Hiero von Syrakus, die Könige Eumenes und Masinissa, alles Grenznachbarn des römischen Reiches, um seine Freundschaft zu haben, zu seinen Ausgaben und Abgaben nach Bedürfniß beitrugen, ohne dafür eine andre Belohnung als seinen Schutz zu verlangen. Das Gegentheil wird man bei schwachen Staaten sehen, und um bei unserm florentinischen anzufangen, so gab es in früherer Zeit, während seines höchsten Ansehns, kein Herrchen in der Romagna, das nicht Gehalt von ihm bezogen, und außerdem zahlte es solchen den Peruginern, den Castellanern und allen seinen andern Nachbarn. Wäre der Staat bewaffnet und kräftig gewesen, so wäre es ganz umgekehrt gekommen, indem Alle, um seinen Schutz zu genießen, ihm Geld gegeben und nicht ihre Freundschaft zu verkaufen, sondern die seinige zu erkaufen gesucht haben würden.

in dieser Niedrigkeit haben nicht nur die Florentiner gelebt, sondern auch
Venetianer und der König von Frankreich, der mit einem so großen Reiche
Schweizern und dem Könige von England zinsbar ist. Dies kommt
blos daher daß ihre Völker unbewaffnet sind, und daß der König und
andern Vorgenannten lieber den gegenwärtigen Vortheil, ihre Unterthanen
ündern zu können, haben genießen und einer mehr eingebildeten als wirk-
Gefahr ausweichen wollen, als Etwas thun was sie gesichert und ihre
ten für immer glücklich gemacht hätte. Und wenn dieser Uebelstand
für einige Zeit Ruhe schafft, so ist er doch in der Folge Ursache von
ängnissen, Verlusten und unvermeidlichem Untergange. Es wäre weit-
, zu erzählen wie oft die Florentiner, Venetianer und jenes Königreich
n Kriegen losgekauft und wie oft sie eine Schmach über sich haben er-
lassen, der sich die Römer nur ein einziges Mal zu unterwerfen im
iff waren. Es wäre weitläufig, zu erzählen wie viel Städte die Flo-
ner und Venetianer gekauft haben, wovon man dann die üblen Folgen
en, und daß man das mit Gold Eroberte nachher nicht mit dem Eisen
ertheidigen versteht. Die Römer behielten diese edle Gesinnung und diese
dlungsweise bei, so lange sie frei waren; als sie aber dann unter die
r kamen und die Kaiser schlecht zu werden und den Schatten der
ne vorzuziehen anfingen, da begannen auch sie bald von den Parthern,
von den Germanen, bald von andern Nachbarvölkern sich loszukaufen,
der Anfang des Unterganges des gewaltigen Reiches war. Diese Un-
glichkeiten entstehen also daraus daß die Völker unbewaffnet sind, woraus
eine noch schlimmere hervorgeht, daß dich nämlich der Feind, je näher
r rückt, desto schwächer findet. Denn wer in der oben beschriebenen
e verfährt, behandelt die Unterthanen innerhalb seines Reiches nicht da-
daß er Leute haben sollte die zur Fernhaltung des Feindes geneigt wären.
Folge dessen giebt er, um ihn noch ferner zu halten, den Herren und
ern die seinen Grenzen nahe wohnen Gehalt. Und daher kommt es daß
ne Staaten an den Grenzen ein wenig Widerstand leisten, sobald sie
eind aber überschritten hat, ihnen keine Rettung mehr bleibt. Sie merken
gar nicht daß diese Art zu verfahren aller guten Ordnung zuwider ist.
das Herz und die Lebenstheile, nicht die Gliedmaßen eines Körpers
en bewaffnet gehalten werden, weil er ohne diese lebt, und wenn jene
zt sind stirbt; solche Staaten aber haben ein unbewaffnetes Herz, und
ffnete Hände und Füße. Was diese Unordnung Florenz geschadet hat
nan gesehen, und sieht jeden Tag daß wenn ein Heer die Grenzen über-
tet und sich dem Herzen nähert, keine Rettung mehr ist. Bei den Ve-
nern hat man vor wenigen Jahren dieselbe Erfahrung gemacht, und
ihre Stadt nicht von Wasser umgeben wäre, hätte man ihr Ende ge-
. Nicht so häufig hat man das Gleiche bei Frankreich erlebt, weil dies
o großes Reich ist, daß es wenige ihm überlegene Feinde hat. Trotzdem
te, als es 1513 die Engländer angriffen, das ganze Land, und der König
, wie jeder Andre, urtheilte daß eine einzige Niederlage ihm das Reich
könne. Bei den Römern wor das Gegentheil der Fall; denn je mehr
ser Feind Rom näherte, desto mächtiger ihm zu widerstehen fand er die
t. Und bei Hannibals Zuge nach Italien sah man es, wie sie nach
Niederlagen und nach dem Tode so vieler Feldherren und Soldaten nicht
dem Feinde Stand halten, sondern den Krieg noch gewinnen konnten.
kam blos daher daß sie das Herz gut bewaffnet und auf die Gliedmaßen

wenig Rücksicht genommen hatten. Denn die Grundlage des Staates war die Bevölkerung Roms, der Latinername, die übrigen Bundesgenossen in Italien und ihre Kolonien, woher sie so viel Soldaten zogen, daß sie die Welt mit ihnen zu bekriegen und zu behaupten vermochten. Und daß dies richtig ist, sieht man aus der Frage die der Karthager Hanno nach der Schlacht bei Cannä an die Abgesandten Hannibals richtete, die nachdem sie Hannibals Thaten verherrlicht, von Hanno gefragt wurden, ob vom römischen Volke Jemand gekommen sei, um Frieden zu bitten, und ob von den Latinern und den Kolonien sich eine Stadt gegen die Römer empört habe; und als sie Eins wie das Andre verneinten, erwiederte Hanno: „Der Krieg ist noch so frisch wie vorher." Man sieht also sowohl aus dieser Erörterung als aus dem was wir anderwärts oftmals gesagt, wie verschieden das Verfahren der gegenwärtigen Republiken von dem der alten ist. Darum sieht man auch alle Tage wunderbare Verluste und wunderbare Eroberungen. Denn wo die Menschen wenig Tüchtigkeit haben, da zeigt das Glück recht seine Macht, und weil es veränderlich ist, verändern sich die Republiken und Regierungen oft und werden sich immer verändern, bis einmal Einer aufsteht der ein solcher Verehrer des Alterthums ist, daß er es in einer Weise regelt daß es nicht bei jedem Sonnenumlauf Veranlassung haben soll zu zeigen wieviel es vermag.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie gefährlich es ist, Verbannten zu trauen.

Es scheint mir nicht unpassend unter meinen übrigen Erörterungen auch davon zu reden, was für eine gefährliche Sache es ist, Leuten welche aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind zu trauen, eine Sache mit der die Regierenden täglich zu thun haben, zumal ich dies durch ein merkwürdiges Beispiel beweisen kann, das Titus Livius in seiner Geschichte anführt, obwohl es außerhalb seines Gegenstandes liegt. Als Alexander der Große mit seinem Heere nach Asien zog, kam Alexander von Epirus, sein Schwager und Oheim, mit Truppen nach Italien, wohin ihn die verbannten Lucaner gerufen hatten, indem sie ihm Hoffnung gemacht daß er durch sie das ganze Land werde erobern können. Als er aber nun auf ihr Wort und diese Hoffnung hin nach Italien kam, wurde er von ihnen ermordet, da ihnen von ihren Mitbürgern die Rückkehr in das Vaterland versprochen worden war, wenn sie ihn umbrächten. Man muß also bedenken, wie eitel die Treue und die Versprechungen derer sind die sich ihres Vaterlandes beraubt sehen. Denn was die Treue betrifft, so kann man glauben daß sobald sie durch andre Mittel als deine Hülfe wieder in ihr Vaterland gelangen können, sie aller dir gemachten Versprechungen unerachtet dich verlassen und sich den Andern anschließen werden. Und was die eitlen Versprechungen und Hoffnungen angeht, so ist der lebhafte Wunsch den sie hegen, in ihre Heimath zurückzukehren, so stark daß sie natürlicher Weise Vieles glauben, was falsch ist und Vieles noch absichtlich hinzusetzen, und dich so theils durch das was sie glauben theils durch das was sie zu glauben vorgeben mit einer Hoffnung erfüllen,

die dich, wenn du dich auf sie verläffest, entweder zu einer vergeblichen Ausgabe verleitet oder in ein Unternehmen stürzt bei dem du zu Grunde gehst. Als Beispiel soll mir außer dem vorgenannten Alexander der Athener Themistokles genügen, der nachdem er Empörer geworden, nach Asien zu Darius floh, wo er ihm solche Versprechungen machte, wenn er Griechenland angreifen wolle, daß Darius sich zu dem Unternehmen entschloß. Als aber Themistokles nachher diese Versprechungen nicht halten konnte, nahm er entweder aus Scham oder aus Furcht vor Strafe sich selbst durch Gift das Leben. Wenn dieser Irrthum von Themistokles, einem der ausgezeichnetsten Männer, begangen wurde, so läßt sich annehmen daß um so mehr diejenigen irren werden die ihrer geringern Tüchtigkeit wegen sich leichter von ihren Wünschen oder Leidenschaften hinreißen lassen. Ein Fürst muß also behutsam darin sein auf den Bericht eines Verwiesenen hin Etwas zu unternehmen, weil er in den meisten Fällen nur mit Schande oder mit dem größten Verluste davonkommt. Und weil es auch selten glückt, Städte hinterlistiger Weise und durch ein Einverständniß das man in ihnen hat in seine Gewalt zu bekommen, so scheint es mir nicht unangebracht im folgenden Kapitel davon zu handeln und hinzuzufügen auf wie viel Arten die Römer sie eroberten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Auf wie viel Arten die Römer Städte einnahmen.

Da die Römer ganz und gar auf den Krieg gerichtet waren, so führten sie diesen stets mit jedem möglichen Vortheil, sowohl was die Kosten als was alles andre dazu Erforderliche betrifft. Daher kam es daß sie sich davor hüteten, Städte durch Belagerung zu nehmen, weil sie diese Art für so kostspielig und so umständlich erachteten, daß sie den Nutzen der aus der Eroberung gezogen werden könne bei weitem überwiege, und sie hielten es darum für besser und nützlicher die Städte auf jede andre Weise als durch Belagerung zu unterwerfen; weßhalb man auch in so vielen Kriegen und so vielen Jahren nur ganz wenige Beispiele von ihnen ausgeführter Belagerungen findet. Die Mittel also durch die sie die Städte eroberten waren Erstürmung oder Uebergabe. Die Erstürmung geschah entweder mit Macht und offener Gewalt, oder durch Gewalt mit List verbunden. Die offene Gewalt bestand entweder im Sturm, ohne die Mauern zu durchbrechen, was sie aggredi urbem corona nannten, weil sie mit dem ganzen Heere die Stadt umringten und sie von allen Seiten angriffen, und oft gelang es ihnen sogar eine sehr bedeutende Stadt auf Einen Anlauf zu nehmen, wie Scipio Neu-Karthago in Spanien nahm; oder wenn dieser Anlauf nicht ausreichte, so schritten sie dazu die Mauern mit Widdern und andern Kriegsmaschinen die sie hatten einzurennen. Oder sie machten einen unterirdischen Gang und drangen durch diesen in die Stadt, auf welche Weise sie Veji nahmen; oder sie bauten hölzerne Thürme, um mit den Vertheidigern der Mauern in gleicher Höhe zu stehen, oder warfen Erddämme auf, die von außen an die Mauern stießen, um mittels dieser die Höhe derselben zu erreichen. Bei diesen Angriffen hatten die

Vertheidiger der Städte im ersten Falle, wenn sie ringsum angegriffen wurden, die unmittelbarste Gefahr und die zweifelhaftesten Gegenmittel, da bei der Nothwendigkeit an jedem Punkte eine genügende Anzahl Vertheidiger zu haben die vorhandenen entweder nicht ausreichten, um alle Punkte besetzen und sich ablösen zu können, oder wenn dies der Fall war, nicht alle gleichen Muth zum Widerstand besaßen, und durch einen Theil der im Kampfe wich Alles verloren ging. Daher kam es daß diese Angriffsart, wie gesagt, oft glücklichen Erfolg hatte. Glückte sie aber nicht beim ersten Male, so versuchten sie sie nicht leicht wieder, weil sie gefährlich für das Heer war; denn da es in solcher Ausdehnung kämpfte, blieb es überall zu schwach, um einem Ausfall zu widerstehen, den die drinnen etwa unternehmen sollten, und die Soldaten kamen auch aus der Ordnung und wurden müde; einmal aber und unversehens versuchten sie dieses Mittel. Was die Durchbrechung der Mauern betrifft, so begegnete man dieser wie in jetziger Zeit durch Wälle. Um den unterirdischen Gängen Widerstand zu leisten, machte man einen Gegengang und trat darin dem Feinde entweder mit den Waffen oder mit andern künstlichen Mitteln entgegen, zu welchen letzteren das gehörte daß man Tonnen mit Federn füllte, die man anzündete, und sie brennend in den Gang warf, so daß sie durch den Rauch und Gestank dem Feinde das Eindringen verwehrten; wurde man mit Thürmen angegriffen, so bemühte man sich sie durch Feuer zu zerstören. Und was die Erddämme betrifft, so durchbrach man die Mauer unten, wo der Damm daran stieß, und zog die Erde welche die Leute draußen aufhäuften herein, so daß durch die Zuführung der Erde von außen und Wegnahme derselben von innen der Damm nicht wuchs. Diese Erstürmungsarten können aber nicht auf die Länge versucht werden, sondern man muß entweder aus dem Lager aufbrechen und den Krieg auf andre Weise zu entscheiden suchen, wie es Scipio machte, der als er in Afrika gelandet, Utika angegriffen und nicht im Stande gewesen es einzunehmen, das Lager verließ und die karthagischen Heere zu schlagen suchte; oder sich auf eine förmliche Belagerung einlassen, wie es bei Veji, Capua, Karthago, Jerusalem und andern Städten geschah, die durch Belagerung genommen wurden. Was die Eroberung der Städte durch heimliche Gewalt anbetrifft, wie sie bei Paläpolis vorkam, das die Römer durch Einverständniß mit Leuten drinnen in die Hände bekamen, so sind Eroberungen dieser Art von den Römern und Andern vielfach versucht worden und selten gelungen. Der Grund ist, daß jedes geringste Hinderniß den Plan vereitelt, und Hindernisse leicht in den Weg kommen. Denn entweder wird der Verrath entdeckt, ehe er zur Ausführung kommt, und er wird ziemlich leicht entdeckt, sowohl durch die Untreue derer die darum wissen, als durch die Schwierigkeit der Betreibung, da man mit dem Feinde und mit Leuten mit denen nur unter irgend einem Vorwande zu sprechen erlaubt ist zusammen kommen muß. Würde aber auch der Verrath während der Anzettelung nicht entdeckt, so erheben sich dann bei der Ausführung tausend Schwierigkeiten. Denn kommst du entweder vor der festgesetzten Zeit, oder kommst du nachher, so verdirbst du Alles; entsteht ein heimliches Geräusch, wie die Gänse des Capitols es machten, wird eine gewohnte Ordnung verletzt, bei jedem geringsten Fehler, jedem kleinsten Versehen, das begangen wird, scheitert das Unternehmen. Dazu kommt die Finsterniß der Nacht, welche die Furcht derer vermehrt die bei diesen gefährlichen Dingen thätig sind. Und da die Mehrzahl der Leute die für solche Unternehmungen gewonnen werden der Beschaffenheit des Landes und der

Oertlichkeiten wohin sie geführt werden unkundig sind, so werden sie verwirrt, muthlos und verwickeln sich bei dem kleinsten ungefähren Zufalle; sogar jede falsche Einbildung ist im Stande sie in die Flucht zu jagen. Es hat nie Jemanden gegeben der in solchen listigen und nächtlichen Unternehmungen glücklicher war als Aratus von Sicyon, der sich im offenen Kampfe bei Tage ebenso kleinmüthig erwies wie er Muth bei jenen zeigte; was sich wohl eher aus einer geheimen Geschicklichkeit die er besaß, als daraus erklären läßt daß sie ihrer Natur nach einen glücklichern Erfolg haben müßten. Versuche der Art werden also viele gemacht, wenige zur Ausführung gebracht, und sehr wenige gelingen. Was die Erwerbung der Städte durch Uebergabe betrifft, so ergeben sie sich entweder freiwillig oder gezwungen. Der freie Wille entsteht entweder aus irgend einer äußern Nothwendigkeit, die sie zwingt sich unter deinen Schutz zu begeben, wie Capua sich unter den der Römer begab, oder aus dem Verlangen gut regiert zu werden, indem sie das gute Regiment anlockt welches der Fürst über die führt die sich ihm freiwillig in die Arme geworfen haben, wie dies bei den Rhodiern, den Massiliern und ähnlichen Bürgerschaften die sich dem römischen Volke ergaben der Fall war. Was die gezwungene Uebergabe anlangt, so entsteht dieser Zwang entweder durch eine langwierige Belagerung, wie oben gesagt worden, oder er ist die Folge anhaltender Bedrückung durch Streifzüge, Plünderungen und andre Mißhandlungen, denen auszuweichen eine Stadt sich ergiebt. Von allen genannten Eroberungsarten wandten die Römer keine häufiger an als diese letzte und waren länger als vierhundertfunfzig Jahre bestrebt ihre Nachbarn durch Niederlagen und Streifereien zu ermatten und durch Vergleiche Ansehn über sie zu gewinnen, wie wir andre Male erörtert haben. Und auf dieses Mittel kamen sie immer wieder zurück, wenn sie auch alle andern versuchten, bei denen sie aber immer entweder etwas Gefährliches oder Nutzloses fanden. Bei der Belagerung ist es die Langwierigkeit und die Kostspieligkeit, bei der Erstürmung der Zweifel und die Gefahr; bei den Verräthereien die Ungewißheit. Und sie sahen ja wie sie durch eine Niederlage des feindlichen Heeres in einem Tage ein Königreich eroberten, und bei der Belagerung einer hartnäckigen Stadt viele Jahre zu ihrer Einnahme brauchten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Daß die Römer den Befehlshabern ihrer Heere bei ihren Sendungen freie Hand ließen.

Ich meine daß man (wenn man die Livianische Geschichte liest um Nutzen daraus zu schöpfen) alle Verfahrungsweisen des römischen Volks und Senats in Betracht ziehen muß. Zu den übrigen Dingen welche Beachtung verdienen gehört aber auch, zu sehen mit welcher Gewalt sie ihre Consuln, Dictatoren und sonstigen Heerführer aussandten. Und da sieht man daß ihre Gewalt eine sehr bedeutende gewesen ist, und der Senat sich Nichts weiter vorbehielt als die Befugniß neue Kriege anzufangen und die Friedensschlüsse

zu bestätigen, alles Uebrige aber dem Gutdünken und der Gewalt des Consuls anheimstellte. Denn wenn vom Volke und Senate ein Krieg beschlossen war, z. B. gegen die Latiner, so stellten sie alles Uebrige in das Belieben des Consuls, der nun eine Schlacht liefern oder nicht liefern, diese oder jene Stadt belagern konnte, wie es ihm gefiel. Es wird dies durch viele Beispiele bestätigt, und besonders durch eins welches in einem Feldzuge gegen die Etrusker vorfiel. Als nämlich der Consul Fabius diese bei Sutri besiegt hatte und nun mit dem Heere durch den cimminischen Wald zu ziehen und in Etrurien einzurücken beabsichtigte, befragte er darüber den Senat nicht nur nicht, sondern gab ihm gar nicht einmal Nachricht davon, obschon der Krieg jetzt in einem neuen, unsichern und gefährlichen Lande zu führen war. Es wird weiter bestätigt durch den Beschluß den in entgegengesetztem Sinne der Senat faßte, der als er den von Fabius erfochtenen Sieg erfahren hatte und besorgte, derselbe möchte es unternehmen durch den besagten Wald nach Etrurien zu marschiren, in der Ueberzeugung daß es nicht zuträglich sei diesen Krieg zu versuchen und sich in diese Gefahr zu stürzen, zwei Gesandte an Fabius schickte, um ihm zu bedeuten, er solle nicht nach Etrurien gehen; diese kamen aber erst an, als er schon dahin marschirt war und einen Sieg erfochten hatte, und kehrten statt als Verhinderer des Krieges als Verkünder der Eroberung und des erworbenen Ruhmes zurück. Und wer dieses Verfahren wohl erwägt, der wird es sehr klug bedacht finden; denn wenn der Senat gewollt hätte daß ein Consul im Kriege Schritt vor Schritt je nach den ihm gewordenen Aufträgen verfahre, so hätte er ihn dadurch weniger vorsichtig und träger gemacht, weil er geglaubt haben würde daß der Ruhm des Sieges nicht ganz ihm gehöre, sondern der Senat, nach dessen Rath er gehandelt, daran Antheil habe. Außerdem hätte sich der Senat anheischig gemacht in einer Sache rathen zu wollen, die er nicht verstehen konnte. Denn wenn auch in demselben lauter im Kriege wohl erfahrene Männer saßen, so würden sie trotzdem, da sie nicht an Ort und Stelle waren und unzählige Einzelheiten die man wissen muß, um einen guten Rath geben zu können, nicht wußten, bei ihrem Rathe unzählige Fehler gemacht haben. Und darum wollten sie daß der Consul selbstständig handle und der Ruhm ganz ihm gehöre, indem sie die Liebe zu diesem als einen Zaum und eine Richtschnur für ihn zu würdigen Thaten erachtete. Ich habe diesen Punkt um so lieber bemerkt, als ich sehe daß die Republiken gegenwärtiger Zeit, wie die venetianische und die florentinische, anders darüber denken, und wenn ihre Befehlshaber, Stadtschaffner und Commissare ein Geschütz aufzustellen haben, das wissen und rathen wollen. Dieses Verfahren verdient dasselbe Lob wie die übrigen, welche zusammengenommen sie in die Lage gebracht haben in der sie sich gegenwärtig befinden.

Niccolo Machiavelli's Erörterungen

über die erste Dekade des Titus Livius

an

Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Wenn eine Religion oder ein Staat lange bestehen soll, ist es nöthig sie oft auf ihren Anfang zurückzuführen.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß alle Dinge auf der Welt ihre Lebensgrenze haben. Aber nur diejenigen vollenden den ganzen ihnen im Allgemeinen vom Himmel vorgezeichneten Lauf, welche ihren Körper nicht in Unordnung bringen, sondern ihn so in Ordnung halten daß er sich nicht verändert, oder wenn er sich verändert, es zu seinem Heile, nicht zu seinem Verderben ist. Und da ich von zusammengesetzten Körpern rede, wie die Staaten und Religionsgesellschaften es sind, so meine ich daß die Veränderungen ihnen zum Heile gereichen, welche sie oft auf ihre Anfänge zurückführen. Und darum haben diejenigen die beste Ordnung und die längste Dauer, welche sich vermittelst ihrer Einrichtungen häufig erneuern können oder durch einen Zufall, außerhalb solcher Einrichtung, zu dieser Erneuerung gelangen. Und es ist klarer als der Tag, daß ohne Erneuerung diese Körper keine Dauer haben. Die Art der Erneuerung ist, wie gesagt, die Zurückführung derselben auf ihre Anfänge; denn alle Anfänge der Religionen, Republiken und Königreiche müssen in sich etwas Gutes haben, vermittelst dessen sie ihr erstes Ansehen und ihr erstes Wachsthum wiedergewinnen können. Da aber dieses Gute im Laufe der Zeit verdirbt, so muß es, wenn nicht Etwas dazwischen tritt was es wieder ins Gleis bringt, den Körper tödten. Die Arzneigelehrten sagen, indem sie von den menschlichen Körpern reden: quod quotidie aggregatur aliquid, quod quandoque indiget curatione. Diese Zurückführung auf den Anfang geschieht, wenn wir von Republiken reden, entweder durch ein äußeres Ereigniß oder durch innere Klugheit. Was das Erste betrifft, so sieht man wie nöthig es war, daß Rom von den Gal-

liern erobert wurde, wenn es wiedergeboren werden und durch die Wiedergeburt Leben und neue Kraft bekommen und die Beobachtung der Religion und der neuen Gerechtigkeit, die beide entweiht zu werden begannen, wiedergewinnen sollte. Man ersieht dies recht deutlich aus der Geschichte des Livius, wo er angiebt daß die Römer beim Ausmarsch des Heeres gegen die Gallier und bei der Wahl der Tribunen mit consularischer Gewalt gar keine religiösen Gebräuche beobachteten. Ebenso ließen sie die drei Fabier, welche dem Völkerrecht zuwider gegen die Gallier gekämpft, nicht nur nicht dafür büßen, sondern wählten sie sogar zu Tribunen. Und es ist stark zu vermuthen daß man auch auf die übrigen heilsamen Veränderungen, die von Romulus und den andern einsichtigen Fürsten getroffen worden waren, weniger zu achten begann als vernünftig und zur Aufrechterhaltung der Freiheit nothwendig war. Da kam denn dieser Schlag von außen, damit alle Einrichtungen der Stadt wieder aufgenommen und dem Volke gezeigt würde, es sei nicht nur nöthig Religion und Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten, sondern auch seine guten Bürger zu schätzen und ihre Tugend höher anzuschlagen als die Vortheile um die es durch ihre Thaten zu kommen glaubte. Und man sieht daß dies genau so geschah, indem sie sofort nach der Wiedereroberung Roms alle Einrichtungen ihrer alten Religion wiederherstellten, die Fabier bestraften, welche dem Völkerrechte zuwider gekämpft, und die Tapferkeit und Güte des Camillus nachher so hoch schätzten, daß der Senat und die Uebrigen mit Beiseitesetzung alles Neides das ganze Gewicht der Regierung auf ihn übertrugen. Es ist also, wie gesagt, nöthig daß die Menschen welche in irgend einer Ordnung mit einander leben oft durch solche äußere Vorfälle oder durch innere wieder zu sich kommen. Und dies muß entweder durch ein Gesetz bewirkt werden, das oft mit den Leuten die eine solche Körperschaft bilden Abrechnung hält, oder durch einen rechtschaffenen Mann, der aus ihrer Mitte aufsteht und durch sein Beispiel und seine tugendhaften Handlungen dieselbe Wirkung thut wie das Gesetz. Es entspringt also dieses Heil für die Republiken entweder aus der Vortrefflichkeit eines Mannes oder aus der Güte einer Einrichtung. Und was diese letztere betrifft, so waren die Einrichtungen welche die römische Republik wieder auf ihre erste Anlage zurückführten die Volkstribunen, die Censoren und all die Gesetze die gegen den Ehrgeiz und Uebermuth der Einzelnen gegeben worden waren. Diese Einrichtungen bedürfen jedoch der Belebung durch die Tugend eines Bürgers, der sie muthig der Macht der Uebertreter gegenüber in Ausführung bringt. Von Vollstreckungen der Art vor Roms Eroberung durch die Gallier waren bemerkenswerth der Tod der Söhne des Brutus, der Tod der Zehnmänner, der des Melius Frumentarius; nach der Eroberung Roms der Tod des Manlius Capitolinus, der Tod des Sohnes des Manlius Torquatus, das Urtheil des Papirius Cursor gegen seinen Reiterobersten Fabius, die Anklage der Scipionen. Weil diese Vorfälle außerordentlich und auffallend waren, so brachten sie jedesmal wenn sich ein solcher ereignete die Menschen wieder ins richtige Gleis, und als sie seltener zu werden anfingen, fingen sie auch an den Menschen mehr Zeit zu ihrer Verderbniß zu lassen und mit größerer Gefahr und Unruhe in Ausführung zu kommen, da zwischen einer und der andern solchen Vollstreckung nicht mehr als zehn Jahre vergehen sollten; denn nach Verlauf dieser Zeit fangen die Menschen an ihre Sitten zu verändern und die Gesetze zu übertreten, und geschieht dann nicht Etwas was ihnen die Strafe wieder ins Gedächtniß zurückruft und ihren Herzen wieder Furcht einjagt, so häuft sich die Zahl der Verbrecher

bald so daß sie nicht ohne Gefahr bestraft werden können. In diesem Sinne sagten die welche von 1434 bis 1494 die Regierung von Florenz geleitet haben, es sei nöthig alle fünf Jahre die Regierung von neuem zu ergreifen, sonst sei sie schwer zu behaupten; die Regierung von neuem ergreifen nannten sie aber, den Menschen die Furcht und den Schrecken einjagen den sie ihnen bei Ergreifung derselben eingejagt, indem sie damals diejenigen gezüchtigt welche jener Staatseinrichtung nach sich übel geführt hatten. So wie aber das Andenken einer solchen Züchtigung erlischt, erkühnen sich die Menschen Neues zu versuchen und böse Reden zu führen; und darum ist es nöthig dem vorzubauen, indem man den Staat auf seine Anfänge zurückführt. Eine solche Zurückführung der Republiken zu ihrem Anfange geschieht auch durch die bloßen Vorzüge eines Mannes, ohne die Folge eines Gesetzes zu sein das ihn zu irgend einer Strafvollstreckung drängt; jene stehen gleichwohl in so hohem Ansehen und geben ein so mächtiges Beispiel, daß die guten Bürger sie nachzuahmen wünschen und die schlechten sich schämen ein ihnen zuwiderlaufendes Leben zu führen. Die welche in Rom insbesondere solche gute Wirkung hervorbrachten waren Horatius Cocles, Scävola, Fabricius, die beiden Decier, Attilius Regulus und einige Andre, die mit ihren seltenen und erhabenen Beispielen in Rom fast dieselbe Wirkung thaten welche Gesetze und Verordnungen gethan hätten. Und wären die oben erwähnten Strafvollstreckungen neben diesen besonderen Beispielen wenigstens alle zehn Jahre in dieser Stadt vorgekommen, so war die nothwendige Folge davon daß sie niemals verderbt wurde; als aber Eins wie das Andre seltener zu werden anfing, fing auch die Verderbniß sich zu vervielfältigen an; denn nach Marcus Regulus sah man dort kein derartiges Beispiel mehr, und wenn auch die beiden Catonen in Rom aufstanden, so war doch ein so langer Zwischenraum zwischen jenem und ihnen, und zwischen ihnen beiden, und sie blieben so allein, daß sie mit ihren guten Beispielen nichts Gutes ausrichten konnten; besonders der letzte Cato, der bei der Verderbniß in der er die Stadt zum großen Theile fand durch sein Beispiel nicht mehr zu bewirken vermochte daß die Bürger besser wurden. Und dies möge hinsichtlich der Republiken genügen. Was aber die Religionsgemeinschaften anlangt, so sieht man auch bei diesen die Nothwendigkeit ihrer Erneuerung an dem Beispiele unsrer Religion, die ganz erloschen wäre, hätten sie nicht der heilige Franciscus und der heilige Dominicus auf ihren Anfang zurückgeführt, indem diese durch ihre Armuth und ihre Nachahmung des Lebens Christi sie in den Herzen der Menschen, wo sie schon erloschen war, wieder erweckten; und ihre neuen Anordnungen waren von solcher Kraft, daß ihrethalben der böse Wandel der Prälaten und Häupter der Religion sie nicht zu Grunde richtet, indem sie noch jetzt in Armuth leben und in den Beichten und Predigten solches Ansehen beim Volke haben, daß es ihnen glaubt, es sei böse Böses zu reden, und gut im Gehorsam gegen sie zu leben, und wenn sie Fehler begehen sie von Gott strafen zu lassen; und dabei führen sie das ärgste Leben das sie können, weil sie eine Strafe nicht fürchten, die sie nicht sehen und nicht glauben. So hat also diese Erneuerung unsre Religion erhalten und erhält sie noch. Auch die Königreiche bedürfen der Erneuerung und der Zurückführung der Gesetze auf ihren Ursprung. Und man sieht welche gute Wirkung dies im Königreich Frankreich thut, welches mehr als irgend ein andres unter Gesetz und Ordnung lebt. Die Aufrechthalter dieser Gesetze und Ordnungen sind die Parlamente, besonders das von Paris, welches sie jedesmal erneuert wenn es

über einen Großen des Reichs Etwas verhängt und Urtheile wider den König selbst spricht. Und bis jetzt hat es sich dadurch erhalten daß es ein unnachsichtlicher Vollstrecker dem Adel gegenüber gewesen ist; sobald es aber Etwas ungestraft hingehen ließe und die Uebertretungen sich mehrten, so wäre die zuverläßige Folge davon, daß sie entweder unter großen Wirren bestraft werden müßten oder daß das Reich zerfiele. Es ist also der Schluß zu ziehen daß in einem Gemeinwesen, mag es nun eine Religionsgemeinschaft, eine Republik oder ein Königreich sein, Nichts nothwendiger ist als ihm das Ansehn wiederzuschaffen das es bei seinnm Beginne hatte, und dahin zu streben daß es entweder gute Einrichtungen oder tüchtige Männer sind, die das bewirken, und keine äußere Gewalt es zu thun braucht. Denn obschon diese manchmal das beste Rettungsmittel ist, wie sie es für Rom war, so ist sie doch ein so gefährliches, daß man auf keine Weise danach verlangen kann. Um aber Jedermann zu beweisen wie sehr die Thaten einzelner Männer Rom groß gemacht und wie viel gute Wirkungen sie in dieser Stadt hervorgebracht haben, will ich zur Erzählung und Erörterung derselben übergehen, innerhalb deren Grenzen dies dritte Buch und der letzte Theil dieser ersten Dekade beschlossen sein soll. Und obschon die Thaten der Könige groß und denkwürdig waren, wollen wir sie gleichwohl, da sie die Geschichte weitläufig berichtet, bei Seite lassen und mit Ausnahme einiger Dinge die sie bezüglich ihres Privatvortheils ins Werk gesetzt nicht weiter davon reden, und wollen mit Brutus, dem Vater der römischen Freiheit, beginnen.

Zweites Kapitel.

Wie weise es ist zu rechter Zeit sich närrisch zu stellen.

Niemals war Jemand so klug oder wurde irgend einer vorzüglichen Handlung wegen für so weise gehalten, wie Junius Brutus es seiner vorgestellten Thorheit halber verdient. Und obschon Titus Livius nur Eine Ursache angiebt die ihn zu dieser Verstellung bewogen habe, nämlich um mit mehr Sicherheit leben und sich sein väterliches Erbe erhalten zu können, so kann man bei Erwägung seiner ganzen Handlungsweise gleichwohl glauben daß er sich auch darum verstellte, daß er weniger beobachtet würde und leichter die Könige unterdrücken und sein Vaterland befreien könnte, sobald sich ihm Gelegenheit dazu bieten würde. Daß er aber daran dachte, sieht man erstlich aus seiner Erklärung des Apollinischen Orakels, als er sich fallend stellte, um die Erde zu küssen, indem er dadurch die Götter für sein Vorhaben günstig zu stimmen glaubte, und dann als er an der Leiche der Lucretia, zwischen dem Vater und dem Gatten und andern Verwandten von ihr, der Erste war der ihr den Dolch aus der Wunde zog und die Umstehenden schwören ließ in Zukunft niemals mehr einen König in Rom zu dulden. Aus seinem Beispiele kön en alle die lernen, welche mit ihrem Fürsten unzufrieden sind, und zwar müssen sie zuerst ihre Kräfte abmessen und wägen; und wenn sie so mächtig sind daß sie sich als seine Feinde erklären und ihm offen den Krieg machen können, so müssen sie diesen Weg wählen, als den wenigst gefähr-

lichen und ehrenvollsten. Stehen sie aber so daß zum offenen Kriege ihre Kräfte nicht hinreichen, so müssen sie mit allem Fleiß seine Freundschaft zu erlangen suchen und zu diesem Zwecke alle Wege einschlagen die ihnen nöthig scheinen, indem sie seinen Neigungen folgen und vor Allem woran sie ihn sich vergnügen sehen gleichfalls Vergnügen finden. Diese Vertrautheit gewährt dir zunächst ein sicheres Leben und läßt dich das Glück des Fürsten zusammen mit ihm ohne Gefahr genießen, und sie verschafft dir alle Gelegenheit deinem Herzen Genüge zu thun. Allerdings sagen Einige, man müsse den Fürsten nicht so nahe stehen daß ihr Sturz dich mit begrabe, und nicht so fern daß ihr Sturz dir nicht Zeit lasse dich auf ihren Trümmern zu erheben, und dieser Mittelweg wäre der richtigste, wenn er sich inne halten ließe; da mir das aber unmöglich scheint, muß man sich an die genannten zwei Weisen halten, entweder sich weit von ihnen entfernen, oder sich ihnen eng anschließen: wer anders handelt und ein durch seine Eigenschaften hervorstechender Mann ist, schwebt in beständiger Gefahr. Und es hilft Nichts zu sagen: Ich bekümmere mich um Nichts, ich verlange weder Ehrenstellen noch Nutzämter, ich will ruhig und unbehelligt leben; denn diese Ausflüchte werden gehört, aber nicht angenommen; Männer von Bedeutung können nicht den Stillstand wählen, selbst wenn sie ihn wirklich und ohne allen Ehrgeiz wählen wollten, weil man nicht daran glaubt, so daß wenn sie stehen bleiben wollen, die Andern sie nicht stehen lassen. Man muß also den Narren spielen, wie Brutus, und man handelt albern genug, wenn man gegen seine Meinung lobt, spricht, sieht, handelt, um dem Fürsten zu gefallen. Und nachdem wir von der Klugheit dieses Mannes zur Wiedererlangung von Roms Freiheit gesprochen haben, wollen wir nun von seiner Strenge in Behauptung derselben reden.

Drittes Kapitel.

Daß es zur Behauptung einer neu errungenen Freiheit nöthig ist die Söhne des Brutus zu tödten.

Nicht weniger nöthig als nützlich war die Strenge des Brutus bei Aufrechterhaltung der von ihm in Rom errungenen Freiheit, welche das in aller Geschichte seltene Beispiel bietet einen Vater zu sehen der zu Gericht sitzt und nicht allein seine Söhne zum Tode verurtheilt, sondern auch bei ihrer Hinrichtung zugegen ist. Und wer die alten Begebenheiten liest, wird immer finden daß nach einer Staatsveränderung, entweder aus einer Republik in eine Tyrannis oder aus einer Tyrannis in eine Republik, eine denkwürdige Strafvollziehung gegen die Feinde der neuen Ordnung der Dinge nöthig ist. Wer sich zum Tyrannen aufwirft und den Brutus nicht tödtet, oder wer einen Freistaat gründet und die Söhne des Brutus nicht hinrichtet, wird sich nicht lange halten. Und da dieser Gegenstand oben weitläufig erörtert worden, so beziehe ich mich auf das dort darüber Gesagte; nur ein merkwürdiges Beispiel will ich hier anführen, das sich in unsern Tagen und in unserm Vaterlande ereignet hat. Das ist Piero Soderini, der durch seine Geduld

und Güte das Verlangen der Söhne des Brutus nach der Rückkehr unter eine andre Regierung überwinden zu können glaubte, und sich täuschte. Und obwohl er bei seiner Klugheit jene Nothwendigkeit einsah und das Schicksal und der Ehrgeiz derer die sich gegen ihn auflehnten ihm Gelegenheit gab sie zu vernichten, so mochte er sich doch nie dazu entschließen, weil er, außerdem daß er mit Geduld und Güte die böse Stimmung zu verscheuchen und durch Wohlthaten gegen Einzelne manche Feindschaft ausrotten zu können glaubte, der Ansicht war und es oft gegen seine Freunde versicherte daß er, wenn er muthig allen Widerstand über den Haufen werfen und seine Gegner zu Boden schlagen wolle, eine außerordentliche Gewalt an sich reißen und durch Gesetze die bürgerliche Gleichheit umstoßen müsse. Dies Ansehn würde aber, wenn er auch nachher keinen tyrannischen Gebrauch davon gemacht, die Menge so in Furcht gesetzt haben, daß sie nach seinem Tode sich nie wieder dazu verstanden hätte einen Gonfaloniere auf Lebenszeit zu wählen, eine Einrichtung die zu befördern ihm passend schien. Diese Absicht war weise und gut; allein man darf niemals einem Uebel aus Rücksicht auf etwas Gutes seinen Lauf lassen, wenn dieses Gute leicht von jenem Uebel unterdrückt werden kann. Und da man doch seine Handlungen und seine Absicht nach dem Erfolge beurtheilen mußte, so durfte er glauben, wenn er Glück und Leben behalten hätte, Jeden überzeugen zu können daß Alles was er gethan hatte zum Besten seines Vaterlandes, nicht aus Ehrgeiz geschehen sei, und konnte die Verhältnisse dergestalt ordnen daß sein Nachfolger nicht zu bösem Zwecke gebrauchen konnte was er zu gutem Zwecke eingerichtet. Aber ihn täuschte seine anfängliche Meinung, da er nicht einsah daß Bosheit durch keine Zeit gebändigt und durch keine Gabe versöhnt wird. So daß er, weil er nicht dem Brutus zu gleichen verstand, sammt seinem Vaterlande Herrschaft und Ansehn verlor. Wie schwer es aber ist einen freien Staat zu bewahren, ebenso schwer ist es auch ein Königreich zu retten, wie im folgenden Kapitel gezeigt werden wird.

Viertes Kapitel.

Kein Fürst ist in einem Reiche sicher, so lange noch diejenigen leben denen es abgenommen worden ist.

Der Tod des Tarquinius Priscus, den die Söhne des Ancus veranlaßten, und der des Servius Tullius, an dem Tarquinius Superbus schuld war, beweist, wie schwierig und gefährlich es ist Jemanden seines Reiches zu berauben und ihn am Leben zu lassen, selbst wenn man ihn durch Entschädigungen für sich zu gewinnen sucht. Man sieht wie Tarquinius Priscus sich durch den Gedanken täuschen ließ das Königreich rechtmäßig zu besitzen, da es ihm vom Volke gegeben und vom Senat bestätigt war, und wie er nicht glaubte, der Unwille der Söhne des Ancus könne so weit gehen daß sie sich nicht in dasjenige finden sollten womit ganz Rom zufrieden war. Und Servius Tullius täuschte sich, indem er durch neue Wohlthaten die Söhne des Tarquinius zu gewinnen glaubte. So daß man, was den Ersteren

ſft, jeden Fürſten darauf aufmerkſam machen kann, daß er in ſeinem
ſtenthume nie ſicher iſt, ſo lange die noch leben denen es abgenommen
den iſt; was den Zweiten betrifft, jeden Mächtigen daran erinnern kann,
niemals alte Kränkungen durch neue Wohlthaten ausgelöſcht worden ſind,
um ſo weniger, je geringer die neue Wohlthat im Vergleich mit der
eren Kränkung iſt. Und ſicherlich war es von Servius Tullius wenig
zu glauben, die Söhne des Tarquinius würden ſich dabei beſcheiden die
wiegerſöhne eines Mannes zu ſein, deſſen Könige zu ſein ſie ein Recht
haben meinten. Ja dieſe Sucht zu herrſchen iſt ſo groß, daß ſie nicht
die Herzen derer ergreift denen die Herrſchaft gebührt, ſondern auch derer
n ſie nicht gebührt, wie es bei der Frau des jüngern Tarquinius, der
hter des Servius, der Fall war, die von dieſer Wuth geſtachelt aller kind-
n Liebe zuwider ihren Gatten trieb ihrem Vater Reich und Leben zu
men: ſo viel höher ſchätzte ſie es Königin, als Königstochter zu ſein.
nn alſo Tarquinius Priscus und Servius Tullius dadurch ihr Reich ver-
n, daß ſie ſich derer denen ſie es gewaltſam entriſſen nicht zu verſichern
ſten, ſo verlor es Tarquinius Superbus, weil er die Einrichtungen der
n Könige nicht beobachtete, wie im folgenden Kapitel dargethan werden ſoll.

Fünftes Kapitel.

Was einen König um ein Reich bringt das er erblich beſitzt.

Nachdem Tarquinius Superbus den Servius Tullius aus dem Wege
umt und keine weiteren Erben von ihm übrig waren, kam er zum ruhi-
Beſitz des Königreichs, da er Nichts von all dem zu fürchten hatte was
en Vorgängern Schaden gethan. Und obgleich die Art wie er zur Königs-
de gelangte außerordentlich und verhaßt geweſen war, würde er doch,
n er nur die alten Einrichtungen der übrigen Könige beobachtet hätte,
agen worden ſein und Senat und Volk ſich nicht gegen ihn erhoben haben,
ihm die Regierung zu entreißen. Er wurde alſo nicht darum vertrieben,
ſein Sohn Sextus die Lucretia geſchändet, ſondern weil er die Geſetze
Reiches gebrochen und es tyranniſch regiert hatte, indem er dem Senate
s Anſehn nahm und es ſich ſelbſt beilegte und die Geſchäfte die ſonſt an
ntlichen Orten zur Genugthuung des römiſchen Senats erledigt wurden
er deſſen Unwillen und Mißgunſt in ſeinen Palaſt verlegte, ſo daß er in
er Zeit Rom der ganzen Freiheit beraubte die es unter den früheren Kö-
n behauptet hatte. Aber nicht zufrieden damit ſich die Väter zu Feinden
machen, brachte er auch das Volk dadurch gegen ſich auf, daß er es mit
rigen Arbeiten, ganz verſchieden von denen zu welchen es ſeine Vorgän-
verwendet, ermüdete, ſo daß er durch die Anfüllung Roms mit Bei-
en ſeiner Grauſamkeit und Härte ſchon die Gemüther aller Römer ge-
t gemacht hatte ſich zu empören, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu bieten
de. Wäre alſo auch der Vorfall mit Lucretia nicht gekommen, ſo würde
andre der Art ſofort dieſelbe Wirkung gehabt haben; denn wenn Tar-
ius wie die andern Könige gelebt und ſein Sohn Sextus jenes Verbrechen

begangen hätte, würden Brutus und Collatinus um Rache an Sextus den Tarquinius, nicht das römische Volk angerufen haben. Mögen daraus die Fürsten lernen daß sie mit der Stunde ihre Herrschaft zu verlieren beginnen, wo sie die Gesetze zu brechen anfangen und die alten Einrichtungen und Gewohnheiten, unter denen die Menschen lange gelebt haben. Und wenn sie nach dem Verlust ihrer Herrschaft einmal so klug werden sollten einzusehen, wie leicht ein Fürstenthum von denen behauptet wird die sich weise benehmen, würden sie ihren Verlust noch schmerzlicher empfinden und sich selbst zu weit härterer Strafe verdammen als ihnen von Andern zuerkannt wird; denn es ist viel leichter die Liebe der Guten als die der Schlechten zu erwerben, und den Gesetzen zu gehorchen als nach Herrschaft über dieselben zu streben. Und wollen sie wissen was sie zu diesem Zwecke zu thun haben, so brauchen sie sich keine andre Mühe zu geben als sich das Leben guter Fürsten, wie eines Timoleon von Korinth, eines Aratus von Sicyon und Aehnlicher, als Spiegel vorzuhalten; in deren Leben sie so viel Sicherheit und Zufriedenheit auf Seiten des Regierenden wie des Regierten finden werden, daß die Lust ihnen nachzuahmen in ihnen erwachen muß, da sie es ja aus den angeführten Gründen so leicht können. Denn wenn die Menschen gut regiert werden, suchen und wünschen sie keine andre Freiheit, wie es bei den von den beiden Vorgenannten regierten Völkern der Fall war, die Jene bis an ihr Lebensende ihre Fürsten zu bleiben zwangen, obschon sie mehrmals sich ins Privatleben zurückzuziehen versuchten. Und da nun in diesem und den beiden vorhergehenden Kapiteln von den Mißstimmungen gegen die Fürsten und von den Verschwörungen der Söhne des Brutus gegen das Vaterland so wie von denen gegen Tarquinius Priscus und Servius Tullius die Rede gewesen ist, scheint es mir nicht unangemessen im folgenden Kapitel ausführlich von denselben zu handeln, als von einem Gegenstande der von Fürsten und Privatleuten beachtet zu werden verdient.

Sechstes Kapitel.

Von den Verschwörungen.

Ich habe es nicht unterlassen wollen von den Verschwörungen zu reden, die für Fürsten und Privatleute ein so gefährliches Ding sind. Denn man sieht daß durch dieselben mehr Fürsten Reich und Leben verloren haben als durch offnen Krieg, weil offnen Krieg mit einem Fürsten zu führen nur Wenigen verstattet ist, sich gegen ihn zu verschwören Jedem freisteht. Andrerseits können sich Privatleute auf kein gewagteres und verwegneres Unternehmen einlassen als dieses, weil es schwierig und gefahrvoll in jeder Beziehung ist. Und daher kommt es daß viele versucht werden und höchst wenige den gewünschten Erfolg haben. Damit nun die Fürsten vor diesen Gefahren sich zu hüten wissen und die Privatleute weniger kühn sich darauf einlassen, vielmehr sich darein finden lernen unter der Regiernng zu leben die vom Schicksal über sie gesetzt ist, will ich ausführlich davon sprechen und keinen Fall übergehen der als Beleg für den Einen wie für den Andern bemerkenswerth ist. Und golden ist wirklich der Ausspruch des Cornelius

Tacitus, der besagt: „Die Menschen müssen die Vergangenheit ehren und der Gegenwart gehorchen, gute Fürsten wünschen und so wie sie sind sie ertragen." Denn wahrlich, wer anders handelt richtet meistentheils sich und sein Vaterland zu Grunde. Wir müssen also, um zur Sache zu kommen, zuerst erwägen gegen wen eine Verschwörung unternommen wird, und werden finden daß sie entweder dem Vaterlande gilt oder einem Fürsten. Von diesen beiden wollen wir jetzt reden, da von denen welche bezwecken eine Stadt dem sie belagernden Feinde zu überliefern oder welche auf irgend eine Art Aehnlichkeit mit diesen haben oben zur Genüge gesprochen worden ist. Und zwar wollen wir in diesem ersten Theile von den Verschwörungen gegen den Fürsten handeln, und zunächst die Ursachen derselben untersuchen, deren viele sind, eine aber bei weitem die wichtigste von allen. Diese ist der Haß des ganzen Volkes; denn ein Fürst der sich den allgemeinen Haß zugezogen muß natürlich Einzelne haben, die stärker von ihm verletzt worden sind und die sich zu rächen wünschen. Dieser Wunsch wird in ihnen genährt durch die allgemeine Mißstimmung die sie gegen ihn herrschen sehen. Ein Fürst muß also diese öffentlichen Vorwürfe vermeiden; was er aber zu thun hat um diese zu vermeiden, will ich, da ich davon anderwärts gehandelt, hier nicht erörtern. Denn wenn er sich davor hütet, werden ihm die bloßen Verletzungen Einzelner weniger Gefahr bringen, einmal weil man selten auf Menschen trifft die eine Kränkung so hoch aufnehmen, daß sie um sich zu rächen sich einer solchen Gefahr aussetzen möchten, und zweitens weil sie, wenn sie auch Muth und Macht dazu besitzen sollten, von der allgemeinen Zuneigung zurückgehalten werden die sie dem Fürsten zu Theil werden sehen. Die Kränkungen müssen entweder am Vermögen, am Leben oder an der Ehre geschehen. Bei denen am Leben sind die Drohungen gefährlicher als die Ausführung, ja die Drohungen sind sogar höchst gefährlich, während in der Ausführung gar keine Gefahr liegt, weil der Todte an keine Rache mehr denken kann und die Ueberlebenden diesen Gedanken meist dem Todten überlassen. Wer aber bedroht wird und sich durch die Nothwendigkeit gezwungen sieht entweder zu handeln oder zu leiden, wird ein höchst gefährlicher Mensch für den Fürsten, wie wir an seinem Orte im Besondern zeigen werden. Abgesehen von dieser Nothwendigkeit, sind Vermögen und Ehre die beiden Dinge deren Verletzung die Menschen mehr kränkt als irgend etwas Andres; und diesen muß ein Fürst nicht zu nahe kommen, weil er Keinen so rein ausplündern kann, daß ihm nicht ein Dolch zur Rache bliebe, Keinen so entehren, daß er nicht den hartnäckigen Willen behalten könnte Rache zu nehmen. Von den Verletzungen der Ehre aber die man den Menschen anthut ist die hinsichtlich der Frauen die schwerste, nächstdem die Beschimpfung der eignen Person. Diese bewaffnete den Pausanias gegen Philipp von Macedonien; diese hat viele Andre gegen ihre Fürsten bewaffnet, und nichts Andres trieb in unsrer Zeit den Giulio Belanti zur Verschwörung wider Pandolfo, Tyrannen von Siena, als daß er ihm eine Tochter von sich zur Frau gegeben und dann wieder genommen hatte, wie wir an seinem Orte zeigen werden. Die Hauptursache weshalb sich die Pazzi gegen die Medici verschworen war die Erbschaft Giovanni Bonromei's, die ihm auf deren Geheiß entzogen worden war. Eine andre und zwar sehr mächtige Veranlassung giebt es welche die Menschen zur Verschwörung gegen den Fürsten bewegt, das ist der Wunsch das von ihnen unterdrückte Vaterland zu befreien. Dieser Anlaß stachelte den Brutus und Cassius gegen Cäsar auf; dieser hat viele Andre gegen die

Phalarisse, Dionyse und andre Unterdrücker ihres Vaterlandes getrieben. Und gegen diese Gesinnung kann sich kein Tyrann schützen, außer durch Niederlegung seiner Gewalt. Da man aber keinen findet der sich zu dieser versteht, so giebt es wenige die nicht ein schlimmes Ende nehmen, woraus der Vers Juvenals entstand:

> Ad generum Cereris sine caede et vulnere pauci
> Descendunt reges, et sicca morte tyranni.

Die Gefahren die man bei den Verschwörungen übernimmt sind, wie ich oben sagte, bedeutend und erstrecken sich auf alle Zeitpunkte, da man in solchen Fällen während der Betreibung, bei der Ausführung und nach der Ausführung Gefahr läuft. Die sich verschwören, sind entweder Einer oder Mehrere. Bei Einem kann man eigentlich nicht von einer Verschwörung sprechen, sondern es ist der in einem Menschen entstandene feste Vorsatz den Fürsten zu ermorden. Bei diesem allein fehlt von den drei Gefahren die man bei Verschwörungen läuft die erste; denn er schwebt vor der Ausführung in keiner Gefahr, weil kein Andrer um sein Geheimniß weiß und er nicht zu befürchten braucht daß sein Plan dem Fürsten zu Ohren komme. Auf einen solchen Gedanken kann jeder Mensch beliebigen Standes fallen, klein, groß, adlig, unadlig, aus der Umgebung oder nicht aus der Umgebung des Fürsten; denn jedem steht es frei hin und wieder mit ihm zu reden, und wer mit ihm reden darf, der darf auch seinen Muth an ihm kühlen. Pausanias, von dem sonst schon die Rede war, ermordete den Philipp von Macedonien, als er von tausend Bewaffneten umgeben und zwischen seinem Sohne und Schwiegersohne zum Tempel ging; er war aber ein Adliger und Bekannter des Fürsten. Ein armer Spanier niedrigsten Standes jedoch versetzte dem Könige Ferdinand von Spanien einen Messerstich in den Hals; die Wunde war nicht tödtlich, aber man sieht doch daraus daß er Absicht und Gelegenheit hatte ihn zu tödten. Ein Derwisch, ein türkischer Priester, hieb nach Bajazet, dem Vater des jetzigen Großtürken, mit einem Säbel; er verwundete ihn nicht, hatte aber doch den Vorsatz und die Gelegenheit dazu. Leute von solchem Gemüthszustande daß sie dies thun möchten werden sich, glaube ich, gar viele finden, da auf dem Wunsche keine Strafe steht und keine Gefahr damit verbunden ist, wenige aber die es wirklich thun, und unter denen die es thun ganz wenige oder gar keiner der nicht auf der Stelle niedergemacht würde, darum findet sich keiner der in einen gewissen Tod gehen möchte. Lassen wir jedoch diese Einzelwillen bei Seite und kommen wir zu den Verschwörungen unter Mehreren. Und da sage ich daß man in der Geschichte alle Verschwörungen von Großen oder Leuten aus der nächsten Umgebung des Fürsten angesponnen findet; denn Andre, wenn sie nicht vollständige Narren sind, können sich nicht verschwören, weil geringen und dem Fürsten fern stehenden Leuten alle Hoffnungen und alle Gelegenheiten fehlen die zur Ausführung einer Verschwörung erfordert werden. Erstlich können machtlose Leute keine geeignete Person finden, die ihnen Treue hielte, da Niemand mit einer Hoffnung der Art wie sie die Menschen in große Gefahren treibt auf ihren Plan eingehen kann, so daß sie, sowie sie sich auf zwei oder drei Personen erweitert haben, ihren Ankläger finden und zu Grunde gehen. Wären sie aber auch wirklich so glücklich keinen Ankläger zu haben, so sind sie bei der Ausführung dadurch daß sie nicht bequem Zutritt zum Fürsten haben von solchen Schwierigkeiten umringt, daß sie bei dieser Ausführung nothwendig zu Grunde gehen müssen;

denn wenn Große und Männer die bequem Zutritt haben unter den Schwierigkeiten, die wir unten aufzählen werden, erliegen, so müssen sich für Jene diese Schwierigkeiten bis ins Unendliche steigern. Da nun die Menschen wo es sich um Leben und Vermögen handelt nicht ganz ohne allen Verstand sind, so werden sie, wenn sie sich machtlos sehen, sich in Acht nehmen und wenn sie einen Fürsten nicht leiden können, sich damit begnügen ihn zu verfluchen und warten, bis die welche mehr Macht als sie dazu haben sie rächen. Und wenn sich wirklich Einer unter ihnen fände der so Etwas versucht hätte, so müßte man zwar seine Kühnheit, aber nicht seine Klugheit loben. Man sieht demnach daß die welche sich verschworen haben alles große Leute oder dem Fürsten Nahestehende gewesen sind. Viele von diesen wurden ebenso durch zu viele Wohlthaten zur Verschwörung getrieben, wie andre durch zu viele Kränkungen; so Perennis gegen Commodus, Plautian gegen Sever, Sejan gegen Tiberius. Alle diese waren von ihren Kaisern in so viel Reichthum, Ehre und Würde gesetzt, daß ihnen zur Vollkommenheit ihrer Macht nur noch der Kaiserthron zu fehlen schien; und da sie auch diesen nicht missen wollten, schritten sie zur Verschwörung wider den Fürsten, und ihre Verschwörungen hatten alle den Ausgang den ihre Undankbarkeit verdiente. Glücklichen Erfolg hatte von Verschwörungen dieser Art allerdings in jüngster Zeit die des Jacopo d'Appiano gegen Messer Piero Gambacorti, Fürsten von Pisa, von dem Jener erhalten, erzogen und zu Ansehen gebracht worden war und dem er dann die Herrschaft entriß. Zu diesen gehörte auch in unserer Zeit die Verschwörung Coppola's gegen König Ferdinand von Aragonien, Coppola's, der nachdem er zu solcher Größe emporgestiegen, daß ihm nur noch die Königswürde zu fehlen schien, weil er auch diese noch haben wollte, das Leben verlor. Und wirklich, wenn irgend eine Verschwörung von Großen gegen einen Fürsten einen guten Ausgang haben sollte, so müßte es diese gewesen sein, die man kann sagen ebenfalls von einem Könige unternommen war, und von Einem der so bequeme Gelegenheit hatte seinen Wunsch auszuführen; aber die Herrschbegierde, die sie verblendet, verblendet sie auch bei Betreibung dieses Unternehmens, denn wenn sie ihre Frevelthat mit Klugheit auszuführen wüßten, so wäre es unmöglich daß sie ihnen mißlänge. Ein Fürst der sich vor Verschwörungen hüten will muß also diejenigen denen er zu viel Gefälligkeiten erwiesen mehr fürchten, als die welchen er zu viel Kränkungen zugefügt, weil diesen die Gelegenheit fehlt, jene Ueberfluß daran haben, der Wille aber bei Beiden derselbe ist, da das Verlangen zu herrschen so groß oder größer ist als das nach Rache. Sie müssen daher ihren Günstlingen nur so viel Ansehen einräumen daß zwischen diesem und dem des Fürsten noch ein Zwischenraum ist und noch etwas Begehrenswerthes in der Mitte liegt; sonst wird es ein seltner Fall sein daß es ihnen nicht geht wie den obengenannten Fürsten. Kehren wir jedoch zu dem Gange unsrer Auseinandersetzung zurück. Ich sage nun daß wenn die welche sich verschwören große Leute sein müssen und solche die bequem Zutritt zum Fürsten haben, zu erörtern ist welchen Erfolg ihre Unternehmungen hatten, und die Ursache zu untersuchen weshalb sie glücklich oder unglücklich darin waren. Und wie ich oben sagte, giebt es dabei drei gefährliche Zeitpunkte, vor der That, während derselben und nachher. Darum findet man wenige die ein gutes Ende nehmen, weil es fast unmöglich ist alle drei glücklich zu überstehen. Indem ich nun bei den Gefahren am Anfange, welches die bedeutendsten sind, beginne, sage ich daß es

großer Klugheit und besonderen Glückes bedarf, wenn eine Verschwörung während ihrer Betreibung nicht entdeckt werden soll. Entdeckt wird sie aber entweder durch Angebung oder durch Vermuthung. Das Angeben rührt von dem Mangel an Treue oder der geringen Klugheit der Menschen her denen du dich mittheilst. Auf Mangel an Treue stößt man leicht, denn du kannst dich doch nur deinen Vertrauten mittheilen, die aus Liebe zu dir das Leben wagen, oder Solchen die mit dem Fürsten unzufrieden sind. Vertraute dürftest du einen oder zwei finden; wenn du deren viele suchst, kannst du sie unmöglich haben. Dann muß das Wohlwollen das sie für dich hegen ein ziemlich großes sein, damit die Gefahr und die Furcht vor der Strafe ihnen nicht noch größer vorkommt; auch täuschen sich die Menschen meistentheils in der Liebe zu ihnen die sie bei einem Andern voraussetzen, und du kannst ihrer nie sicher sein, ehe du nicht die Probe machst; die Probe zu machen ist aber hier sehr gefährlich, und hättest du auch bei einer andern gefährlichen Sache die Probe gemacht und wären sie dir dabei treu gewesen, so kannst du nach jener Treue doch nicht die in diesem Falle erforderliche bemessen, da hier jede andre Art von Gefahr bei weitem übertroffen wird. Bemissest du die Treue Jemandes nach seiner Unzufriedenheit mit dem Fürsten, so kannst du dich dabei leicht täuschen, denn sowie du einem solchen Unzufriedenen deine Gesinnung offenbart hast, giebst du ihm die Mittel in die Hände sich Befriedigung zu verschaffen, und entweder muß der Haß sehr groß oder dein Ansehn ausnehmend groß sein, wenn er dir treu bleiben soll. Daher kommt es daß so viele Verschwörungen gleich bei ihrem Entstehen offenbar geworden und unterdrückt worden sind und daß es für ein Wunder gilt, wenn eine unter vielen Personen lange Zeit geheim geblieben ist, wie die Piso's gegen Nero, und in unsrer Zeit die der Pazzi gegen Lorenzo und Giuliano von Medici, um welche mehr als funfzig Personen wußten und die bis zur Ausführung unentdeckt blieb. Was das Herauskommen einer Verschwörung durch Mangel an Klugheit betrifft, so geschieht es, wenn ein Verschworener unvorsichtig davon spricht, so daß ein Diener oder eine andre dritte Person es hört, wie es bei den Söhnen des Brutus der Fall war, die bei Verhandlung der Sache mit den Abgesandten des Tarquinius von einem Sclaven behorcht wurden, der sie angab; oder wenn du aus Leichtsinn einem Weibe oder einem Knaben den du liebst oder einer andern leichtfertigen Person Mittheilung davon machst, wie Dimnus, einer der mit Philotas gegen Alexander den Großen Verschwornen, der von der Verschwörung mit Nicomachus, einem von ihm geliebten Knaben, redete, welcher es sofort seinem Bruder Cebalinus mittheilte, und Cebalinus dem Könige. Was die Entdeckung durch Vermuthung betrifft, so haben wir ein Beispiel dafür an der Pisonischen Verschwörung gegen Nero, bei welcher Scävinus, einer der Verschwornen, den Tag ehe Nero ermordet werden sollte sein Testament machte, seinen Freigelassenen Milichus einen alten rostigen Dolch schleifen hieß, allen seinen Sclaven die Freiheit schenkte, ihnen Geld gab und Verbandzeug für Wunden herrichten ließ, Melichus aber aus diesen Anzeichen die ganze Sache entnahm und sie dem Nero anzeigte. Scävinus wurde gefänglich eingezogen und zugleich Natalis, einer seiner Mitverschwornen, mit dem man ihn Tags vorher lange heimlich hatte reden sehen, und da sie in ihren Angaben über diese Unterredung nicht übereinstimmten, wurden sie gezwungen die Wahrheit zu bekennen, dergestalt daß die Verschwörung entdeckt ward und sämmtlichen Verschwornen den Untergang brachte. Vor diesen Ursachen der Entdeckung

iner Verschwörung ist es unmöglich sich so zu hüten, daß sie nicht durch Bosheit, durch Unklugheit oder durch Leichtsinn herauskämen, sobald die Mitwisser derselben die Zahl von dreien oder vieren überschreiten. Und ist nur mehr als einer von diesen festgenommen, so ist es unmöglich sie nicht herauszubekommen, da zwei nicht über alle ihre Aussagen übereingekommen sein können. Ist nur Einer ergriffen und dies ein tapferer Mann, so kann er mit seiner Geistesstärke die Mitverschwornen verhehlen; die Mitverschwornen müssen aber nicht weniger Muth haben als er, um fest zu bleiben und sich nicht durch die Flucht zu verrathen; denn wenn nur auf einer Seite der Muth ausgeht, sei es bei dem Angehaltenen oder bei dem in Freiheit Befindlichen, so ist die Verschwörung entdeckt. Und es ist ein seltenes Beispiel, was Titus Livius in der Verschwörung gegen König Hieronymus von Syrakus anführt, wo Theodorus, einer der Verschwornen, nach seiner Festnehmung mit großer Standhaftigkeit alle Mitschuldigen verschwieg und die Freunde des Königs angab; und andrerseits alle Verschwornen so fest auf die Standhaftigkeit des Theodorus bauten, daß keiner Syrakus verließ oder irgend ein Zeichen von Furcht gab. Allen diesen Gefahren ist man also bei Anzettelung einer Verschwörung, ehe man noch zu ihrer Ausführung kommt, ausgesetzt, und ihnen zu entgehen giebt es folgende Mittel. Das erste und sicherste, ja besser gesagt das einzige, ist, den Mitverschwornen keine Zeit zu lassen dich anzugeben, und ihnen deshalb die Sache erst mitzutheilen wenn du sie ausführen willst, nicht früher; die welche es so machen entgehen mit Sicherheit den Gefahren, welche die Veranstaltung mit sich führt, ja meistens auch den übrigen, und haben alle einen glücklichen Erfolg erreicht; und jeder Kluge würde die Möglichkeit haben so zu verfahren. Es soll mir genug sein zwei Beispiele dafür anzuführen. Als Nelematus die Tyrannei des Aristotimus, Tyrannen von Epirus, nicht länger ertragen konnte, versammelte er eine Menge Verwandte und Freunde in seinem Hause, und forderte sie auf das Vaterland zu befreien, und als Einige von ihnen Zeit verlangten um sich zu bedenken und darauf einzurichten, ließ Nelematus von seinen Dienern das Haus verschließen und sagte zu denen die er zusammengerufen: Entweder werdet ihr jetzt schwören sofort diese That zu vollführen, oder ich überliefre euch alle als Gefangene dem Aristotimus. Von diesen Worten getrieben schworen Jene, gingen ohne Zeitverlust ans Werk und führten glücklich den Auftrag des Nelematus aus. Als sich ein gewisser Magier durch List des persischen Reiches bemächtigt, und Otanes, einer der Großen des Reichs, den Betrug vernommen und entdeckt hatte, berathschlagte er darüber mit sechs andern Fürsten des Staates und sagte, er sei Willens das Reich von der Tyrannei dieses Magiers zu befreien. Und als einer von ihnen nach dem Zeitpunkt fragte, erhob sich Darius, einer der sechs von Otanes Berufenen, und sagte: Entweder gehen wir sofort an die Ausführung, oder ich gebe euch alle an; und so einstimmig sich erhebend, ohne Einem Zeit zur Reue zu lassen, führten sie mit Leichtigkeit ihren Plan aus. Aehnlich diesen beiden Beispielen ist auch das Verfahren das die Aetoler bei Ermordung des spartanischen Tyrannen Nabis befolgten, indem sie ihren Mitbürger Alexamenus mit dreißig Reitern und zweihundert Mann Fußvolk unter dem Vorwande einer Hülfsleistung an den Nabis sandten, und nur dem Alexamenus das Geheimniß anvertrauten, den Andern aber bei Strafe der Verbannung auferlegten ihm in Allem und Jedem zu gehorchen. Dieser ging nach Sparta, und theilte Keinem seinen Auftrag mit als bis er ihn

ausführen wollte, und so gelang es ihm Jenen zu tödten. Alle diese haben also auf solche Weise die Gefahren vermieden die man bei der Veranstaltung einer Verschwörung auf sich nimmt, und wer ihnen nachahmt wird sie immer vermeiden. Daß es aber Jeder so machen kann wie sie, das will ich an dem Beispiele des oben genannten Piso zeigen. Piso war ein sehr hochstehender und angesehener Mann und aus der nächsten Umgebung des Nero, der großes Vertrauen in ihn setzte. Nero kam oft in seine Gärten, bei ihm zu speisen. Piso konnte sich daher Männer von Herz und Muth und Tauglichkeit für ein solches Unternehmen zu Freunden machen, was für einen vornehmen Mann etwas sehr Leichtes ist, und wenn Nero grade in seinen Gärten war, sie von der Sache in Kenntniß setzen und mit passenden Worten zu der That ermuntern, deren sie sich zu weigern keine Zeit hatten und die unmöglich mißlingen konnte. Und so wird man bei Untersuchung aller übrigen wenige finden die sich nicht hätten auf ähnliche Weise ins Werk setzen lassen. Allein die Menschen, die gewöhnlich von Weltangelegenheiten wenig verstehen, begehen oft sehr große Fehler und die größten bei den Dingen die das meiste Außerordentliche an sich haben, wie diese. Man muß also die Sache nie mittheilen als bis man dazu genöthigt ist und sie vor sich gehen soll; und willst du sie doch mittheilen, so theile sie einem Einzigen mit, den du sehr lange geprüft hast oder der von denselben Beweggründen getrieben wird wie du. Einen solchen zu finden ist viel leichter als mehrere zu finden, und darum weniger gefährlich; auch giebt es für den Fall daß er dich hintergehen sollte immer noch Mittel dich zu schützen, die es aber nicht giebt wo viele Verschworene sind. Denn von klugen Leuten habe ich sagen hören, mit Einem könne man Alles reden, weil (wenn du dich nur nicht verleiten läßt etwas Schriftliches von deiner Hand zu geben) das Ja des Einen immer so viel werth ist wie das Nein des Andern; vor dem Schreiben aber muß sich Jeder hüten wie vor einer Klippe, denn es giebt Nichts was dich leichter überführt, als deine Handschrift. Als Plautian den Kaiser Severus und dessen Sohn Antoninus ums Leben bringen wollte, übertrug er die Sache dem Tribun Saturninus, der in der Absicht ihn anzugeben, statt ihm zu gehorchen, aber in der Besorgniß, es möchte, wenn es zur Klage käme, dem Plautian mehr Glauben geschenkt werden als ihm, zur Beglaubigung seines Auftrages ein Zettelchen von seiner Hand von ihm verlangte, das ihm der von Ehrgeiz verblendete Plautian auch gab; wovon die Folge war, daß er vom Tribunen angeklagt und überführt wurde, während ohne diesen Zettel und gewisse andre Unterschriften Plautian der Sieger geblieben wäre, so dreist leugnete er. Gegen die Anklage Eines Menschen findet sich also schon ein Mittel, wenn du nicht durch ein Schriftstück oder sonst durch Unterschriften überführt werden kannst, wovor man sich in Acht nehmen muß. Bei der Pisonischen Verschwörung war auch ein Frauenzimmer Namens Epicharis, ehemals eine gute Freundin des Nero, die es passend fand den Befehlshaber einiger Dreirudrer, die Nero zu seiner Bedeckung hielt, unter die Verschwornen aufzunehmen und demselben von der Verschwörung, aber nicht von deren Theilnehmern in Kenntniß setzte. Als nun dieser Befehlshaber ihr Vertrauen täuschte und sie dem Nero anzeigte, leugnete Epicharis mit solcher Dreistigkeit, daß Nero in Verlegenheit kam und sie freiließ. Es sind also bei Mittheilung der Sache an Einem zwei Gefahren, die eine, daß er dich absichtlich anzeigt, die andre, daß er dich überwiesen und durch Strafe gezwungen angiebt, indem er wegen irgend eines Verdachtes

oder Anzeichens von sich festgenommen worden. Aber gegen eine wie gegen die andre dieser beiden Gefahren giebt es Mittel, da du in dem einen Falle leugnen kannst, indem du den Haß anführst den Jener gegen dich hege, und im andern leugnen kannst, indem du dich auf die Gewalt berufst, die ihn zu lügen zwinge. Klug ist es also Niemandem Etwas von der Sache mitzutheilen, sondern den oben angeführten Beispielen gemäß zu handeln, oder wenn du doch Mittheilung machst, es nur gegen Einen zu thun, wobei zwar etwas mehr Gefahr, aber doch immer viel weniger als bei der Mittheilung an Mehrere ist. Diesem Verfahren verwandt ist es, wenn eine Nothwendigkeit dich zwingt dem Fürsten das zu thun, was du siehst daß er dir thun würde, und zwar eine so dringende daß sie dir zu nichts Anderm Zeit läßt als an deine Sicherheit zu denken. Diese Nothwendigkeit führt fast immer zum gewünschten Ziele, und zum Beweise dessen mögen zwei Beispiele genügen. Zu den nächsten Freunden und Vertrauten des Kaisers Commodus gehörten Lätus und Eclectus, Hauptleute der prätorianischen Soldaten, und Martia zu seinen vornehmsten Freundinnen und Beischläferinnen; und da ihm von diesen manchmal sein Verhalten vorgeworfen worden war, wodurch er seine Person und das Reich beschimpfe, beschloß er sie tödten zu lassen, und schrieb die Martia, den Lätus und Eclectus nebst einigen Andern die er in der folgenden Nacht umbringen lassen wollte auf einen Zettel und legte diesen unter das Kopfkissen seines Bettes. Als er aber ins Bad gegangen war, kam einem von ihm geliebten Knaben, der im Zimmer und auf dem Bette spielte, diese Liste in die Hände und als er dieselbe in der Hand haltend hinausging, traf er Martia, die sie ihm abnahm, las und nachdem sie ihren Inhalt gesehen sofort nach Lätus und Eclectus schickte. Da nun alle drei die Gefahr erkannten in der sie schwebten, beschlossen sie zuvorzukommen, und ohne Zeit verstreichen zu lassen ermordeten sie in der nächsten Nacht den Commodus. Kaiser Antoninus Caracalla stand mit seinen Heeren in Mesopotamien und hatte als Präfecten den Macrinus, einen mehr friedlichen als kriegerischen Mann; und wie es kommt daß böse Fürsten immer fürchten, es möchten Andre so gegen sie handeln wie sie es selbst zu verdienen fühlen, so schrieb Antonin an seinen Freund Maternianus in Rom, er möchte sich bei den Astrologen erkundigen, ob Einer sei der nach der Kaiserwürde trachte, und ihm dies melden; worauf Maternianus ihm schrieb, Macrinus sei es der danach trachte. Da aber der Brief eher in die Hände Macrin's als in die des Kaisers gelangte und dieser aus demselben die Nothwendigkeit erkannte, entweder ihn zu ermorden ehe ein neues Schreiben aus Rom eintreffe, oder selbst zu sterben, so gab er dem ihm treu ergebenen Centurionen Martialis, dessen Bruder Antonin wenige Tage zuvor hatte hinrichten lassen, den Auftrag ihn zu ermorden, den dieser dann auch glücklich vollführte. Man sieht also daß diese Nothwendigkeit, welche keine Zeit läßt, fast dieselbe Wirkung thut wie das oben von mir angegebene Verfahren, dessen sich Nelematus von Epirus bediente. Man sieht auch, was ich bald am Anfange dieser Erörterung sagte, daß Drohungen den Fürsten mehr schaden und wirksamere Verschwörungen veranlassen als Kränkungen. Vor diesen muß ein Fürst sich in Acht nehmen, denn man muß die Menschen entweder liebkosen oder sich vor ihnen sicherstellen, und sie nie in die Lage bringen, daß sie die Nothwendigkeit einsehen müssen entweder selbst zu sterben oder einem Andern das Leben zu nehmen. — Was die Gefahren betrifft die mit der Ausführung verbunden sind, so entstehen diese entweder aus einem Wechsel der Anord-

nung, oder aus Verzagtheit dessen der sie ausführt, oder einem Fehler den der Ausführende durch Unklugheit begeht, oder daraus daß er die Sache nicht vollendet, indem ein Theil derer die ermordet werden sollten am Leben bleibt. Ich sage daher daß es nichts für alle menschliche Handlungen so Störendes und Hinderliches giebt wie im Augenblick, ohne Zeit zu haben, eine Anordnung wechseln und von dem zuerst Angeordneten abweichen zu müssen; und wenn ein solcher Wechsel irgendwo Unordnung stiftet, so stiftet er sie in Kriegsangelegenheiten und diesen ähnlichen, von denen wir reden, weil das Haupterforderniß bei solchen Unternehmungen ist, daß sich die Menschen die Ausführung des Theils der auf sie fällt fest vornehmen. Und haben sie einmal mehrere Tage lang ihre Phantasie auf einen bestimmten Plan und eine Anordnung gerichtet, und diese wird plötzlich geändert, so ist es unvermeidlich daß Alles in Verwirrung kommt und zu nichte wird; dergestalt daß es weit besser ist eine Sache der getroffenen Anordnung gemäß, wenn sich auch eine Unzuträglichkeit dabei zeigen sollte, auszuführen, als dadurch daß man diese abstellen will in tausend andre hineinzugerathen. Dies ist aber der Fall wenn keine Zeit bleibt Alles wieder in Ordnung zu bringen, während wenn Zeit bleibt, sich Jeder nach seiner Weise einrichten kann. Die Verschwörung der Pazzi gegen Lorenzo und Giuliano von Medici ist bekannt. Es war die Anordnung getroffen, daß sie dem Cardinal von San Giorgio ein Gastmahl geben würden, und daß sie bei diesem Gastmahle ermordet werden sollten; wobei bestimmt war, wer den Mord auszuführen, wer den Palast zu besetzen habe, wer durch die Stadt zu laufen und das Volk zur Freiheit aufzurufen. Nun traf es sich daß als die Pazzi, die Medici und der Cardinal in der Kathedralkirche von Florenz einem Hochamt beiwohnten, die Nachricht kam, daß Giuliano diesen Morgen nicht dort speisen würde; worauf die Verschwornen zusammentraten und den Beschluß faßten das was sie im Hause der Medici zu thun beabsichtigt hatten in der Kirche auszuführen. Dies brachte aber den ganzen Plan in Verwirrung, da sich Giovanbatista von Montesecco an dem Morde nicht betheiligen wollte, indem er sagte, er möge es nicht in der Kirche thun; so daß sie neue Gehülfen an jeden Platz stellen mußten, die ohne hinreichende Zeit, um die nöthige Festigkeit zu gewinnen, so viele Fehler machten daß sie bei der Ausführung unterlagen. Verzagt wird der Ausführende entweder aus Ehrfurcht, oder aus ihm eigener Feigheit. Die Majestät und Ehrfurcht welche die Erscheinung eines Fürsten umgiebt ist so groß, daß sie den Vollzieher leicht milder stimmen oder einschüchtern kann. Als Marius von den Minturnern gefangen war, wurde ein Sclave abgeschickt ihn zu ermorden, der aber von der Erscheinung dieses Mannes und dem Gedächtniß seines Namens in Schrecken gesetzt feig wurde und alle Kraft verlor ihn zu tödten. Wenn nun einem gebundenen, gefangenen, vom Unglück niedergebeugten Manne solche Macht innewohnt, eine wie viel größere kann man bei einem Fürsten besorgen, der frei in der Majestät seines Schmuckes und aller Pracht seines Gefolges erscheint? So daß dich dieser Glanz wohl einschüchtern oder bei einem freundlichen Empfange weich machen kann. Es verschworen sich Einige gegen Sitalces, König von Thracien; sie setzten den Tag der Ausführung fest, sie versammelten sich an dem bestimmten Orte, wo der König auch war, aber Keiner von ihnen machte sich daran ihn anzugreifen; so daß sie wieder auseinandergingen, ohne einen Versuch gemacht zu haben oder nur zu wissen was sie gehindert habe, und Einer die Schuld auf den Andern schob. Denselben Fehler machten sie

mehrere Male, dergestalt daß die Verschwörung entdeckt wurde und sie für ein Unrecht büßen mußten das sie thun gekonnt, aber nicht gewollt hatten. Gegen den Herzog Alfonso von Ferrara verschworen sich zwei seiner Brüder und bedienten sich als Mittelsperson dabei des herzoglichen Priesters und Sängers Giannes, der auf ihr Verlangen verschiedene Male den Herzog zu ihnen brachte, so daß es in ihrer Macht stand ihn zu ermorden. Trotzdem hatte Keiner von ihnen jemals den Muth es auszuführen, bis sie endlich entdeckt wurden und die Strafe für ihre Bosheit und Unklugheit erlitten. Diese Lässigkeit konnte von nichts Anderm kommen als daß sie die Erscheinung des Fürsten einschüchtern oder seine Leutseligkeit sie weichherzig machen mußte. Ein Uebelstand oder Fehler bei solchen Ausführungen entspringt entweder aus Mangel an Klugheit oder aus Mangel an Muth, indem Eins wie das Andre dich aus der Fassung bringt und in dieser Verwirrung des Geistes sagen und thun läßt was du nicht solltest. Daß aber die Menschen so aus der Fassung und in Verwirrung kommen, konnte Titus Livius nicht besser ausdrücken als wo er von dem Aetoler Alexamenus erzählt wie er den oben erwähnten Nabis von Sparta ermorden wollte, indem als die Zeit der Ausführung da war und er den Seinigen eröffnet hatte was zu thun sei, Livius von ihm die Worte braucht: Collegit et ipse animum, confusum tantae cogitatione rei; weil es unmöglich ist daß Einer, wenn er auch festen Muths und an Tödtung von Menschen und an den Gebrauch des Schwertes gewöhnt ist, nicht etwas irre werden sollte. Man muß deshalb Menschen wählen die in solchen Geschäften erfahren sind, und sich auf keinen Andern verlassen, mag er auch für noch so muthig gelten; denn vom Muthe in großen Dingen soll sich, ohne die Probe gemacht zu haben, Keiner etwas Sicheres versprechen. Eine solche Verwirrung kann also bewirken daß dir die Waffen aus der Hand fallen, oder kann dich Etwas sagen lassen was dieselben Folgen hat. Lucilla, die Schwester des Commodus, befahl dem Quintian ihn zu ermorden. Dieser erwartete den Commodus am Eingange des Amphitheaters und rief, indem er mit bloßem Dolche an ihn herantrat: Dies sendet dir der Senat! auf welche Worte er ergriffen wurde, noch ehe er den Arm zum Stoße senken konnte. Messer Antonio von Volterra, der, wie oben erwähnt, bestimmt war Lorenzo von Medici zu ermorden, sagte, als er auf ihn zutrat: Ha, Verräther! und dieser Ausruf war Lorenzo's Heil und das Unglück dieser Verschwörung. Die Sache kann aus den angeführten Ursachen unvollendet bleiben, wenn man sich gegen Ein Haupt verschwört. Gar leicht aber bleibt sie unvollendet, wenn man sich gegen zwei Häupter verschwört, ja sie ist dann so schwierig, daß sie fast unmöglich gelingen kann; denn die gleiche Handlung zu derselben Zeit an verschiedenen Orten auszuführen ist beinah unmöglich, zu verschiedenen Zeiten aber darf sie nicht geschehen, wenn nicht eine die andre verderben soll. So daß wenn eine Verschwörung gegen einen Fürsten ein zweifelhaftes, gefährliches und wenig kluges Beginnen ist, eine Verschwörung gegen zwei ganz vergeblich und leichtsinnig ist. Und wäre nicht die Achtung vor dem Geschichtsschreiber, so würde ich es nimmermehr für möglich halten, was Herodian vom Plautianus erzählt, daß er dem Centurionen Saturninus aufgetragen habe, er allein solle den Sever und den Antonin, die sich an verschiedenen Orten aufhielten, ermorden, weil das so sehr der Vernunft zuwider ist, daß keine andre Stimme mir es glaublich machen würde. Einige athenische Jünglinge verschworen sich gegen Diokles und Hippias, Tyrannen von Athen. Sie

ermordeten den Diokles, und Hippias, der am Leben blieb, rächte ihn. Chion und Leonides von Heraklea, Schüler des Plato, verschworen sich gegen die Tyrannen Klearch und Satyrus; sie ermordeten den Klearch, und Satyrus, der am Leben blieb, rächte ihn. Den Pazzi, die wir öfters angeführt, glückte nur die Ermordung Giuliano's. So daß sich also von solchen Verschwörungen gegen mehrere Häupter ein Jeder fern halten muß, weil man damit weder sich noch dem Vaterlande noch sonst Jemandem Etwas nützt, vielmehr die Ueberlebenden noch unerträglicher und erbitterter werden, wie Florenz, Athen und Heraklea wissen, die ich oben angeführt. Es ist allerdings wahr daß die Verschwörung die Pelopidas zur Befreiung seiner Vaterstadt Theben anstiftete lauter Schwierigkeiten hatte und trotzdem den glücklichsten Ausgang nahm; indem sich Pelopidas nicht nur gegen zwei Tyrannen, sondern gegen zehn verschwor, nicht allein den Tyrannen nicht nahe stand und nicht bequem Zutritt bei ihnen hatte, sondern sogar Empörer war, und trotzdem nach Theben zu gelangen, die Tyrannen zu tödten und das Vaterland zu befreien vermochte. Nichtsdestoweniger vollbrachte er dies Alles mit Hülfe eines gewissen Charon, eines der Räthe der Tyrannen, durch den er zur Ausführung seiner That bequem Zutritt erlangte. Möge sich indessen Niemand ein Muster daran nehmen, da es als ein unmögliches Unternehmen, dessen Gelingen ein Wunder war, auch bei den Schriftstellern als ein solches galt und noch gilt, die es als einen seltenen und fast beispiellosen Fall verherrlichen. Die Ausführung einer solchen That kann durch eine falsche Einbildung oder einen unvorhergesehenen Zufall, der sich bei derselben ereignet, unterbrochen werden. Den Morgen an welchem Brutus und die übrigen Verschwornen den Cäsar ermorden wollten traf es sich daß dieser lange mit Cnejus Popilius Länas, einem der Mitverschworenen, sprach; als nun die Uebrigen diese lange Unterredung sahen, besorgten sie daß Popilius etwa die Verschwörung dem Cäsar entdecken möchte, und waren nahe daran den Cäsar gleich hier niederzumachen und nicht zu warten bis er im Senate wäre, würden es auch gethan haben, wenn nicht die Unterredung zu Ende gewesen wäre und da sie sahen daß Cäsar keine ungewöhnliche Bewegung machte, sie sich beruhigt hätten. Solche falsche Vorstellungen sind wohl zu bedenken und mit Klugheit darauf Acht zu haben, um so mehr als man sich leicht dergleichen machen kann, da wer kein reines Gewissen hat, leicht glaubt daß von ihm geredet wird. Man kann ein Wort hören das in ganz anderer Absicht gesprochen wurde, und das dich in Verwirrung bringen und glauben machen kann, es sei auf deinen Fall gesagt, und dich veranlassen entweder durch Flucht die Verschwörung selbst zu verrathen oder die Ausführung durch unzeitige Beschleunigung derselben zu verwirren. Und das ereignet sich um so leichter, je mehr Menschen es sind die um die Verschwörung wissen. Was die Zufälle betrifft, so kann man diese, weil sie unerwartet sind, nur durch Beispiele zeigen und die Menschen diesen entsprechend vorsichtig machen. Giulio Belanti von Siena, dessen wir oben Erwähnung gethan, faßte aus Zorn gegen Pandolfo, der ihm die Tochter die er ihm erst zur Frau gegeben wieder genommen hatte, den Vorsatz ihn zu ermorden und wählte folgenden Zeitpunkt dafür. Pandolfo ging fast jeden Tag zum Besuch eines kranken Verwandten und kam auf dem Wege dahin bei Giulio's Hause vorüber. Nachdem er dies wahrgenommen, veranstaltete er also daß seine Mitverschworenen in seinem Hause bereit waren den Pandolfo im Vorübergehen niederzustoßen, und stellte sie bewaffnet hinter das Hausthor und Einen ans Fenster, der wenn sich

ndolfo beim Vorübergehen dem Thore nähern würde, ein Zeichen geben
lte. Nun traf es daß als Pandolfo kam und Jener das Zeichen gegeben
tte, ihm ein Freund begegnete, der ihn aufhielt, und Einige von seiner
gleitung ihm vorauseilten, die als sie den Waffenlärm hörten und sahen,
Hinterhalt entdeckten, so daß Pandolfo sich rettete und Giulio mit seinen
fährten aus Siena fliehen mußte. Der Zufall dieser Begegnung ver-
derte also die That und ließ Giulio's Unternehmen fehlschlagen. Gegen
che Zufälle giebt es, weil sie selten sind, gar kein Mittel. Wohl aber ist
nöthig alle die zu untersuchen welche etwa eintreten könnten und Abhülfe
treffen. Es bleibt uns jetzt nur noch von den Gefahren zu sprechen
man nach der Ausführung läuft; dies ist jedoch nur eine einzige und
se tritt ein, wenn Jemand übrig bleibt der den Tod des Fürsten rächen
nn. Es können also seine Brüder oder seine Söhne übrig bleiben, oder
dre Verwandte denen das Fürstenthum dann zufällt, und zwar entweder
rch deine Nachlässigkeit oder aus den oben angeführten Ursachen übrig
iben und diese Rache übernehmen, wie es bei Giovan Andrea von Lam-
geano der Fall war, der sammt seinen Mitverschwornen den Herzog von
ailand umgebracht hatte; da aber ein Sohn von ihm und zwei seiner
üder am Leben geblieben, waren diese zur rechten Zeit da seinen Tod zu
hen. Und in solchen Fällen sind die Verschwornen allerdings zu ent-
uldigen, weil sie Nichts dagegen thun können; wenn sie aber aus Unvor-
tigkeit oder Nachlässigkeit Einen am Leben lassen, dann verdienen sie
ne Nachsicht. Einige Verschworne in Forli tödteten den Grafen Giro-
no, ihren Herrn, und nahmen seine Gemahlin und seine Kinder, die noch
in waren, gefangen; da sie aber ihres Lebens nicht sicher zu sein glaubten,
nn sie nicht die Festung in ihren Händen hätten, der Vogt sie ihnen jedoch
ht übergeben wollte, so versprach Madonna Caterina, so hieß die Gräfin,
Verschwornen, wenn sie sie in dieselbe hineinlassen wollten, dafür zu
gen daß sie ihnen ausgeliefert würde, und sie möchten ihre Kinder als
eiseln bei sich behalten. Im Vertrauen darauf ließen sie sie eintreten; sowie
aber darin war, machte sie ihnen von der Mauer herab Vorwürfe über
n Tod ihres Gatten und drohte ihnen jede Art von Rache an; und um
zeigen daß sie sich aus den Kindern Nichts mache, wies sie ihnen die
eschlechtsglieder und sagte, sie habe noch das Mittel andre zu bekommen.
o mußten diese, die sich keinen Rath wußten und zu spät ihres Fehlers
ne wurden, mit ewiger Verbannung ihre Unvorsichtigkeit büßen. Von
len Gefahren indessen welche nach der Ausführung eintreten können ist
ine gewisser und keine mehr zu fürchten, als wenn das Volk dem ermordeten
ürsten geneigt war; denn dagegen haben die Verschwornen gar kein Mittel,
eil sie sich des Volkes niemals versichern können. Als Beispiel haben wir
äsar, der weil er das Volk in Rom zum Freunde hatte, von demselben
rächt wurde, indem es dadurch daß es die Verschwornen aus Rom verjagte
eranlassung wurde daß sie alle zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen
rten ums Leben kamen. — Die Verschwörungen gegen das Vaterland sind
r die welche sie anstiften weniger gefährlich als die gegen die Fürsten, weil
i ihrer Betreibung weniger Gefahren dabei sind als bei diesen, bei ihrer
sführung die nämlichen, nach ihrer Ausführung gar keine. Bei ihrer
treibung sind darum nicht viele Gefahren, weil ein Bürger sich, ohne
ne Gesinnung und seinen Plan Jemandem zu offenbaren, zur Macht an-
cken und wenn ihm seine Anstalten nicht gestört werden, sein Unternehmen

glücklich verfolgen kann; werden sie ihm aber durch ein Gesetz unterbrochen, die Zeit abwarten und einen andern Weg einschlagen kann. Dies versteht sich von einer Republik wo schon einige Verderbniß herrscht, da in einer unverdorbenen, wo überhaupt keine bösen Grundsätze Platz finden, keinem ihrer Bürger solche Gedanken beikommen können. Durch viele Mittel und Wege können also Bürger nach der fürstlichen Gewalt streben, ohne daß sie dabei Gefahr laufen unterdrückt zu werden, theils weil Republiken langsamer als ein Fürst, weniger argwöhnisch und darum auch weniger vorsichtig sind, theils weil sie mehr Rücksicht gegen ihre großen Bürger und diese darum mehr Kühnheit und Muth haben Etwas gegen sie zu unternehmen. Jedermann hat Sallusts Beschreibung der Catilinarischen Verschwörung gelesen und weiß wie Catilina, nachdem die Verschwörung entdeckt war, nicht allein in Rom blieb, sondern sogar in den Senat kam und dem Senat und dem Consul Grobheiten sagte; so weit ging die Rücksicht die diese Stadt ihren Bürgern gegenüber nahm. Und als er Rom verlassen hatte und sich schon bei den Heeren befand, wären Lentulus und die Andern nicht festgenommen worden, hätte man nicht Briefe von ihrer Hand gehabt, die sie ganz offenbar beschuldigten. Als Hanno, einer der größten Bürger Karthago's, nach der Tyrannis strebte, hatte er Anstalten getroffen um auf der Hochzeit einer seiner Töchter den ganzen Senat zu vergiften und sich darauf zum Fürsten zu machen. Nachdem man dies erfahren, traf der Senat keine andre Vorkehrung dagegen, als daß er ein Gesetz gab welches den Aufwand bei Gastmählern und Hochzeiten beschränkte; so groß war die Rücksicht die er auf seine Verdienste nahm. Es ist allerdings wahr daß bei der Ausführung einer Verschwörung gegen das Vaterland mehr Schwierigkeit und größere Gefahr ist, weil selten deine eigenen Kräfte zu einem Unternehmen gegen so Viele hinreichen werden und nicht Jeder an der Spitze eines Heeres steht, wie Cäsar oder Agathokles oder Kleomenes und Aehnliche, die auf einen Schlag und mit Gewalt das Vaterland erobert haben. Für Solche ist der Weg freilich sehr leicht und sicher; die Andern aber, die keinen solchen Zuwachs von Kräften haben, müssen die Sache entweder durch List und Kunst oder durch fremde Kräfte machen. List und Kunst gebrauchte der Athener Pisistratus, der als er die Megarer besiegt und dadurch die Gunst des Volkes gewonnen hatte, eines Morgens verwundet zum Vorschein kam und unter dem Vorgeben, der Adel habe ihn aus Neid gemißhandelt, um die Erlaubniß bat Bewaffnete zu seinem Schutze um sich zu haben. Von dieser Stufe stieg er dann leicht bis zu solcher Größe, daß er Tyrann von Athen wurde. Pandolfo Petrucci kehrte mit andern Landesverwiesenen nach Siena zurück und erhielt dort den Befehl über die Stadtwache, als einen niedrigen Dienst, welchen die Andern ausschlugen; gleichwohl schafften ihm diese Bewaffneten allmählig ein solches Ansehen, daß er in kurzer Zeit zur Alleinherrschaft gelangte. Viele Andre haben sich andrer Kunstgriffe und Mittel bedient und es im Laufe der Zeit ohne Gefahr eben dahin gebracht. Die welche sich mittels eigner Macht oder fremder Heere zur Unterdrückung ihres Vaterlandes verschworen haben je nach dem Glücke verschiedenen Erfolg gehabt. Der vorgenannte Catilina ging darüber zu Grunde. Hanno, dessen wir oben Erwähnung thaten, bewaffnete, da es mit dem Gift nicht glückte, von seinen Anhängern viele tausend Personen und kam mit ihnen allen ums Leben. Einige der ersten Bürger von Theben riefen, um sich zu Tyrannen zu machen, ein spartanisches Heer zu Hülfe und bemächtigten sich der Herrschaft

über die Stadt. So daß wenn man alle gegen das Vaterland unternommene Verschwörungen untersucht, man wenige oder gar keine finden wird die während ihrer Betreibung unterdrückt worden wären; sondern alle sind entweder geglückt oder erst bei der Ausführung gescheitert. Sind sie aber ausgeführt, so ziehen sie keine andern Gefahren mehr nach sich als die Natur des Fürstenthums überhaupt mit sich bringt; denn sobald Jemand Tyrann geworden ist, drohen ihm die natürlichen und gewöhnlichen Gefahren der Tyrannenherrschaft, gegen die er keine Mittel hat als die oben erörterten. Dies ist es, was sich mir von den Verschwörungen zu schreiben dargeboten, und wenn ich nur von denen gesprochen habe welche mit dem Schwerte, nicht durch Gift ausgeführt werden, so kommt dies daher daß es mit diesen dieselbe Bewandtniß hat. Allerdings sind die durch Gift auszuführenden gefährlicher, weil sie ungewisser sind, indem nicht für Jeden die Gelegenheit dazu da ist und man sich mit dem der sie hat verständigen muß, diese Nothwendigkeit der Verständigung aber Gefahr bringt. Dann kann auch ein Gifttrank aus vielen Gründen nicht tödtlich wirken, wie es den Mördern des Commodus begegnete, der das ihm beigebrachte Gift wieder von sich gab, so daß sie gezwungen waren ihn zu erdrosseln, wenn sie ihn todt haben wollten. Die Fürsten haben also keinen größern Feind als die Verschwörungen; denn wenn einmal eine Verschwörung gegen sie angezettelt ist, so kostet sie ihnen entweder das Leben oder bringt ihnen Schande. Denn glückt sie, so müssen sie sterben; wird sie entdeckt und den Verschwornen das Leben genommen, so glaubt man immer, es sei blos eine Erfindung des Fürsten gewesen, damit er seine Habsucht und Grausamkeit an dem Blut und Vermögen der Getödteten sättigen könne. Ich will darum nicht unterlassen den Fürsten oder die Republik, gegen die man sich etwa verschwören sollte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie, wenn sich ihnen eine Verschwörung offenbart, darauf achten müssen, ehe sie einen Schritt zur Rache thun, ihre Beschaffenheit recht genau zu untersuchen und zu erfahren und die Verhältnisse der Verschworenen und ihre eigenen sorgsam gegen einander abzumessen, und wenn sie die Verschwörung stark und mächtig finden, sie nicht aufdecken, bis sie sich mit hinreichender Macht zu ihrer Unterdrückung versehen haben, sonst würden sie nur ihr eigenes Verderben aufdecken; sie müssen sich darum mit allem Fleiß verstellen, weil die Verschwornen, wenn sie sich entdeckt sehen, von der Nothwendigkeit getrieben rücksichtslos ans Werk gehen. Als Beispiel haben wir die Römer, die nachdem sie zwei Legionen Soldaten, wie wir anderwärts berichtet, zum Schutze der Capuaner gegen die Samniter zurückgelassen hatten, die Nachricht erhielten daß die Anführer dieser Legionen sich zusammen verschworen hätten die Capuaner zu unterdrücken; worauf der neue Consul Rutilius in Rom den Auftrag erhielt Maßregeln dagegen zu ergreifen, der nun, um die Verschwornen einzuschläfern, bekannt machte, der Senat habe den Capuanischen Legionen ihre Quartiere aufs Neue bestätigt. Da dies die Soldaten glaubten und zur Ausführung ihres Planes Zeit zu haben meinten, suchten sie die Sache nicht weiter zu beschleunigen und blieben unthätig, bis sie zu bemerken anfingen daß sie der Consul von einander trenne; da dies aber Verdacht in ihnen erweckte, so veranlaßte sie dies sich zu entdecken und ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen. Es kann nach beiden Seiten hin kein stärkeres Beispiel geben als dieses, indem man aus demselben sieht, wie langsam die Menschen sind wo sie Zeit zu haben meinen, und wie schnell sie ans Werk gehen wo die Noth-

wendigkeit sie treibt. Und ein Fürst oder eine Republik, die den Ausbruch einer Verschwörung Vorurtheils halber hinausschieben will, kann dazu kein besseres Mittel ergreifen, als auf künstliche Weise den Verschwornen in nächster Zeit eine Gelegenheit zu bieten, damit sie durch Abwartung dieser oder in der Meinung noch Zeit zu haben Jener oder Jenem Zeit geben sie zu bestrafen. Wer anders handelte, hat seinen Sturz beschleunigt, wie der Herzog von Athen und Guglielmo di Pazzi. Als der Herzog Tyrann von Florenz geworden war und erfuhr daß man sich gegen ihn verschworen habe, ließ er ohne die Sache weiter zu untersuchen einen der Verschwornen festnehmen; in Folge dessen die Andern sofort zu den Waffen griffen und ihm die Herrschaft entrissen. Als Guglielmo 1501 Commissar in Val di Chiana war und gehört hatte daß in Arezzo eine Verschwörung zu Gunsten des Vitelli sei, um die Stadt den Florentinern zu entreißen, begab er sich sofort nach dieser Stadt und ließ, ohne die Kräfte der Verschworenen oder die seinigen zu bedenken und ohne sich mit irgend welcher Macht zu versehen, auf den Rath des Bischofs, seines Sohnes, einen der Verschwornen gefangen nehmen; nach dessen Verhaftung denn die Andern sofort zu den Waffen griffen und die Stadt den Florentinern entrissen, und Guglielmo aus einem Commissar ein Gefangener wurde. Sind aber die Verschwörungen schwach, so kann und muß man sie rücksichtslos unterdrücken. Auch darf man auf keine Weise die beiden folgenden, einander fast entgegenstehenden Maßregeln nachahmen, nämlich eine von dem vorgenannten Herzog von Athen angewandte, der um zu zeigen, daß er die Zuneigung der Florentinischen Bürger zu besitzen glaube Jemanden der ihm eine Verschwörung entdeckte tödten ließ, und die des Dion von Syrakus, der um die Gesinnung eines ihm Verdächtigen auf die Probe zu stellen dem Kalippus, auf den er sich verließ, so zu thun erlaubte als ob er eine Verschwörung gegen ihn vorhabe, zwei Maßregeln die Beiden übel bekamen; denn der Erstere benahm den Anklägern den Muth und gab ihn denen die Lust hatten sich zu verschwören; der Zweite bahnte den Weg zu seinem Tode, ja war selbst das Haupt einer Verschwörung wider sich, wie die Erfahrung zeigte, indem Kalippus, da er ohne Scheu Alles gegen Dion unternehmen durfte, so lange unternahm, bis er ihn um Reich und Leben gebracht hatte.

Siebentes Kapitel.

Woher es kommt daß die Uebergänge von der Freiheit zur Knechtschaft und von der Knechtschaft zur Freiheit manchmal gar kein Blut, manchmal sehr viel Blut kosten.

Vielleicht wird Mancher darüber in Zweifel sein, woher es kommt daß die vielen Uebergänge vom freien Staatsleben zur Tyrannenherrschaft und umgekehrt theils mit, theils ohne Blutvergießen geschehen, indem, wie aus der Geschichte hervorgeht, bei solchen Umwälzungen das eine Mal unzählige Menschen ums Leben gekommen sind, das andre Mal Keinem ein Leides geschehen ist, wie dies bei dem Uebergange Roms von den Königen zu den Consuln der Fall war, wo nur die Tarquinier vertrieben wurden, ohne daß

irgend ein Anderer dabei verletzt worden wäre. Es hängt dies davon ab, daß die Regierung welche sich verändert entweder durch Gewalt entstanden ist oder nicht; und weil wenn sie mit Gewalt entstanden ist, dies mit Verletzung Vieler geschehen sein muß, so ist es nicht anders möglich als daß dann bei ihrem Sturze die Verletzten sich rächen wollen, und aus diesem Verlangen nach Rache entsteht das Blutvergießen und der Tod so vieler Menschen. Ist aber die Regierung durch gemeinsame Uebereinkunft einer Gesammtheit, die sie groß gemacht hat, gebildet, so ist kein Grund vorhanden, wenn diese Gesammtheit unterliegt, jemand Andres als das Haupt zu verletzen. Dies war der Fall bei der Regierung Roms und der Vertreibung der Tarquinier, wie auch in Florenz bei der Herrschaft der Medici, bei deren nachherigem Sturze 1494 kein Andrer verletzt wurde als sie. Und so bringen solche Veränderungen nicht viele Gefahren mit sich, sehr viele Gefahren dagegen die von Solchen veranlaßten, welche sich rächen wollen, und diese waren immer der Art daß sie den Leser wenigstens schaudern machen. Da die Geschichte aber voll solcher Beispiele ist, will ich sie übergehen.

Achtes Kapitel.

Wer eine Republik verändern will, muß ihr Wesen in Betracht ziehen.

Es ist oben erörtert worden daß ein schlechter Bürger in einer Republik nichts Böses stiften kann, wenn dieselbe nicht verderbt ist; dieser Satz wird außer den dort angeführten Gründen auch durch das Beispiel des Spurius Cassius und des Manlius Capitolinus bestätigt. Da dieser Spurius nämlich ein ehrgeiziger Mann war und sich ein außerordentliches Ansehen in Rom anmaßen und das niedere Volk durch Erweisung vieler Wohlthaten, wie durch den Verkauf der von den Römern den Hernikern abgenommenen Ländereien, für sich gewinnen wollte, so wurde dieser Ehrgeiz von den Vätern entdeckt und so verdächtig gemacht, daß als er in einer Rede an das Volk ihm das Geld anbot, das aus dem für Rechnung des Staates aus Sicilien geholten Getreide gewonnen worden war, es dieses entschieden zurückwies, indem es ihm vorkam als wolle Spurius ihm damit den Preis seiner Freiheit bezahlen. Wäre aber das Volk verderbt gewesen, so hätte es dieses Geschenk nicht ausgeschlagen und ihm dadurch den Weg zur Tyrannis geöffnet, den es ihm jetzt verschloß. Ein noch weit stärkeres Beispiel dafür liefert Manlius Capitolinus, weil man aus diesem sieht wie viel Vorzüge des Geistes und des Körpers, wie viel vortreffliche zum Besten den Vaterlandes verrichtete Thaten nachher ausgelöscht werden durch eine gemeine Sucht zu herrschen, die in ihm, wie man sieht, durch den Neid über die dem Camillus erwiesenen Ehren entstand und ihn zu einer solchen geistigen Verblendung führte, daß er ohne die Lebensweise des Staats zu bedenken, ohne das Wesen desselben zu erwägen, das noch keine böse Gestalt anzunehmen geeignet war, sich darauf einließ Unruhen gegen den Senat und gegen die Gesetze des Vaterlandes in Rom zu erregen. Dabei erkennt man aber die Vollkommen-

heit dieses Staates und die Vorzüglichkeit seines Grundstoffes, da sich in diesem Falle kein Mitglied des Adels, wie hartnäckig auch sonst eins das andre vertheidigte, zu seinem Beistande regte, keiner seiner Verwandten Etwas zu seinen Gunsten unternahm, und während sie mit andern Angeklagten schmutzig, schwarz gekleidet, ganz in Trauer zu erscheinen pflegten, um Mitleid zu Gunsten des Angeklagten zu erregen, man bei Manlius keinen einzigen von ihnen sah. Die Volkstribunen, welche immer das begünstigten was zum Vortheil des Volkes auszuschlagen schien, und je mehr Etwas gegen den Adel gerichtet war, desto mehr es hervorzogen, vereinigten sich in diesem Falle mit den Adligen, um ein gemeinsames Verderben zu ersticken. Das Volk von Rom, welches sehr auf den eigenen Vortheil bedacht und Allem geneigt war was gegen den Adel ging, war zwar dem Manlius sehr gewogen; als aber die Tribunen ihn vorforderten und seine Sache dem Ausspruche des Volkes anheimstellten, verurtheilte ihn trotzdem dieses Volk, welches nun aus seinem Vertheidiger sein Richter geworden war, ohne Rücksicht zum Tode. Ich glaube daher nicht daß es in der römischen Geschichte ein geeigneteres Beispiel als dieses giebt, um die Vortrefflichkeit aller Einrichtungen dieser Republik zu beweisen, indem man sieht daß Keiner in der Stadt die mindeste Anstalt zur Vertheidigung eines Bürgers traf, der mit allen Vorzügen ausgestattet war und sowohl öffentlich wie als Privatmann eine große Menge löblicher Thaten verrichtet hatte, weil in Allen die Liebe zum Vaterlande stärker als jede andre Rücksicht war und sie mehr die gegenwärtigen Gefahren die von ihm ausgingen, als die vergangenen Verdienste in Betracht zogen, so daß sie sich durch seinen Tod von denselben befreiten. Und Titus Livius sagt: Hunc exitum habuit vir, nisi in libera civitate natus esset, memorabilis. Es sind dabei zwei Dinge zu beachten; einmal, daß man auf anderm Wege in einer verderbten Stadt Ruhm zu suchen hat, als in einer die noch nach politischen Grundsätzen lebt; zweitens, was beinah dasselbe ist wie das Erste, daß die Menschen in ihrer Handlungsweise, zumal bei Dingen von Wichtigkeit, die Zeiten erwägen und sich diesen anpassen müssen, und daß die welche aus übler Wahl oder aus natürlicher Neigung sich in Mißverhältniß zu ihrer Zeit setzen meistentheils unglücklich sind und schlechten Erfolg ihrer Unternehmungen haben, entgegengesetzten aber die welche mit der Zeit übereinstimmen. Und sicherlich kann man aus den angeführten Worten des Geschichtsschreibers schließen daß wenn Manlius zu den Zeiten des Marius und Sulla gelebt hätte, wo der Grundstoff bereits verdorben war und er ihn seinem Ehrgeize gemäß hätte gestalten können, er dieselben Wirkungen und Erfolge erzielt haben würde wie Marius und Sulla und die Andern die nach diesen nach der Alleinherrschaft strebten. Ebenso würden Sulla und Marius, wenn sie zu Manlius' Zeiten gelebt hätten, gleich bei ihren ersten Unternehmungen unterdrückt worden sein. Denn ein Mensch kann wohl durch seine Führung und sein böses Verhalten das Volk einer Stadt zu verderben anfangen, unmöglich aber kann das Leben eines Einzelnen hinreichen sie so zu verderben, daß er selbst noch die Früchte davon ernten kann; und wäre er es wirklich durch die Länge der Zeit zu thun im Stande, so würde es rücksichtlich der Handlungsweise der Menschen unmöglich sein, welche ungeduldig sind und die Befriedigung ihrer Leidenschaften nicht lange hinausschieben können, dabei sich auch in ihren Angelegenheiten täuschen, zumal in denen welche sie lebhaft wünschen, so daß sie entweder aus Ungeduld oder aus Selbsttäuschung sich in ein unzeitgemäßes Unternehmen einlassen

und ein schlimmes Ende nehmen würden. Will man sich daher ein Ansehn in einer Republik anmaßen und ihr eine böse Gestalt geben, so ist es nothwendig einen bereits durch die Zeit in Unordnung gebrachten Grundstoff zu finden, der nach und nach, von Geschlecht zu Geschlecht zu dieser Unordnung geführt worden ist, zu welcher er ja nothwendig gelangt, wenn er nicht, wie oben erörtert worden, oft durch gute Beispiele wieder aufgefrischt oder durch neue Gesetze auf seine Anfänge zurückgeführt wird. Manlius wäre also ein seltener und denkwürdiger Mann geworden, wenn er in einer verderbten Stadt wäre geboren worden. Und darum müssen die Bürger die in Republiken entweder Etwas zu Gunsten der Freiheit oder zu Gunsten der Tyrannenherrschaft unternehmen wollen das Wesen des Staats den sie vor sich haben in Betracht ziehen und danach die Schwierigkeit ihrer Unternehmung beurtheilen. Denn es ist eben so schwer und gefährlich ein Volk das in Knechtschaft leben will frei zu machen, als ein Volk knechten zu wollen, das frei bleiben will. Und da oben gesagt wurde, die Menschen müßten bei ihren Handlungen die Beschaffenheit der Zeiten in Betracht ziehen, und diesen gemäß verfahren, so wollen wir in folgendem Kapitel ausführlich davon reden.

Neuntes Kapitel.

Daß man nach den Zeitumständen wechseln muß, wenn man immer Glück haben will

Ich habe oftmals wahrgenommen daß die Ursache des Glückes und Unglückes der Menschen in der Uebereinstimmung ihrer Handlungsweise mit den Zeitläuften besteht. Denn man sieht wie einige Menschen in ihren Handlungen mit Heftigkeit, andre mit Rücksicht und Behutsamkeit verfahren. Und weil bei der einen wie bei der andern dieser Weisen die schicklichen Grenzen überschritten werden, wenn man den richtigen Weg nicht innehalten kann, so fehlt man bei der einen wie bei der andern. Derjenige aber wird weniger irren und das Glück für sich haben, der, wie gesagt, in seiner Handlungsweise mit der Zeit übereinstimmt und jederzeit gemäß dem verfährt wozu die Natur der Dinge ihn zwingt. Jedermann weiß wie vorsichtig und behutsam, fern von aller römischen Heftigkeit und Kühnheit, Fabius Maximus mit seinem Heere auftrat, und sein gutes Glück wollte daß dieses Verfahren von ihm genau zu den Zeitumständen paßte. Denn da Hannibal jung und mit frischem Glücke nach Italien gekommen war und das römische Volk bereits zweimal geschlagen hatte und die Republik beinah schon um ihr Kriegswesen gekommen und eingeschüchtert war, konnte sie kein besseres Loos ziehen, als einen Feldherrn zu haben der mit seiner Langsamkeit und Behutsamkeit den Feind hinhielt. Ebenso konnte auch Fabius für sein Verfahren keine passenderen Zeitumstände treffen, und daher kam es daß er berühmt wurde. Daß aber Fabius seiner Natur nach und nicht aus Wahl so handelte, sieht man daraus daß als Scipio um den Krieg zu beendigen mit den Heeren nach Afrika hinübergehen wollte, sich Fabius auf das eifrigste dagegen erklärte, als Einer der von seiner Art und Gewohnheit nicht ablassen konnte.

So daß wenn es auf ihn angekommen wäre, Hannibal noch in Italien stünde, da er eben nicht merkte daß sich die Zeiten geändert hatten und nun auch die Art der Kriegführung geändert werden mußte. Und wäre Fabius König in Rom gewesen, so konnte er mit Leichtigkeit in dem Kriege unterliegen, da er mit seinem Verfahren nicht zu wechseln verstanden hätte, je nachdem die Zeiten wechselten. Da er aber in einer Republik geboren war, wo es verschiedenartige Bürger und verschiedene Gemüthsarten gab, so hatte sie, so wie den Fabius, der für die Zeiten wo der Krieg blos ausgehalten zu werden brauchte vortrefflich war, so nachher einen Scipio für die Zeit die geeignet war ihn siegreich zu beendigen. Daher kommt es daß eine Republik eine längere Lebensdauer und länger das Glück für sich hat als ein Fürstenthum, weil sie sich eben der Verschiedenartigkeit ihrer Bürger wegen besser als ein Fürst es vermag in die Zeitverhältnisse schicken kann. Denn ein Mensch, der einmal nach einer bestimmten Weise zu verfahren gewöhnt ist, ändert sich, wie gesagt, nicht und muß, wenn die Zeiten sich so ändern daß sie zu seiner Weise nicht mehr passen, nothwendig zu Grunde gehen. Piero Soderini, den wir schon sonst angeführt haben, ging in allen seinen Angelegenheiten mit Sanftmuth und Geduld zu Werke. Er und sein Vaterland waren glücklich, so lange die Zeitumstände zu seiner Handlungsweise paßten; als aber dann Zeiten kamen, wo man die Geduld und Sanftmuth bei Seite setzen mußte, verstand er das nicht zu machen, so daß er sammt seinem Vaterlande zu Grunde ging. Papst Julius II. verfuhr die ganze Zeit seines Pontificats hindurch mit Ungestüm und Wuth, und da die Zeitumstände ihm darin entgegenkamen, glückten ihm alle seine Unternehmungen. Wären aber andere Zeiten eingetreten, die andere Maßregeln erfordert hätten, so mußte er nothwendig stürzen, denn er hätte weder seine Denkungsart noch sein Benehmen geändert. Daß wir uns aber nicht ändern können, davon sind zwei Dinge die Ursache: einmal, daß wir uns dem nicht widersetzen können, wozu unsre Natur hinneigt; zweitens, daß man Einen der mit einer bestimmten Handlungsweise viel Glück gehabt hat unmöglich davon überzeugen kann daß er gut thun könne anders zu verfahren; und so kommt es daß bei einem Menschen das Glück wechselt, weil es die Zeitumstände ändert, er aber sein Betragen nicht ändert. Auch der Untergang eines Staates kommt daher daß die Einrichtungen der Republiken nicht den Zeiten gemäß verändert werden, wie wir oben weitläufig erörterten. Es geht aber langsamer damit, weil ihre Veränderung mehr Mühe macht; denn es müssen Zeiten kommen, welche die ganze Republik erschüttern, und ein einzelner Mann reicht mit Aenderung seiner Handlungsweise dazu nicht hin. Da wir indeß des Fabius Maximus Erwähnung gethan, der den Hannibal hinhielt, so scheint es mir passend im folgenden Kapitel zu untersuchen: ob ein Feldherr der dem Feinde schlechterdings eine Schlacht liefern will von diesem daran gehindert werden könne.

Zehntes Kapitel.

Daß ein Feldherr der Schlacht nicht ausweichen kann, wenn der Gegner schlechterdings eine liefern will.

Cnejus Sulpicius dictator adversus Gallos bellum trahebat, nolens se fortunae committere adversus hostem, quem tempus deteriorem in dies et locus alienus faceret. Wenn ein Irrthum besteht bei dem alle Menschen oder doch der größte Theil derselben sich täuschen, so halte ich es nicht für übel ihn wiederholentlich zu mißbilligen. Obwohl ich daher oben bereits vielfach gezeigt wie sehr wir in der Behandlung großer Angelegenheiten uns von der Weise der alten Zeit entfernen, scheint es mir gleichwohl nicht überflüssig, hier noch einmal darauf zurückzukommen. Denn wenn in einem Stücke von den alten Einrichtungen abgewichen wird, so ist dies besonders im Kriegswesen der Fall, wo gegenwärtig Nichts von all dem beobachtet wird worauf von den Alten Werth gelegt wurde. Und dieser Mißstand ist daher gekommen daß die Republiken und die Fürsten diese Sorge Andern übertragen und um den Gefahren zu entgehen sich ganz dieser Beschäftigung entzogen haben; und wenn man zu unsern Zeiten noch einen König in Person in den Krieg ziehen sieht, so glaubt man darum nicht daß eine andere Führung desselben, die mehr Lob verdiene, die Folge davon sein werde. Denn wenn sie sich wirklich dieser Beschäftigung widmen, so thun sie es zum Staat und nicht aus sonst einem löblichen Beweggrunde. Indeß machen diese, die doch ihre Heere manchmal mit eigenen Augen sehen und den Namen des Oberbefehlshabers behalten, immer noch weniger Fehler als die Republiken und namentlich die italienischen, die weil sie sich auf Andere verlassen und Nichts von dem was zum Kriege gehört verstehen, andrerseits aber doch als Herren, die sie zu sein glauben, darüber entscheiden wollen, bei solchen Entscheidungen tausend Fehler begehen. Und obschon ich von manchem derselben anderwärts geredet, will ich doch hier einen der wichtigsten nicht verschweigen. Wenn solche müßige Fürsten und weibische Republiken einen ihrer Feldherrn aussenden, so scheint ihnen der weiseste Auftrag den sie ihnen geben können der, wenn sie ihnen anbefehlen sich auf keine Weise in eine Schlacht einzulassen, vielmehr vor allen Dingen sich vor einem Gefecht zu hüten; und indem sie dabei die Klugheit des Fabius Maximus nachzuahmen glauben, der durch Aufschub des Kampfes den römischen Staat rettete, sehen sie nicht ein daß in der Mehrzahl der Fälle dieser Befehl nichtig oder verderblich ist, weil man den Satz festhalten muß, daß ein Feldherr der sich im Felde halten will einer Schlacht nicht ausweichen kann, sobald der Feind schlechterdings eine liefern will. Und der Befehl besagt nichts Andres als: Liefre die Schlacht, wenn's dem Feinde gelegen ist, nicht dir. Denn will man sich im Felde halten und keine Schlacht liefern, so giebt es kein andres Mittel als sich mindestens zehn Meilen vom Feinde entfernt aufzustellen und sich gute Kundschafter zu halten, damit du wenn er auf dich anrückt Zeit hast abzuziehen, aber eine wie die andre dieser beiden Maßregeln ist durchaus schädlich. Im ersten Falle überläßt man sein Land dem Feinde zur Beute, und ein muthiger Fürst wird lieber das Schlachten-

glück versuchen als den Krieg zu so großem Schaden seiner Unterthanen in die Länge ziehen. Im zweiten ist der Verlust offenbar, denn wenn du dich mit dem Heere in eine Stadt zurückziehst, wirst du nothwendig belagert werden und in kurzer Zeit Hunger leiden und dich ergeben. So daß die Vermeidung einer Schlacht auf diesen beiden Wegen durchaus schädlich ist. Das Verfahren des Fabius Maximus, immer in festen Stellungen zu bleiben, ist gut, wenn du ein so tapferes Heer hast daß der Feind nicht wagen kann dich innerhalb deiner Vortheile anzugreifen. Man kann jedoch nicht sagen daß Fabius eine Schlacht vermieden habe; er wollte sie nur zu seinem Vortheile liefern. Denn wäre Hannibal auf ihn losgegangen, so hätte ihn Fabius erwartet und sich mit ihm geschlagen; Hannibal wagte aber nicht nach seiner Weise mit ihm zu kämpfen. So daß also die Schlacht ebenso von Hannibal wie von Fabius vermieden wurde; hätte aber Einer von Beiden sie schlechterdings liefern wollen, so blieben dem Andern nur drei Auswege dagegen, nämlich die beiden obengenannten oder die Flucht. Die Wahrheit dessen was ich sage sieht man deutlich aus tausend Beispielen, besonders aber aus dem Kriege den die Römer mit Philipp von Macedonien, dem Vater des Perseus, führten; worin Philipp, der von den Römern angegriffen war, sich vornahm keine Schlacht zu liefern, und um nicht dazu genöthigt zu werden es anfänglich machen wollte wie es Fabius Maximus in Italien gemacht und sich mit seinem Heere auf die Spitze eines Berges setzte, wo er sich stark verschanzte und meinte, die Römer würden nicht den Muth haben ihn dort anzugreifen. Sie kamen aber und kämpften mit ihm und trieben ihn von dem Berge herab, und er, der keinen Widerstand leisten konnte, ergriff mit dem größten Theile seiner Leute die Flucht. Und was ihn davor rettete daß er nicht gänzlich aufgerieben wurde, war die Unwegsamkeit der Gegend, welche die Römer hinderte ihn zu verfolgen. Da sich also Philipp in keinen Kampf einlassen wollte und sein Lager in der Nähe der Römer genommen hatte, mußte er fliehen, und nachdem ihm diese Erfahrung gelehrt daß es zur Vermeidung einer Schlacht nicht hinreiche sich auf einen Berg zu setzen, griff er, da er in eine andere Stadt sich nicht einschließen wollte, zu dem andern Mittel, sich viele Meilen vom römischen Lager entfernt zu halten. Daher zog er, wenn die Römer in einer Landschaft waren, in eine andre, und marschirte so immer dort ein wo die Römer ausrückten. Als er aber endlich sah daß sich auf diese Weise durch Verlängerung des Krieges seine Lage verschlimmerte und daß seine Unterthanen bald von ihm bald von den Feinden gedrückt wurden, entschloß er sich das Glück der Schlacht zu versuchen, und so kam es mit den Römern zu einem ordentlichen Treffen. Es ist also vortheilhaft nicht zu schlagen, wenn die Heere in der Verfassung sind in welcher das Heer des Fabius und hier das des Cnejus Sulpicius war, d. h. wenn du eine so gute Streitmacht hast daß es der Feind nicht wagen kann dich in deinen Verschanzungen aufzusuchen und daß er in deinem Lande steht ohne viel Fuß gefaßt zu haben, so daß er Mangel an Unterhalt leidet. In diesem Fall ist die Maßregel vortheilhaft, aus den von Titus Livius angegebenen Gründen: nolens se fortunae committere adversus hostem, quem tempus deteriorem in dies et locus alienus faceret. In jedem andern Falle aber kann die Schlacht ohne deine Schande und deine Gefahr nicht vermieden werden. Denn Fliehen, wie Phili[pp] that, ist so gut als Geschlagenwerden und mit um so größerer Schm[ach] verbunden, als du keinen Beweis deiner Tapferkeit gegeben hast. U[nd]

wenn es ihm gelang sich zu retten, so würde dies einem Andern nicht gelingen, wenn ihm nicht die Beschaffenheit der Gegend so wie Jenem zu Hülfe käme. Niemals wird Jemand behaupten daß Hannibal kein Meister in der Kriegskunst gewesen sei, und hätte er, als er dem Scipio in Afrika gegenüberstand, in Verlängerung des Krieges einen Vortheil gesehen, er würde danach gehandelt haben und würde es, da er ein geschickter Feldherr war und ein tüchtiges Heer hatte, vielleicht haben thun können, wie es Fabius in Italien that: da er es aber vermied, muß man annehmen daß wichtige Gründe ihn dazu veranlaßten. Denn ein Fürst, der ein Heer zusammengebracht hat und sieht daß er aus Mangel an Geld oder an Freunden dieses Heer nicht lange werde beisammen halten können, ist ein völliger Narr, wenn er das Glück nicht versucht, ehe das Heer auseinander gehen muß; denn beim Warten verliert er gewiß, beim Versuchen kann er vielleicht siegen. Noch Etwas ist hierbei stark in Anschlag zu bringen, daß man nämlich, auch wenn man unterliegt, Ehre einzulegen suchen muß; und mehr Ehre bringt es durch Gewalt besiegt zu werden als durch irgend einen andern Uebelstand der deine Niederlage herbeigeführt hat. Durch diese Nothwendigkeiten mußte also Hannibal wohl gezwungen gewesen sein. Von der andern Seite aber litt Scipio, wenn Hannibal das Treffen hinausgeschoben und er ihn in seinen festen Stellungen anzugreifen nicht gewagt hätte, darunter gar nicht, da er schon den Syphax überwunden und bereits so viele Städte in Afrika erobert hatte daß er dort so sicher und bequem wie in Italien stehen konnte. Das war bei Hannibal nicht der Fall, als er dem Fabius gegenüber stand, noch bei den Galliern, die den Sulpicius gegen sich hatten. Noch viel weniger kann derjenige eine Schlacht vermeiden, der mit seinem Heere ein fremdes Land angreift; denn wenn er in das feindliche Land eindringen will, muß er, wenn der Feind ihm entgegenrückt, sich mit ihm schlagen, und legt er sich vor eine Stadt, so macht er das Gefecht noch unvermeidlicher. So ging es in unsern Zeiten dem Herzog Karl von Burgund, der als er die schweizerische Stadt Murten belagerte, von den Schweizern angegriffen und geschlagen wurde, und so ging es dem französischen Heere, das bei der Belagerung von Novara gleichfalls von den Schweizern besiegt wurde.

Elftes Kapitel.

Daß wer es mit Vielen zu thun hat, mag er auch der Schwächere sein, den Sieg davonträgt, wenn er nur den ersten Angriff aushalten kann.

Die Macht der Volkstribunen in der Stadt Rom war bedeutend und war nothwendig, wie oftmals von uns erörtert worden, weil sonst dem Ehrgeiz des Adels kein Zügel hätte angelegt werden können, der dann die Republik weit früher verderbt gemacht haben würde als sie verderbt geworden ist. Weil gleichwohl in jeder Sache, wie sonst schon bemerkt worden, irgend ein eigenthümliches Uebel verborgen liegt, welches die Quelle neuer Vorfälle wird, so ist es nöthig solchen durch neue Einrichtungen vorzubeugen. Als so auch

die tribunicische Gewalt trotzig und dem Adel und ganz Rom furchtbar geworden war, würde irgend ein der Freiheit Roms schädlicher Uebelstand daraus entsprungen sein, wenn Appius Claudius nicht die Art und Weise gezeigt hätte, wie man sich gegen den Uebermuth der Tribunen zu schützen habe; und diese bestand darin daß man sich unter ihnen immer Einen suchte, der furchtsam und bestechlich genug oder ein solcher Freund des allgemeinen Besten war daß er sich bestimmen ließ der Meinung der Uebrigen, die einen Beschluß gegen den Willen des Senats durchsetzen wollten, entgegenzutreten; ein Mittel das diese bedeutende Gewalt ungemein mäßigte und lange Zeit hindurch Rom von Nutzen war. Diese Thatsache hat mich auf die Betrachtung geführt, daß sobald viele Mächte gegen Einen vereinigt sind, wenn sie auch alle zusammen diesen an Stärke weit übertreffen, man nichtsdestoweniger immer mehr Hoffnung auf den Einen, selbst weniger Tapfern, setzen muß als auf die Vielen, wenn sie auch noch so streitbar sind. Denn abgesehen von all den Umständen deren sich ein Einzelner besser bedienen kann als Mehrere, und deren es unzählige giebt, wird die Sache doch immer so stehen daß er mit etwas Geschicklichkeit die Vielen wird entzweien und den Körper der stark war schwach machen können. Ich will hierfür keine alten Beispiele anführen, denn das würden zu viele sein, sonden mich mit den neueren begnügen, die in unsern Zeiten sich zugetragen haben. Im Jahre 1484 verband sich ganz Italien gegen die Venetianer, und als sie schon völlig verloren waren und sich mit keinem Heere mehr im Felde halten konnten, bestachen sie Herrn Ludovico, der Mailand regierte, und schlossen vermittelst dieser Bestechung einen Vergleich, in welchem sie nicht allein ihre verlorenen Städte zurückerhielten, sondern noch einen Theil des Staates Ferrara an sich rissen. Und so behielten die welche im Kriege unterlegen waren im Frieden die Oberhand. Vor wenigen Jahren verschwor sich die ganze Welt wider Frankreich; allein ehe man noch das Ende des Krieges sah, fiel Spanien von den Verbündeten ab und schloß einen Vergleich für sich, dergestalt daß die andern Verbündeten genöthigt waren sich bald darauf ebenfalls zu vergleichen. Und so kann man, wenn man Viele Einen mit Krieg überziehen sieht, stets mit Sicherheit erwarten daß dieser Eine die Oberhand behalten wird, wenn er nur so stark ist, daß er dem ersten Angriff Widerstand leisten und durch Hinhalten Zeit gewinnen kann; denn wenn das nicht wäre, würde er freilich tausend Gefahren entgegengehen, wie es im Jahre 8 bei den Venetianern der Fall war, die wenn sie das französische Heer hätten hinhalten und Zeit dazu haben können einige von den gegen sie Verbündeten für sich zu gewinnen, ihrem Sturze entgangen sein würden; da sie aber kein tapferes Heer besaßen, um den Feind aufzuhalten, und darum nicht Zeit gewannen Einen von ihnen zu trennen, gingen sie zu Grunde. Denn man sieht daß der Papst, so wie er das Seinige wieder hatte, ihr Freund wurde, und ebenso Spanien, und gern hätte jeder dieser beiden Fürsten ihnen den lombardischen Staat Frankreich gegenüber gerettet, um dieses nicht in Italien so groß werden zu lassen, wenn sie es im Stande gewesen wären. So konnten die Venetianer einen Theil hingeben, um das Uebrige zu retten, und wenn sie dies bei Zeiten, wo es nicht als Nothwendigkeit erschienen wäre, und vor den eigentlichen Kriegsbewegungen gethan hätten, so war dies die weiseste Maßregel; während der Kriegsbewegungen aber war es tadelnswerth und vielleicht auch von geringem Nutzen. Allein vor diesen Bewegungen konnten nur wenige Bürger in Venedig die Gefahr vorhersehen, sehr

wenige das Gegenmittel erkennen und keiner dazu rathen. Um aber wieder zu dem Anfange dieser Erörterung zurückzukehren, ziehe ich den Schluß, daß so wie der römische Senat zum Heile des Vaterlandes gegen den Ehrgeiz der Tribunen ein Mittel darin fand daß es viele waren, ebenso auch jeder Fürst der von Vielen angegriffen wird ein Mittel dawider finden wird, wofern er mit Klugheit geeignete Maßregeln zu ihrer Entzweiung zu treffen versteht.

Zwölftes Kapitel.

Daß ein kluger Feldherr seine Soldaten auf alle Weise in die Nothwendigkeit zu kämpfen versetzen, dem Feinde aber dieselbe benehmen muß.

Wir haben bei andern Gelegenheiten auseinandergesetzt wie nützlich für die menschlichen Handlungen die Nothwendigkeit ist und zu welchem Ruhme sie diese schon geführt hat, und daß von einigen Moralphilosophen gesagt worden ist, die Hände und die Zunge des Menschen, die beiden vornehmsten Werkzeuge zu seiner Verherrlichung, würden ihre Dienste nicht vollkommen gethan noch die Werke der Menschen zu der Höhe geführt haben zu der man sie geführt sieht, wenn sie nicht von der Nothwendigkeit getrieben worden wären. Da nun die Heerführer der Alten die Kraft dieser Nothwendigkeit erkannten und wußten welche Hartnäckigkeit zum Kampfe durch dieselbe den Gemüthern der Soldaten eingeflößt wird, so wandten sie Alles an um die Soldaten in eine solche Nothwendigkeit zu versetzen; von der andern Seite aber bemühten sie sich auf jede Weise den Feind davon zu befreien, und öffneten deshalb dem Feinde oft einen Weg den sie ihm hätten verschließen können, und verschlossen ihren eigenen Soldaten einen Ausweg den sie ihnen offen halten konnten. Wer also haben will daß eine Stadt sich hartnäckig vertheidigen oder daß ein Heer im Felde mit Standhaftigkeit kämpfen soll, der muß vor allen Dingen in die Gemüther der Kämpfenden eine solche Nothwendigkeit zu bringen sich bemühen. Daher muß auch ein kluger Feldherr, der zur Eroberung einer Stadt schreiten will, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit ihrer Eroberung nach der Erkenntniß und Erwägung der Nothwendigkeit abmessen die ihre Bewohner sich zu vertheidigen zwingt, und wenn er die Nothwendigkeit die sie dazu zwingt sehr dringend findet, mag er die Eroberung für schwer, andernfalls für leicht halten. Daher kommt es daß Städte nach einer Empörung schwerer zu erobern sind als bei ihrer ersten Einnahme; denn da sie beim ersten Male keine Ursache hatten Strafe zu fürchten, weil sie Niemanden beleidigt hatten, ergaben sie sich leicht, weil sie aber dann durch ihre Empörung Jemanden beleidigt zu haben glauben und sich darum vor der Strafe fürchten, wird ihre Eroberung schwierig. Dergleichen Hartnäckigkeit entsteht auch aus dem natürlichen Haß den benachbarte Fürsten und Republiken gegen einander hegen, dieser Haß aber entspringt aus dem Ehrgeiz zu herrschen und der Eifersucht auf ihre Herrschaft, zumal wenn es, wie in Toscana, Republiken sind; und dieser Wettstreit und dieses Widerstreben hat immer dem Einen die Eroberung des Andern schwer

gemacht und wird sie auch in der Folge machen. Wer deshalb die Nachbarn der Stadt Florenz und die Nachbarn der Stadt Venedig wohl betrachtet, wird sich nicht wundern, wie es Viele thun, daß Florenz für seine Kriege mehr ausgegeben und doch weniger damit erobert hat als Venedig; denn es kommt blos daher daß die Venetianer keine Nachbarstädte hatten die sich so hartnäckig vertheidigten, wie Florenz gehabt hat, weil alle Venedig benachbarten Städte gewöhnt waren unter Fürsten, nicht in Freiheit zu leben, und die welche zu dienen gewöhnt sind sich oft wenig daraus machen den Herrn zu wechseln, ja oft es sogar wünschen. So daß Venedig, obschon es mächtigere Nachbarn als Florenz gehabt hat, darum weil es die Städte weniger hartnäckig fand sie schneller hat überwinden können als jenes, das von lauter freien Städten umgeben war. Ein Feldherr muß also, um wieder auf das vorhin Gesagte zu kommen, wenn er eine Stadt angreift, mit allem Fleiße sich bestreben ihren Vertheidigern jene Nothwendigkeit und folglich jene Hartnäckigkeit zu nehmen, indem er ihnen Verzeihung verspricht, wenn sie Strafe fürchten, und wenn sie Besorgniß wegen ihrer Freiheit hegen, ihnen sagt daß seine Absicht nicht gegen das allgemeine Wohl der Stadt, sondern nur gegen den Ehrgeiz einiger Weniger in ihr gerichtet sei. Dies hat häufig eine Unternehmung und die Eroberung einer Stadt erleichtert. Und obwohl solche Vorwände, zumal von klugen Männern, leicht durchschaut werden, so lassen sich gleichwohl häufig die Völker dadurch täuschen, die nach augenblicklichem Frieden begierig die Augen vor jeder sonstigen Schlinge verschließen die unter den reichlichen Versprechungen ihnen gelegt wird, und unzählige Städte sind auf diese Weise unterthan geworden, wie es in jüngster Zeit Florenz ergangen ist, und wie es auch dem Crassus und seinem Heere erging. Obwohl dieser nämlich die leeren Versprechungen der Parther, die nur gemacht wurden um seinen Soldaten die Nothwendigkeit der Vertheidigung zu entziehen, wohl durchschaute, konnte er die von den Friedensanerbietungen der Feinde verblendeten doch nicht bei Hartnäckigkeit erhalten, wie man im Einzelnen beim Lesen seiner Lebensgeschichte sieht. Ich erwähne deßhalb daß als die Samniter auf Anstiften einiger Ehrgeizigen den Bestimmungen des Vertrages zuwider die Ländereien der römischen Bundesgenossen durchstreift und geplündert und dann Gesandte nach Rom geschickt hatten, um unter Anerbietung der Zurückerstattung des Geraubten so wie der Auslieferung der Urheber dieser Unruhen und Plünderungen um Frieden zu bitten, sie von den Römern abgewiesen wurden, und als sie ohne Hoffnung auf einen Vergleich nach Samnium zurückkehrten, Claudius Pontius, der damalige Anführer des samnitischen Heeres, in einer bemerkenswerthen Rede ihnen zeigte, wie die Römer schlechterdings Krieg wollten und trotz ihres Verlangens nach Frieden die Nothwendigkeit auch sie zum Kriege dränge, indem er sagte: Iustum est bellum, quibus necessarium, et pia arma, quibus nisi in armis spes est; auf welche Nothwendigkeit er mit seinen Soldaten die Hoffnung des Sieges gründete. Und um nicht weiter auf diesen Gegenstand zurückkommen zu müssen, will ich die beachtenswerthesten römischen Beispiele hierfür anführen. Cajus Manilius stand mit einem Heere gegen die Vejenter, und da ein Theil des Vejentischen Heeres in das verschanzte Lager des Manilius gedrungen war, eilte dieser mit einem Trupp demselben zu Hülfe und besetzte, damit die Vejenter sich nicht retten könnten, alle Ausgänge des Lagers; als sich aber die Vejenter eingeschlossen sahen, fingen sie mit solcher Wuth zu kämpfen an, daß sie den Manilius erschlugen und sämmtliche

übrige Römer aufgerieben haben würden, wenn ihnen die Klugheit des Tribuns nicht einen Weg zum Abzuge geöffnet hätte. Wobei man sieht wie die Vejenter, als sie die Nothwendigkeit zu kämpfen zwang, auf das wüthendste fochten, sobald sie aber einen Ausweg offen sahen, mehr auf die Flucht als auf Kampf dachten. Die Volsker und Aequer waren mit ihren Heeren in das römische Gebiet eingefallen. Man schickte ihnen die Consuln entgegen, und so fand sich während des Kampfes das Heer der Volsker, dessen Anführer Vettius Messius war, mit einem Male zwischen seine von den Römern eroberten Verschanzungen und das andre römische Heer eingeschlossen, und da er sah daß er entweder sterben oder sich mit dem Schwerte einen Weg bahnen müsse, sprach er zu seinen Soldaten die Worte: Ite mecum, non murus, nec vallum, sed armati armatis obstant; virtute pares, necessitate, quae ultimum ac maximum telum est, superiores estis. So nennt also Titus Livius diese Nothwendigkeit ultimum ac maximum telum. Als Camillus, der klügste aller römischen Feldherrn, mit seinem Heere schon innerhalb der Stadt der Vejenter stand, gab er, um die Einnahme derselben zu erleichtern und den Feinden die Nothwendigkeit zu benehmen sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, so laut daß es die Vejenter hörten den Befehl, keinem Unbewaffneten Etwas zu Leide zu thun, worauf Alles die Waffen wegwarf und die Stadt fast ohne Blutvergießen genommen wurde. Und diese Maßregel wurde hernach von vielen Feldherrn beobachtet.

Dreizehntes Kapitel.

Auf wen man mehr Vertrauen setzen kann, auf einen guten Feldherrn mit einem schlechten Heere, oder auf ein gutes Heer unter einem schlechten Feldherrn.

Als Coriolan aus Rom verbannt war, ging er zu den Volskern, wo er ein Heer aufbrachte und um sich an seinen Mitbürgern zu rächen auf Rom losging, zog aber nachher, mehr aus Liebe zu seiner Mutter als der römischen Streitmacht wegen, wieder ab. Ueber diesen Vorfall sagt nun Titus Livius, man habe daraus erkannt wie die römische Republik mehr durch die Tüchtigkeit ihrer Feldherrn als ihrer Soldaten emporgekommen sei, in Anbetracht daß die Volsker früher immer besiegt worden seien, und nur das eine Mal wo Coriolan ihr Anführer gewesen gesiegt hätten. Obwohl aber Livius dieser Meinung ist, so sieht man doch aus vielen Stellen seiner Geschichte, wie die Soldaten ohne Feldherrn Wunder der Tapferkeit gethan und nachdem schon die Consuln gefallen waren geordneter und kühner gefochten haben als vor ihrem Tode, wie es bei dem römischen Heere der Fall war das unter den Scipionen in Spanien stand, indem dieses nach dem Verlust beider Feldherrn durch seine Tapferkeit nicht nur sich selbst zu retten, sondern auch den Feind zu besiegen und die Provinz der Republik zu erhalten vermochte. Und so wird man, Alles durchlaufend, viele Beispiele finden wo nur die Tapferkeit der Soldaten die Schlacht gewonnen, und viele andre wo die bloße Tüchtigkeit der Feldherrn dieselbe Wirkung gethan, so daß man annehmen kann daß das Erste des Zweiten und das Zweite des Ersten bedürfe. Es

ist indeß hier zunächst in Betracht zu ziehen was mehr zu fürchten sei, ein gutes Heer unter schlechter Führung, oder ein guter Feldherr in Begleitung eines schlechten Heeres. Und der Meinung Cäsars zufolge braucht man weder auf das Eine noch das Andre viel zu geben. Denn als er gegen Afranius und Petrejus, die ein gutes Heer hatten, nach Spanien marschirte, sagte er, er mache sich wenig daraus, quia ibat ad exercitum sine duce, womit er auf die Schwäche der Anführer deutete; als er dagegen nach Thessalien gegen Pompejus zog, sagte er: Vado ad ducem sine exercitu. Noch etwas Andres kann man in Betracht ziehen, ob es für einen guten Feldherrn leichter sei sich ein gutes Heer zu bilden, oder für ein gutes Heer, sich einen tüchtigen Feldherrn zu schaffen. Und darüber sage ich daß diese Frage entschieden zu sein scheint, da leichter Viele einen Guten finden oder heranbilden werden, als Einer Viele. Als Lucullus gegen Mithridates gesandt wurde, war er im Kriege ganz unerfahren; trotzdem machte ihn das gute Heer, bei dem sich viele der vortrefflichsten Hauptleute befanden, in kurzem zu einem tüchtigen Feldherrn. Aus Mangel an Leuten bewaffneten die Römer eine Menge Sclaven und überwiesen sie zur Einübung dem Sempronius Gracchus, der in kurzer Zeit ein vortreffliches Heer aus ihnen machte. Nachdem Pelopidas und Epaminondas, wie wir anderwärts sagten, ihre Vaterstadt Theben aus der spartanischen Knechtschaft befreit, schufen sie in kurzer Zeit aus den thebanischen Bürgern die besten Soldaten, die nicht allein der spartanischen Kriegsmacht Stand zu halten, sondern sie zu besiegen vermochten. So daß sich die Sache gleich bleibt, da wenn ein Theil gut ist er den andern bilden kann. Es pflegt aber ein gutes Heer ohne ein gutes Oberhaupt übermüthig und gefährlich zu werden, wie es das macedonische Heer nach dem Tode Alexanders und wie es die Veteranen in den Bürgerkriegen wurden. Und darum glaube ich daß man sich mehr auf einen Feldherrn verlassen kann, der Zeit hat Leute auszubilden und Gelegenheit sie in den Waffen zu üben, als auf ein übermüthiges Heer das sich im Aufruhr ein Oberhaupt gegeben. Darum verdienen doppelten Ruhm und doppeltes Lob die Feldherrn welche nicht allein den Feind zu besiegen gehabt, sondern ehe sie mit diesem handgemein geworden erst ihr Heer haben bilden und tüchtig machen müssen. Denn diese zeigen ein doppeltes und so seltenes Verdienst, daß Viele, wenn ihnen diese Aufgabe gestellt worden wäre, weniger geschätzt und gepriesen werden würden als es jetzt geschieht.

Vierzehntes Kapitel.

Was neue Erfindungen die mitten im Kampfe zum Vorschein kommen und ungewöhnliche Ausrufe die man hört für Wirkung thun.

Welche Bedeutung in Gefechten und Schlachten ein unerwarteter Vorfall hat der plötzlich gesehen oder gehört wird, zeigt sich in verschiedenen Fällen und besonders an dem Beispiel das sich während der Schlacht zwischen den Römern und den Volskern ereignete, wo Quinctius, als er einen Flügel seines Heeres wanken sah, mit lauter Stimme zu rufen begann, sie möchten

fest stehen, denn der andre Flügel des Heeres habe gesiegt. Indem er durch diese Worte den Seinigen Muth machte und die Feinde erschreckte, siegte er. Wenn aber solche Ausrufe bei einem wohlgeordneten Heere schon große Wirkung thun, so thun sie die allergrößte bei einem ungeordneten und regellosen, indem es ganz von einem solchen Hauche bewegt wird. Ich will dafür ein auffallendes Beispiel aus unsrer Zeit anführen. Die Stadt Perugia war vor wenigen Jahren in zwei Parteien, die Oddi und die Baglioni, gespalten; Letztere herrschten, die Ersteren waren verbannt. Nachdem diese nun vermittelst ihrer Freunde ein Heer zusammen gebracht und sich mit Hülfe ihrer Partei in eine ihnen ergebene Ortschaft nahe bei Perugia gezogen, drangen sie eines Nachts in die Stadt ein und rückten ohne entdeckt zu werden zur Besetzung des Marktplatzes vor. Und da die Stadt an allen Straßenecken Ketten hat, durch die sie gesperrt wird, so ließen die Oddischen Truppen Einen vorangehen, der mit einer eisernen Keule die Schlösser derselben sprengte, damit die Pferde hindurch konnten, und als blos noch die den Markt absperrende zu sprengen blieb, sich aber bereits Waffenlärm erhob und der welcher sprengte von der ihm nachfolgenden Menge so gedrängt wurde daß er den Arm nicht gut zum Schlage erheben konnte, so sagte er um sich Raum zu schaffen blos: Geht zurück! und indem dieses Wort Zurück! von Mund zu Mund ging, trieb es zunächst die Letzten und allmählig die Uebrigen mit solcher Eile in die Flucht, daß sie durch sich selbst geschlagen wurden und dergestalt durch einen so unbedeutenden Vorfall der ganze Plan der Oddi vereitelt wurde. Es ist hieraus zu ersehen daß gute Ordnung in einem Heere nicht sowohl nöthig ist um geordnet fechten zu können, als damit dich nicht jeder geringste Zufall in Verwirrung bringt. Denn aus keinem andern Grunde sind die Volkshaufen im Kriege unbrauchbar, als weil jeder Lärm, jeder Ruf, jedes Geräusch sie erschreckt und in die Flucht treibt. Und ein guter Feldherr muß darum unter seinen übrigen Anordnungen auch bestimmen, welche Leute seine Befehle zu empfangen und an die Andern weiterzugeben haben, und seine Soldaten daran gewöhnen daß sie nur diesen seinen Hauptleuten glauben und diese nur sagen was er ihnen aufgetragen hat, weil man aus einer Vernachlässigung dieses Punktes schon die größten Unordnungen hat hervorgehen sehen. Was den Anblick neuer Erscheinungen betrifft, so muß der Feldherr darauf denken, während die Heere mit einander handgemein sind, eine solche zu veranlassen welche den Seinigen Muth giebt und ihn den Feinden benimmt; denn unter den Zufälligkeiten welche dir den Sieg verschaffen ist dies eine der wirksamsten. Als Zeugniß dafür kann man den römischen Dictator Cajus Sulpicius anführen, der als es zur Schlacht mit den Galliern kam, alle Troßknechte und alles Gesindel des Lagers zusammenraffte, auf Maul- und andre Lastthiere setzte und mit Waffen und Feldzeichen, daß sie wie Reiterei aussahen, hinter einen Hügel stellte, indem er ihnen befahl auf ein gegebenes Zeichen, wenn die Schlacht am hitzigsten sein würde, hervorzutreten und sich den Feinden zu zeigen. Dies jagte, der Anordnung gemäß ausgeführt, den Galliern einen solchen Schreck ein daß sie die Schlacht verloren. Ein guter Feldherr muß also zweierlei thun; einmal durch dergleichen neue Erfindungen den Feind zu erschrecken suchen, zweitens darauf gefaßt sein, wenn sie der Feind gegen ihn anwendet, sie entdecken und vereiteln zu können, wie es der König von Indien bei der Semiramis machte, die beim Anblick der großen Menge Elephanten die der König hatte, um ihn zu erschrecken und ihm zu zeigen daß sie auch

eine Masse habe, eine Anzahl dergleichen aus Büffel- und Kuhhäuten formen ließ und auf Kameele gesetzt ihm entgegenschickte, da aber der König den Betrug durchschaute, ihren Plan nicht nur vereitelt, sondern zu ihrem Schaden ausschlagen sah. Als der Dictator Mamercus den Fidenaten gegenüberstand, trafen diese, um das römische Heer in Schrecken zu setzen, die Anordnung daß mitten in der Hitze des Gefechts eine Anzahl Soldaten mit Feuer auf den Lanzen aus Fidenä hervorbrechen solle, damit die Römer durch die Neuheit dieses Anblicks überrascht ihre Ordnung auflösen sollten. Es ist hierbei zu merken daß wenn solche Erfindungen mehr Wahrheit als Schein haben, man damit den Leuten wohl nahe kommen kann, da dann ihre Furchtbarkeit ihre Schwäche nicht so bald entdecken läßt. Haben sie aber mehr Schein als Wahrheit, so ist es gut sie entweder ganz zu unterlassen oder sie doch etwas in der Ferne zu halten, wie es Cajus Sulpicius bei seinen Maulthierknechten that, dergestalt daß sie nicht so leicht entdeckt werden können. Denn wenn sie bloßes Blendwerk sind, so verräth es sich bei der Annäherung bald und bringt dir Schaden statt Vortheil, wie die Elephanten der Semiramis und den Fidenaten das Feuer, welches zwar im Anfange das Heer etwas in Unordnung brachte, als aber der Dictator dazukam und ihnen zurief, ob sie sich denn nicht schämten vor dem Rauch zu fliehen wie die Bienen, und sie zu neuem Angriff mit den Worten ermunterte: Suis flammis delete Fidenas, quas vestris beneficiis placare non potuistis, sich als eine nutzlose Erfindung zeigte, bei der die Fidenaten die Schlacht verloren.

Funfzehntes Kapitel.

Daß Einer und nicht Viele an der Spitze eines Heeres stehen müssen und daß mehrere Befehlshaber schädlich sind.

Als sich die Fidenaten empört und die von den Römern nach Fidenä gesandte Colonie getödtet hatten, ernannten die Römer, um diesen Schimpf wieder auszulöschen, vier Tribunen mit consularischer Gewalt, von denen sie einen zur Bewachung Roms zurückließen und drei gegen die Fidenaten und die Vejenter schickten, die jedoch, weil sie gespalten und uneins unter sich waren, zwar nicht Schaden, aber doch Schande davontrugen, indem sie selbst die Ursache dieser Schande waren und die Verhütung des Schadens der Tapferkeit der Soldaten verdankten. Als die Römer diese Unordnung gewahrten, nahmen sie zur Wahl eines Dictators ihre Zuflucht, damit Einer das wieder in Ordnung brächte was drei in Verwirrung gebracht hatten. Daraus sieht man denn die Schädlichkeit vieler Befehlshaber bei einem Heere oder in einer Stadt die vertheidigt werden soll, und Titus Livius kann dies nicht klarer ausdrücken als durch die nachstehenden Worte: Tres tribuni potestate consulari documento fuere, quam plurium imperium bello inutile esset: tendendo ad sua quisque consilia, cum alii aliud videretur, aperuerunt ad occasionem locum hosti. Und obwohl dies Beispiel hinreichend ist die Unordnung die mehrere Heerführer im Kriege verursachen zu

beweisen, so will ich doch der größern Deutlichkeit wegen noch ein altes und ein neues dafür anführen. Nach der Wiedereinnahme Mailands durch König Ludwig XII. von Frankreich im Jahre 1500 schickte derselbe seine Truppen nach Pisa, um es den Florentinern wiederzuschaffen, die den Giovanbattista Ridolfi und Luca, Antonio's Sohn, von Albizzi als Commissare dahin sandten. Und da Giovanbattista ein Mann von Ruf und reiferen Jahren war, so überließ ihm Luca ganz und gar die Leitung von Allem, und wenn er seinen Ehrgeiz nicht durch Widerspruch gegen ihn äußerte, so äußerte er ihn durch Schweigen und durch derartige Vernachlässigung und Geringschätzung von Allem, daß er die Geschäfte im Lager weder durch Rath noch durch That förderte, als ob er ein Mann von gar keiner Bedeutung gewesen wäre. Als aber Giovanbattista eines gewissen Vorfalls wegen nach Florenz zurückkehren mußte, sah man ganz das Gegentheil davon, indem Luca, nun allein geblieben, zeigte wie viel er durch Muth, Eifer und Klugheit vermochte, Eigenschaften die so lange er in Gesellschaft war alle verloren gewesen waren. Ich will zur Bekräftigung dessen abermals die Worte des Titus Livius vorführen, wo er berichtet daß als Quintius und sein College Agrippa von den Römern gegen die Aequer geschickt wurden, Agrippa die Leitung des ganzen Krieges dem Quinctius übertragen wissen wollte, und hinzufügt: Saluberrimum in administratione magnarum rerum est, summam imperii apud unum esse. Es ist dies das Entgegengesetzte von dem Verfahren das unsre heutigen Republiken und Fürsten anwenden, die zu besserer Verwaltung immer mehr als Einen Commissar und mehr als Einen Befehlshaber an denselben Ort schicken, was eine unberechenbare Verwirrung hervorbringt. Und wenn man nach der Ursache der Niederlagen der italienischen und französischen Heere unserer Zeit sucht, so wird man finden daß die Hauptursache diese war. Ja man kann den sichern Schluß machen daß es besser ist Einen Mann von gewöhnlicher Klugheit zu einer Unternehmung abzusenden, als zwei ganz vorzügliche mit gleicher Gewalt nebeneinander.

Sechzehntes Kapitel.

Daß wahres Verdienst nur in schwierigen Zeiten aufgesucht wird, während in ruhigen nicht die verdienstvollen Männer, sondern die durch Reichthum und Verwandtschaft hervorragenden am meisten in Gunst stehen.

Es ist immer so gewesen und wird immer so sein, daß große und seltene Männer in einer Republik in Friedenszeiten vernachlässigt werden, weil es wegen des Neides, den der durch ihre Verdienste erworbene Ruhm nach sich gezogen, in solchen Zeiten viele Bürger giebt die ihnen nicht allein gleich, sondern sogar überlegen sein wollen. Es findet sich darüber eine gute Stelle bei dem griechischen Geschichtsschreiber Thucydides, wo er erzählt wie die athenische Republik, nachdem sie im peloponnesischen Kriege die Oberhand behalten und den Stolz der Spartaner gebrochen und sich ganz Griechenland so gut wie unterworfen hatte, zu solchem Ansehen emporstieg daß sie den Plan faßte Sicilien zu erobern. Es wurde über dieses Unternehmen in

Athen verhandelt. Alcibiades und einige andre Bürger riethen dazu, als Männer die wenig an das öffentliche Beste und nur auf ihre eigene Ehre dachten, indem sie an die Spitze dieser Unternehmung gestellt zu werden hofften. Nicias aber, der erste unter den angesehenen Männern Athens, war dagegen, und der Hauptgrund, den er in seiner Rede ans Volk anführte damit es ihm Glauben schenken solle, war der, daß sein Rath sich in diesen Krieg nicht einzulassen ein Rath sei der nicht seinem Vortheil entspreche; denn so lange Athen Frieden habe, wisse er daß es unzählige Bürger darin gebe die den Vorrang vor ihm haben wollten, würde aber Krieg, so sei er überzeugt daß kein Bürger ihm überlegen oder auch nur gleich sein werde. Man sieht also daß in den Republiken diese Unart herrscht, auf würdige Männer in ruhigen Zeiten wenig zu achten. Es muß sie das in zweierlei Hinsicht verdrießen, einmal weil sie sich nicht an der ihnen gebührenden Stelle sehen, zweitens weil sie neben und über sich Leute erblicken, die ohne Werth sind und weit hinter ihren Leistungen zurückstehen. Diese Unordnung hat viel Unheil in den Republiken angerichtet, da solche Bürger, die sich unverdienter Weise verachtet sehen und merken daß die bequemen und gefahrlosen Zeiten die Ursache davon sind, diese dadurch zu unterbrechen sich bemühen daß sie die Republik zu ihrem Schaden in neue Kriege verwickeln. Wenn ich nun bedenke welches wohl die Mittel dawider sein könnten, so finde ich deren zwei; einmal, die Bürger in Armuth zu erhalten, damit sie durch ihren Reichthum ohne Tugend weder sich noch andre verderben können, zweitens, sich so auf den Krieg einzurichten, daß man immer Krieg führen kann und immer berühmter Bürger bedarf, wie Rom in seinen frühesten Zeiten that. Denn weil es immer Heere auswärts stehen hatte, so war dort stets Raum für die Tüchtigkeit der Bürger, und konnte keinem sein verdienter Rang entzogen und einem der ihn nicht verdiente gegeben werden, da wenn es doch aus Versehen oder zum Versuch einmal geschah, daraus gleich so viel Unordnung und Gefahr für die Stadt entsprang, daß man schnell wieder auf den richtigen Weg zurückkehrte. Andre Republiken dagegen, welche nicht so eingerichtet sind wie diese und nur Krieg führen wenn die Noth sie dazu zwingt, können sich eines solchen Uebelstandes nicht erwehren, werden vielmehr beständig darein gerathen und es wird jedesmal Unordnung daraus entstehen, wenn ein solcher hintangesetzter verdienstvoller Bürger rachsüchtig ist und einiges Ansehn und einigen Anhang in der Stadt hat. Und wenn gleich die Stadt Rom sich eine Zeit lang davor schützte, so glaubte doch auch sie, nachdem sie, wie anderwärts erwähnt, Karthago und den Antiochus überwunden und nun keinen Krieg mehr zu fürchten hatte, ihre Heere Jedem der sie wollte anvertrauen zu dürfen, so daß sie nun weniger die Tüchtigkeit als andre Eigenschaften berücksichtigte die ihn beim Volke beliebt machten. Denn man sieht wie sich Paulus Aemilius mehrmals vergebens um das Consulat bewarb und nicht eher Consul wurde als bis der macedonische Krieg ausbrach, der ihm, weil er gefährlich zu werden schien, von der ganzen Stadt einstimmig übertragen wurde. Nachdem unsre Stadt Florenz nach 1494 in viele Kriege verwickelt worden und die florentinischen Bürger alle schlecht Probe bestanden, verfiel die Stadt glücklicherweise auf einen welcher zeigte wie man Heere führen müsse, das war Antonio Giacomini; und so lange man gefährliche Kriege zu führen hatte, ruhte aller Ehrgeiz der übrigen Bürger und trat kein Mitbewerber bei der Wahl des Commissars und Heerführers auf; als aber ein Krieg kam, bei dem Nichts zu fürchten und viel

Ehre und Ansehn zu erwerben war, fanden sich so viel Mitbewerber, daß als man drei Commissare für die Belagerung Pisa's zu wählen hatte, Jener zurückgesetzt wurde. Und obwohl man den Nachtheil welcher dem Staate daraus erwuchs daß man den Antonio nicht hingeschickt hatte nicht offenbar sah, so konnte man sich gleichwohl leicht eine Vorstellung davon machen, da die von Vertheidigungs- und Lebensmitteln entblößten Pisaner, wenn Antonio da gewesen wäre, so in die Enge getrieben worden sein würden, daß sie sich auf Gnade und Ungnade den Florentinern hätten ergeben müssen. Da sie aber von Feldherrn belagert wurden die sie weder einzuschließen noch mit Gewalt zu nehmen verstanden, zog sich die Sache so in die Länge, daß die Stadt Florenz sie erkaufen mußte, während sie sie hätte durch Gewalt bekommen können. Ein solches Verfahren mußte für Antonio sehr kränkend sein und es bedurfte seiner großen Geduld und Güte, wenn er sich nicht entweder durch den Untergang der Stadt, sobald er es konnte, oder durch Beschimpfung eines einzelnen Bürgers rächen sollte. Und davor muß sich eine Republik hüten, wie wir im folgenden Kapitel erörtern werden.

Siebzehntes Kapitel.

Daß man nicht Einen beleidigen und dann demselben Manne die Ausführung und Leitung einer wichtigen Angelegenheit übertragen muß.

Eine Republik muß sorgfältig darauf achten Keinen mit der Ausführung eines wichtigen Geschäfts zu beauftragen, dem von Andern irgend eine auffallende Beleidigung zugefügt worden ist. Claudius Nero, welcher das Heer mit dem er dem Hannibal gegenüberstand verließ und mit einem Theile desselben in die Mark zum andern Consul zog, um dem Hasdrubal vor dessen Vereinigung mit Hannibal eine Schlacht zu liefern, hatte früher einmal in Spanien gegen Hasdrubal gestanden und nachdem er ihn mit seinem Heere in einer Gegend eingeschlossen wo Hasdrubal sich entweder unter ungünstigen Umständen schlagen oder Hungers sterben mußte, sich vom Hasdrubal so lange listiger Weise mit Vergleichsverhandlungen hinhalten lassen, bis er ihm entwischte und ihn um die gute Gelegenheit brachte ihn aufzureiben. Als dies in Rom bekannt wurde, zog es ihm große Vorwürfe vom Senate und vom Volke zu, und in der ganzen Stadt wurde sehr unehrerbietig von ihm gesprochen und ihm viel Schande und Aergerniß dadurch bereitet. Nachdem er nun Consul geworden und gegen den Hannibal geschickt worden war, faßte er den obenerwähnten höchst gefährlichen Entschluß, so daß Rom in großer Angst und Unruhe schwebte, bis die Nachricht von Hasdrubals Niederlage einlief. Und als man den Claudius nachher fragte, aus welcher Veranlassung er einen so gefährlichen Schritt gethan habe, durch den er ohne zwingende Nothwendigkeit gradezu Roms Freiheit aufs Spiel gesetzt, erwiederte er, er habe ihn gethan, weil er gewußt habe daß wenn er ihm glückte, er den in Spanien verlornen Ruhm wiedergewinnen, wenn er ihm fehlschlug und sein Unternehmen ein schlimmes Ende nahm, er sich an der Stadt und den Bürgern rächen würde die ihn so undankbarer und unverständiger Weise beleidigt

die tribunicische Gewalt trotzig und dem Adel und ganz Rom furchtbar geworden war, würde irgend ein der Freiheit Roms schädlicher Uebelstand daraus entsprungen sein, wenn Appius Claudius nicht die Art und Weise gezeigt hätte, wie man sich gegen den Uebermuth der Tribunen zu schützen habe; und diese bestand darin daß man sich unter ihnen immer Einen suchte, der furchtsam und bestechlich genug oder ein solcher Freund des allgemeinen Besten war daß er sich bestimmen ließ der Meinung der Uebrigen, die einen Beschluß gegen den Willen des Senats durchsetzen wollten, entgegenzutreten; ein Mittel das diese bedeutende Gewalt ungemein mäßigte und lange Zeit hindurch Rom von Nutzen war. Diese Thatsache hat mich auf die Betrachtung geführt, daß sobald viele Mächte gegen Einen vereinigt sind, wenn sie auch alle zusammen diesen an Stärke weit übertreffen, man nichtsdestoweniger immer mehr Hoffnung auf den Einen, selbst weniger Tapfern, setzen muß als auf die Vielen, wenn sie auch noch so streitbar sind. Denn abgesehen von all den Umständen deren sich ein Einzelner besser bedienen kann als Mehrere, und deren es unzählige giebt, wird die Sache doch immer so stehen daß er mit etwas Geschicklichkeit die Vielen wird entzweien und den Körper der stark war schwach machen können. Ich will hierfür keine alten Beispiele anführen, denn das würden zu viele sein, sonden mich mit den neueren begnügen, die in unsern Zeiten sich zugetragen haben. Im Jahre 1484 verband sich ganz Italien gegen die Venetianer, und als sie schon völlig verloren waren und sich mit keinem Heere mehr im Felde halten konnten, bestachen sie Herrn Ludovico, der Mailand regierte, und schlossen vermittelst dieser Bestechung einen Vergleich, in welchem sie nicht allein ihre verlorenen Städte zurückerhielten, sondern noch einen Theil des Staates Ferrara an sich rissen. Und so behielten die welche im Kriege unterlegen waren im Frieden die Oberhand. Vor wenigen Jahren verschwor sich die ganze Welt wider Frankreich; allein ehe man noch das Ende des Krieges sah, fiel Spanien von den Verbündeten ab und schloß einen Vergleich für sich, dergestalt daß die andern Verbündeten genöthigt waren sich bald darauf ebenfalls zu vergleichen. Und so kann man, wenn man Viele Einen mit Krieg überziehen sieht, stets mit Sicherheit erwarten daß dieser Eine die Oberhand behalten wird, wenn er nur so stark ist, daß er dem ersten Angriff Widerstand leisten und durch Hinhalten Zeit gewinnen kann; denn wenn das nicht wäre, würde er freilich tausend Gefahren entgegengehen, wie es im Jahre 8 bei den Venetianern der Fall war, die wenn sie das französische Heer hätten hinhalten und Zeit dazu haben können einige von den gegen sie Verbündeten für sich zu gewinnen, ihrem Sturze entgangen sein würden; da sie aber kein tapferes Heer besaßen, um den Feind aufzuhalten, und darum nicht Zeit gewannen Einen von ihnen zu trennen, gingen sie zu Grunde. Denn man sieht daß der Papst, so wie er das Seinige wieder hatte, ihr Freund wurde, und ebenso Spanien, und gern hätte jeder dieser beiden Fürsten ihnen den lombardischen Staat Frankreich gegenüber gerettet, um dieses nicht in Italien so groß werden zu lassen, wenn sie es im Stande gewesen wären. So konnten die Venetianer einen Theil hingeben, um das Uebrige zu retten, und wenn sie dies bei Zeiten, wo es nicht als Nothwendigkeit erschienen wäre, und vor den eigentlichen Kriegsbewegungen gethan hätten, so war dies die weiseste Maßregel; während der Kriegsbewegungen aber war es tadelnswerth und vielleicht auch von geringem Nutzen. Allein vor diesen Bewegungen konnten nur wenige Bürger in Venedig die Gefahr vorhersehen, sehr

wenige das Gegenmittel erkennen und keiner dazu rathen. Um aber wieder zu dem Anfange dieser Erörterung zurückzukehren, ziehe ich den Schluß, daß so wie der römische Senat zum Heile des Vaterlandes gegen den Ehrgeiz der Tribunen ein Mittel darin fand daß es viele waren, ebenso auch jeder Fürst der von Vielen angegriffen wird ein Mittel dawider finden wird, wofern er mit Klugheit geeignete Maßregeln zu ihrer Entzweiung zu treffen versteht.

Zwölftes Kapitel.

Daß ein kluger Feldherr seine Soldaten auf alle Weise in die Nothwendigkeit zu kämpfen versetzen, dem Feinde aber dieselbe benehmen muß.

Wir haben bei andern Gelegenheiten auseinandergesetzt wie nützlich für die menschlichen Handlungen die Nothwendigkeit ist und zu welchem Ruhme sie diese schon geführt hat, und daß von einigen Moralphilosophen gesagt worden ist, die Hände und die Zunge des Menschen, die beiden vornehmsten Werkzeuge zu seiner Verherrlichung, würden ihre Dienste nicht vollkommen gethan noch die Werke der Menschen zu der Höhe geführt haben zu der man sie geführt sieht, wenn sie nicht von der Nothwendigkeit getrieben worden wären. Da nun die Heerführer der Alten die Kraft dieser Nothwendigkeit erkannten und wußten welche Hartnäckigkeit zum Kampfe durch dieselbe den Gemüthern der Soldaten eingeflößt wird, so wandten sie Alles an um die Soldaten in eine solche Nothwendigkeit zu versetzen; von der andern Seite aber bemühten sie sich auf jede Weise den Feind davon zu befreien, und öffneten deshalb dem Feinde oft einen Weg den sie ihm hätten verschließen können, und verschlossen ihren eigenen Soldaten einen Ausweg den sie ihnen offen halten konnten. Wer also haben will daß eine Stadt sich hartnäckig vertheidigen oder daß ein Heer im Felde mit Standhaftigkeit kämpfen soll, der muß vor allen Dingen in die Gemüther der Kämpfenden eine solche Nothwendigkeit zu bringen sich bemühen. Daher muß auch ein kluger Feldherr, der zur Eroberung einer Stadt schreiten will, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit ihrer Eroberung nach der Erkenntniß und Erwägung der Nothwendigkeit abmessen die ihre Bewohner sich zu vertheidigen zwingt, und wenn er die Nothwendigkeit die sie dazu zwingt sehr dringend findet, mag er die Eroberung für schwer, andernfalls für leicht halten. Daher kommt es daß Städte nach einer Empörung schwerer zu erobern sind als bei ihrer ersten Einnahme; denn da sie beim ersten Male keine Ursache hatten Strafe zu fürchten, weil sie Niemanden beleidigt hatten, ergaben sie sich leicht, weil sie aber dann durch ihre Empörung Jemanden beleidigt zu haben glauben und sich darum vor der Strafe fürchten, wird ihre Eroberung schwierig. Dergleichen Hartnäckigkeit entsteht auch aus dem natürlichen Haß den benachbarte Fürsten und Republiken gegen einander hegen, dieser Haß aber entspringt aus dem Ehrgeiz zu herrschen und der Eifersucht auf ihre Herrschaft, zumal wenn es, wie in Toscana, Republiken sind; und dieser Wettstreit und dieses Widerstreben hat immer dem Einen die Eroberung des Andern schwer

kam von nichts Anderm als daher daß sie zuerst erfahren hatten daß der Feind abziehe; wäre diese Nachricht zuerst nach der andern Seite gelangt, so hätte sie dieselbe Wirkung zum Schaden der Unsrigen gehabt.

Neunzehntes Kapitel.

Ob zur Leitung der Menge Milde nöthiger ist als Strafe.

Die römische Republik war durch die Feindseligkeiten zwischen den Adligen und den Plebejern in großer Bewegung, dennoch ließ man, als ein Krieg gegen sie ausbrach, die Heere unter Quinctius und Appius Claudius marschiren. Dem Appius, der grausam und roh im Befehlen war, wurde von den Seinigen so schlecht gehorcht daß er beinah geschlagen aus seiner Provinz floh. Quinctius, der gütigen und menschlichen Herzens war, hatte gehorsame Soldaten und trug den Sieg davon. Danach scheint es als ob zur Lenkung einer Menge Menschlichkeit besser als Uebermuth, Güte besser als Grausamkeit sei. Gleichwohl stellt Cornelius Tacitus, dem viele andre Schriftsteller beipflichten, die entgegengesetzte Ansicht auf, wenn er den Ausspruch thut: In multitudine regenda plus poena quam obsequium valet. Wenn ich nun erwäge wie sich jede von diesen beiden Meinungen möge vertheidigen lassen, sage ich: Du hast entweder Leute zu regieren die für gewöhnlich deines Gleichen, oder solche die dir immer untergeben sind. Sind sie deines Gleichen, so kannst du dich nicht ausschließlich der Strafe bedienen und jener Strenge von der Tacitus spricht; und da das niedere Volk in Rom gleichen Antheil an der Regierung mit dem Adel hatte, so konnte ein Mann der auf eine gewisse Zeit sein Befehlshaber wurde es nicht mit Härte und Rohheit behandeln. Auch sieht man vielfach daß diejenigen römischen Feldherrn welche sich die Liebe ihrer Heere erwarben und sie mit Milde behandelten bessere Erfolge erzielten als die welche sich ungewöhnlich furchtbar machten, wenn sie nicht etwa damit eine ausnehmende Tapferkeit verbanden, wie Manlius Torquatus. Wer dagegen Unterthanen befiehlt, von denen Cornelius Tacitus spricht, der muß, wenn sie nicht übermüthig werden und dich wegen deiner zu großen Nachgiebigkeit mit Füßen treten sollen, sich mehr an die Strafe als an Nachsicht halten. Jedoch muß auch bei dieser so weit Maß gehalten werden daß der Haß vermieden wird, weil sich verhaßt zu machen keinem Fürsten jemals gut ausschlägt. Das Mittel ihn zu vermeiden besteht darin daß er das Eigenthum der Unterthanen nicht antastet; denn Verlangen nach ihrem Blute, wenn nicht etwa Raubsucht darunter verborgen ist, hat kein Fürst ohne Noth, und diese Noth kommt selten; mischt sich indessen Raubsucht mit ein, dann kommt sie oft, und es fehlt dann nie an Veranlassungen und an der Begierde Blut zu vergießen, wie ich in einer andern Abhandlung über diesen Gegenstand ausführlich erörtert habe. Quinctius verdiente also mehr Lob als Appius, und die Ansicht des Tacitus verdient Billigung innerhalb ihrer Grenzen, nicht aber in Fällen wie der des Appius war. Und da wir von

Strafen und von Milde gesprochen haben, scheint es mir nicht überflüssig
zeigen wie ein Beweis von Menschlichkeit bei den Faliskern mehr aus-
chtete als Waffengewalt.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Beweis von Menschlichkeit vermochte über die Falisker mehr als alle römische Macht.

Als Camillus mit seinem Heere die Stadt der Falisker umringt hatte
nd sie belagerte, ging ein Lehrmeister der vornehmsten Kinder der Stadt,
dem Glauben sich damit bei Camillus und dem römischen Volke in Gunst
setzen, mit diesen unter dem Vorwande eines Spazierganges aus der
Stadt hinaus und führte sie alle in das Lager vor Camillus und sagte,
dem er sie ihm vorstellte, vermittelst dieser werde er die Stadt in seine
Hände bekommen. Camillus jedoch schlug dieses Geschenk nicht allein aus,
ndern ließ den Schulmeister entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken
nden und ihn so, nachdem er jedem der Kinder eine Ruthe in die Hand
geben, von diesen unter vielen Schlägen in die Stadt zurückgeleiten. Als
e Bürger diesen Vorfall erfuhren, gefiel ihnen die Menschlichkeit und Recht-
haffenheit des Camillus so sehr, daß sie ohne sich weiter vertheidigen zu
ollen die Stadt ihm zu übergeben beschlossen. Aus diesem wahren Beispiel
zu ersehen wie viel mehr manchmal eine leutselige und menschenfreund-
che Handlung über die Gemüther der Menschen vermag, als eine wilde
nd gewaltsame That, und wie oft Länder und Städte, zu denen Waffen,
riegsmaschinen und jede andre menschliche Gewalt keinen Eingang hat
öffnen können, ein Beweis von Menschlichkeit und Güte, Enthaltsamkeit
er Großmuth geöffnet hat. Die Geschichte liefert hiervon außer diesem
och viele andre Beispiele. So sieht man wie die römischen Waffen den
yrrhus nicht aus Italien zu vertreiben vermochten und wie ihn die Groß-
uth des Fabricius vertrieb, als er ihm das Anerbieten offenbarte welches
ner Vertraute desselben den Römern gemacht, ihn zu vergiften. So sieht
an wie dem Scipio Africanus die Eroberung Neu-Karthago's in Spanien
cht so viel Ruhm verlieh wie jener Beweis von Enthaltsamkeit, als er
s junge und schöne Weib unberührt ihrem Manne zurückgab, eine Handlung
ren Ruf ihm ganz Spanien zum Freunde machte. Man sieht auch wie
hr diese Eigenschaft von den Völkern an großen Männern gewünscht
nd wie sehr sie sowohl von den Schriftstellern welche das Leben der
ürsten beschreiben als von denen welche Regeln für ihr Leben aufstellen
priesen wird. Unter diesen bemüht sich namentlich Xenophon zu beweisen
ie große Ehre, wie viele Siege, welchen vortheilhaften Ruf es dem Cyrus
nbrachte, daß er leutselig und freundlich war und nie einen Beweis
n Hochmuth oder Grausamkeit oder Ueppigkeit oder irgend einem andern
aster gab, welches das Leben der Menschen befleckt. Da wir jedoch den

Hannibal bei ganz entgegengesetztem Verhalten großen Ruhm und große Siege haben erringen sehen, so will ich im folgenden Kapitel erörtern woher dies kam.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Woher es kam daß Hannibal bei einer von Scipio ganz verschiedenen Handlungsweise in Italien dieselben Erfolge hatte wie jener in Spanien.

Es könnten sich, glaube ich, Einige wundern, wenn sie manchen Feldherrn trotzdem daß er einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen doch die gleichen Erfolge mit denen welche auf die oben beschriebene Weise verfuhren haben erreichen sehen. So daß die Ursache der Siege gar nicht in den vorgenannten Dingen zu liegen, vielmehr jenes Verhalten weder deine Kraft noch dein Glück zu vermehren scheint, da man bei ganz entgegengesetztem Verhalten Ruhm und Ansehen erwerben kann. Um nun bei den oben genannten Männern stehen zu bleiben und meine Ansicht besser ins Klare zu setzen, sage ich, daß man den Scipio nach Spanien kommen und durch seine Menschenfreundlichkeit und Milde sofort die Freundschaft des Landes gewinnen und ihn von den Völkern bewundert und angebetet sieht; daß man dagegen den Hannibal in Italien eindringen und durch ein ganz entgegengesetztes Betragen, nämlich durch Gewaltthätigkeit, Grausamkeit, Raubsucht und Treulosigkeit aller Art dasselbe erreichen sieht was Scipio in Spanien erreichte, indem für Hannibal alle Städte Italiens sich erhoben, alle Völker ihm anhingen. Und wenn ich bedenke woher dies wohl kommen könne, finde ich dafür mehrere Gründe. Der erste besteht darin daß die Menschen nach Neuem begierig sind, und zwar so sehr daß die welche sich gut stehen meistens eben so nach etwas Neuem verlangen wie die welchen es schlecht geht, weil, wie anderwärts gesagt worden und ganz richtig ist, die Menschen des Guten überdrüssig werden und über das Schlimme sich betrüben. Dieses Verlangen öffnet also Jedem die Thore, welcher sich in einem Lande an die Spitze einer Neuerung stellt, und ist es ein Fremder, so laufen sie ihm zu, ist es ein Einheimischer, so umgeben, fördern, begünstigen sie ihn, so daß er in solchen Ländern immer große Fortschritte machen wird, er mag auftreten wie er will. Außerdem werden die Menschen von zwei Haupttrieben geleitet, von Liebe oder Furcht, und daher beherrscht sie ebensowohl der welcher ihre Liebe gewinnt als der welcher sich furchtbar macht; ja meistentheils folgt und gehorcht man dem der sich furchtbar macht mehr als dem der Liebe erweckt. Deshalb kommt es bei einem Feldherrn wenig darauf an, welchen von diesen beiden Wegen er einschlägt, wenn er nur ein tapferer Mann ist und diese Tapferkeit ihm Achtung bei den Menschen verschafft. Denn wenn diese Eigenschaft in hohem Maße vorhanden ist, wie es bei Hannibal und bei Scipio der Fall war, so löscht sie alle Fehler aus die man dadurch daß man zu viel Liebe oder Furcht erweckt begehen kann. Es können nämlich aus der einen wie aus der andern dieser Verhaltungsweisen schwere Nachtheile entstehen, und solche die geeignet sind einen Fürsten zu Grunde zu richten.

Denn wer sich zu sehr beliebt zu machen sucht, wird bei der geringsten Abweichung von dem richtigen Wege verächtlich, und der Andre, der zu sehr gefürchtet zu werden strebt, macht sich bei der geringsten Ueberschreitung des Maßes verhaßt. Genau die Mittelstraße zu halten ist man aber nicht im Stande, weil dies unsre Natur nicht erlaubt; darum muß man das Uebermaß in beiden Stücken durch eine ausnehmende Tapferkeit wieder gut zu machen suchen, wie Hannibal und Scipio thaten. Demunerachtet sieht man daß Einem wie dem Andern ihre Handlungsweise auch ebenso nachtheilig gewesen ist, wie sie dadurch emporgehoben worden sind. Von dem Emporsteigen Beider ist die Rede gewesen. Der Nachtheil der den Scipio traf war der, daß sich seine Soldaten in Spanien in Gemeinschaft mit einem Theile seiner Freunde gegen ihn empörten, was blos daher kam daß sie keine Furcht vor ihm hatten; denn die Menschen sind so unruhig daß sie bei der geringsten Aussicht die sich ihrem Ehrgeize eröffnet sofort alle Liebe vergessen die sie einem Fürsten seiner Güte wegen zugewandt haben, wie es bei den genannten Soldaten und Freunden der Fall war. Und so sah sich Scipio, um diesem Uebel zu steuern genöthigt einen Theil jener Grausamkeit anzuwenden die er immer geflohen hatte. Was Hannibal betrifft, so hat man kein besondres Beispiel dafür daß ihm seine Grausamkeit und Treulosigkeit geschadet hätte. Indessen kann man wohl annehmen daß nur aus Furcht vor derselben Neapel und viele andre Städte dem römischen Volke treu blieben. Wenigstens sieht man soviel, daß seine ruchlose Handlungsweise ihn dem römischen Volke verhaßter machte als je ein andrer Feind der Republik ihm gewesen war, so daß während sie dem Pyrrhus, als er mit seinem Heere in Italien stand, denjenigen anzeigten der ihn vergiften wollte, sie selbst dem entwaffneten und verjagten Hannibal noch nicht verziehen, bis sie ihn in den Tod getrieben hatten. Diese Uebel erwuchsen also dem Hannibal daraus daß er für ruchlos, treubrüchig und grausam galt, aber es entsprang daraus auch wieder ein sehr großer und von allen Schriftstellern bewunderter Vortheil für ihn, daß nämlich in seinem Heere, das doch aus mannigfachen Völkerschaften zusammengesetzt war, niemals irgend ein Zwiespalt, weder unter einander noch ihm gegenüber, entstand. Dies konnte nur von dem Schrecken herrühren der von seiner Person ausging, und der so groß war daß er in Verbindung mit der Achtung die ihm seine Tapferkeit verschaffte die Soldaten in Ruhe und Einigkeit erhielt. Ich ziehe also den Schluß daß es nicht sehr auf die Art ankommt in welcher ein Feldherr auftritt, wenn er nur eine tüchtige Tapferkeit besitzt, um die eine wie die andre Art des Auftretens dadurch empfehlend zu machen. Denn wie gesagt, sind Mängel und Gefahren bei beiden, wenn ihnen nicht durch eine außerordentliche Tapferkeit zu Hülfe gekommen wird. Und wenn Hannibal und Scipio, der eine durch löbliche, der andre durch abscheuliche Thaten, denselben Erfolg erzielten, so kann ich nicht unterlassen auch noch von zwei römischen Bürgern zu reden, die auf verschiedene, aber beides löbliche Weisen denselben Ruhm erwarben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Daß die Härte des Manlius Torquatus und die Milde des Valerius Corvinus Beiden den gleichen Ruhm erwarben.

In Rom waren zu ein und derselben Zeit zwei ausgezeichnete Feldherrn, Manlius Torquatus und Valerius Corvinus, die gleich an Verdiensten, gleich an Triumphen und Ruhm in Rom lebten und was den Feind betrifft durch gleiche Tapferkeit diesen Ruhm erworben hatten, hinsichtlich der Heere und der Behandlung der Soldaten aber auf ganz verschiedene Weise verfuhren, indem Manlius mit jeder Art von Strenge, ohne seinen Soldaten irgend eine Beschwerde oder Strafe zu erlassen, ihnen befahl, Valerius dagegen ihnen stets mit Herablassung und Leutseligkeit und voll vertraulicher Freundlichkeit begegnete. Denn man sieht wie der Eine, um sich bei den Soldaten Gehorsam zu verschaffen, seinen Sohn tödtete, und der Andre niemals Jemandem Etwas zu Leide that. Trotz dieser Verschiedenheit des Verfahrens aber hatten Beide sowohl den Feinden gegenüber als in der Sorge für die Republik und sich selbst den gleichen Erfolg. Denn kein Soldat verweigerte jemals den Kampf oder lehnte sich gegen sie auf oder wich in irgend einem Punkte von ihrem Willen ab, obschon die Befehle des Manlius so hart waren daß man alle andern Befehle die das Maß überschritten Manliana imperia nannte. Hierbei ist nun zuerst zu erwägen wie es zuging daß Manlius sich so rauh aufzutreten genöthigt sah, zweitens woher es kam daß Valerius so mild verfahren konnte, sodann aus welcher Ursache diese verschiedenen Handlungsweisen denselben Erfolg erzielten, und endlich welche von ihnen die ersprießlichere und nachahmungswerthere ist. Wenn Jemand den Charakter des Manlius zu der Zeit wo Titus Livius zuerst seiner Erwähnung thut genau betrachtet, so wird er einen sehr muthigen Mann, voll Liebe zu Vater und Vaterland, voll Ehrfurcht gegen seine Vorgesetzten, in ihm finden. Man erkennt dies aus der Tödtung jenes Galliers, aus der Vertheidigung seines Vaters gegen den Tribunen und daraus daß er, ehe er zum Kampfe mit dem Gallier schritt, mit den Worten vor den Consul trat: Injussu tuo adversus hostem nunquam pugnabo, non si certam victoriam videam. Wenn nun ein Mann solcher Art zu einer Befehlshaberstelle gelangt, so will er lauter Menschen finden die ihm gleichen, sein starker Geist veranlaßt ihn also schwere Thaten zu befehlen, und eben derselbe verlangt daß sie, wenn einmal befohlen, auch geschehen; denn es ist eine sehr wahre Regel, daß wenn man harte Dinge befiehlt, man auch mit Härte auf die Ausführung dringen muß, widrigenfalls man sich getäuscht sehen wird. Und es ist hierbei zu bemerken daß man, wenn man Gehorsam finden will, zu befehlen verstehen muß und daß diejenigen zu befehlen verstehen welche ihre Eigenschaften mit den Eigenschaften dessen der gehorchen soll vergleichen und wenn sie zwischen diesen ein Verhältniß finden, befehlen, wenn aber ein Mißverhältniß, davon abstehen. Und darum sagte ein kluger Mann, um einen Staat mit Gewalt zu behaupten müsse ein Verhältniß zwischen dem zwingenden und dem gezwungenen Theile obwalten; und sobald dieses Verhältniß vorhanden sei, könne man dieser Gewalt Dauer versprechen,

sei aber der Unterdrückte stärker als der Unterdrücker, so könne man täglich das Ende dieser Gewaltherrschaft erwarten. Um jedoch zu unserer Auseinandersetzung zurückzukehren, sage ich daß man, um schwere Thaten zu befehlen selbst stark sein muß, und daß wer diese Stärke besitzt und solche Dinge befiehlt, nicht mit Sanftmuth ihre Ausführung bewirken kann. Wem dagegen diese Stärke des Geistes fehlt, der muß sich vor außerordentlichen Befehlen hüten und kann bei den gewöhnlichen seine Milde brauchen, da gewöhnliche Strafen nicht auf Rechnung des Befehlshabers, sondern der Gesetze und Einrichtungen geschrieben werden. Man muß also annehmen daß Manlius zu einem so rauhen Verfahren durch die außerordentlichen Befehle gezwungen wurde zu denen seine Natur hinneigte, Befehle welche in einer Republik nützlich sind, weil sie ihre Einrichtungen auf ihren Ursprung und auf ihre alte Tüchtigkeit zurückführen. Und wenn eine Republik so glücklich wäre oft, wie wir oben sagten, Jemanden zu haben der durch sein Beispiel ihre Gesetze erneuerte und sie nicht allein davon abhielte ihrem Untergange zuzueilen, sondern sie vielmehr rückwärts zöge, so würde sie ewig dauern. Und so war Manlius einer von denen die durch die Härte ihrer Befehle die Kriegszucht in Rom erhielten, indem ihn dazu zuerst seine Natur zwang und dann der Wunsch das ausgeführt zu sehen was ihn seine natürliche Neigung anzuordnen veranlaßt hatte. Auf der andern Seite konnte Valerius mit Milde verfahren, da er ein Mann war der sich damit begnügte daß die bei den römischen Heeren gewöhnlich beobachteten Dinge ferner beobachtet wurden. Da nun dieses Gewöhnliche gut war, so reichte es hin ihm Ehre zu machen, war auch nicht schwer zu beobachten und nöthigte den Valerius nicht die Uebertreter zu bestrafen, sowohl weil es keine gab als auch weil, wenn es welche gegeben hätte, sie die Bestrafung, wie gesagt, den Einrichtungen, nicht aber der Grausamkeit des Befehlshabers zugeschrieben hätten. So daß Valerius jederzeit Milde in Anwendung bringen konnte, wodurch er sich die Zuneigung der Soldaten und ihre Zufriedenheit zu erwerben vermochte. Daher kam es daß Beide, da sie denselben Gehorsam fanden, bei verschiedener Handlungsweise denselben Erfolg erzielen konnten. Wer ihnen aber nachahmen will, kann sich leicht die Uebel der Verachtung und des Hasses zuziehen, wie ich oben von Hannibal und Scipio sagte, welchen du nur durch eine ausnehmende Tapferkeit die in dir ist und durch nichts Andres entgehst. Es bleibt jetzt noch zu untersuchen welche von diesen beiden Handlungsweisen die löblichere ist, eine Sache die mir streitig scheint, da die Schriftsteller die eine wie die andre rühmen. Gleichwohl schlagen sich die welche davon handeln wie ein Fürst sich benehmen müsse mehr auf die Seite des Valerius als auf die des Manlius, und Xenophon, den ich vorhin angeführt, tritt dadurch daß er viele Beispiele von der Leutseligkeit des Cyrus giebt entschieden dem bei was Titus Livius von Valerius sagt. Als dieser nämlich Consul wider die Samniter geworden war und der Tag der Schlacht herankam, redete er seine Soldaten mit derselben Leutseligkeit an mit der er sich sonst benahm, und nach dieser Rede sagt Titus Livius Folgendes: Non alias mihi familiarior dux fuit, inter infimos militum omnia haud gravate munia obeundo. In ludo praeterea militari, quum velocitatis viriumque inter se aequales certamia ineunt, comiter facilis vincere ac vinci, vultu eodem, nec quemquam aspernari parem qui se offerret, factis benignus pro re, dictis haud minus libertatis alienae, quam suae dignitatis memor; et quo nihil popularius est, quibus

artibus petierat magistratus iisdem gerebat. Von Manlius spricht Titus Livius gleichfalls ehrenvoll, indem er zeigt wie die Strenge die er durch den Tod seines Sohnes bewies dem Heere einen solchen Gehorsam gegen den Consul beigebracht, daß dadurch der Sieg des römischen Volks über die Latiner herbeigeführt wurde; ja er geht in seinem Lobe so weit daß er nach diesem Siege, nachdem er den ganzen Verlauf des Kampfes beschrieben und alle Gefahren die das römische Volk dabei lief und die Schwierigkeiten die zu überwinden waren aufgezählt, damit schließt, nur die Tapferkeit des Manlius habe den Römern diesen Sieg verschafft. Und bei Vergleichung der Streitkräfte beider Heere versichert er, derjenige Theil würde gesiegt haben der den Manlius zum Anführer gehabt hätte. So daß wenn man Alles erwägt was die Schriftsteller über diesen Gegenstand sagen, es schwer sein dürfte darüber ein Urtheil zu fällen. Um jedoch diesen Punkt nicht unentschieden zu lassen, spreche ich meine Meinung dahin aus, daß bei einem Bürger der unter den Gesetzen einer Republik lebt das Verfahren des Manlius löblicher und ungefährlicher ist, weil dieses ganz zum Besten des Staates gereicht und in keiner Weise dem Ehrgeize eines Einzelnen dient; denn man kann sich auf diese Weise keine Anhänger erwerben, wenn man Jedem stets rauh begegnet und nur das allgemeine Wohl im Auge hat, weil wer dies thut sich keine persönlichen Freunde gewinnt, die wir, wie gesagt, Anhänger nennen. So daß es also nichts Nützlicheres und Achtungswertheres in einer Republik geben kann als eine solche Art zu verfahren, da der Vortheil des Staates darunter nicht leidet und kein Verdacht einer Privatgewalt dabei aufkommen kann. Mit der Handlungsweise des Valerius dagegen ist es umgekehrt; denn wenn sie auch für das Oeffentliche denselben Erfolg hat, so erheben sich doch dabei wegen der besondern Zuneigung die er sich bei den Soldaten erwirbt viele Bedenken, da bei längerem Oberbefehl schlimme Folgen für die Freiheit daraus entstehen können. Und wenn diese schlimmen Folgen sich bei Publicola nicht zeigten, so kam dies nur daher daß die Gemüther der Römer noch nicht verderbt waren und jener nicht lange und ununterbrochen beim Oberbefehl blieb. Haben wir aber einen Fürsten ins Auge zu fassen, wie es Xenophon thut, so werden wir ganz auf die Seite des Valerius treten und den Manlius aufgeben; denn ein Fürst muß bei seinen Soldaten und Unterthanen nach Gehorsam und Liebe streben. Gehorsam verschafft ihm die Beobachtung der Staatseinrichtungen und der Ruf der Tapferkeit; Liebe erwerben ihm Freundlichkeit, Leutseligkeit, Milde und die übrigen Eigenschaften welche Valerius besaß und Xenophon dem Cyrus beilegt. Denn daß man einem Fürsten persönlich wohl will und seine Soldaten an ihm hängen, verträgt sich mit allen übrigen Erfordernissen seiner Regierung; wenn aber ein Bürger ein Heer hat das an ihm hängt, so verträgt sich dies nicht mit seinen übrigen Beziehungen, welche verlangen daß er unter den Gesetzen lebe und den Behörden gehorche. Man liest unter den alten Geschichten der Republik Venedig, daß als einst die venetianischen Galeeren nach Venedig zurückkehrten und sich zwischen den Leuten von den Schiffen und dem Volke ein Streit entspann, in Folge dessen es zu Aufstand und Waffengebrauch kam, und sich die Sache weder durch die Macht der Gerichtsdiener, noch durch das Ansehen der Bürger, noch durch die Furcht vor den Behörden beilegen ließ, in dem Augenblicke wo sich den Seeleuten ein Edelmann, der das Jahr vorher ihr Befehlshaber gewesen war, zeigte, sie aus Liebe zu ihm abließen und den Kampf einstellten. Dieser Gehorsam

habe aber beim Senate so großen Verdacht erweckt, daß sich bald darauf die Venetianer entweder durch Gefangenschaft oder Tod seiner versicherten. Ich ziehe also den Schluß, daß das Verfahren des Valerius nützlich bei einem Fürsten und verderblich bei einem Bürger ist, und zwar nicht allein für das Vaterland, sondern auch für ihn selbst: für jenes, weil solche Dinge den Weg zur Tyrannenherrschaft bahnen, für ihn, weil bei einem Verdacht den die Stadt gegen seine Handlungsweise schöpft sie gezwungen ist zu seinem Schaden sich seiner zu versichern. Und so behaupte ich umgekehrt, daß das Verfahren des Manlius schädlich bei einem Fürsten und nützlich bei einem Bürger ist, besonders für das Vaterland, und daß es auch ihm selbst selten schadet, wenn nur der Haß den dir deine Strenge zuzieht nicht durch den Verdacht vermehrt wird, den deine übrigen Vorzüge durch das daraus hervorgehende große Ansehen erregen, wie unten an Camillus gezeigt werden wird.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Weshalb Camillus aus Rom vertrieben wurde.

Wir haben oben entschieden daß man bei dem Verfahren des Valerius dem Vaterlande und sich selbst schadet und bei dem Verfahren des Manlius dem Vaterlande nützt, aber bisweilen sich schadet. Dies zeigt sich sehr deutlich an dem Beispiele des Camillus, der in seiner Handlungsweise mehr dem Manlius als dem Valerius glich. Daher Titus Livius von ihm sagt: Ejus virtutem milites oderant et mirabantur. Was ihm Bewunderung verschaffte, war sein Eifer, seine Einsicht, seine Geistesgröße, die Ordnung die er in seinen Handlungen und seiner Heerführung zeigte; Haß zog ihm zu, daß er strenger im Bestrafen als freigebig im Belohnen war. Und zwar führt Titus Livius folgende Veranlassungen dieses Hasses an: erstens, daß er das aus den verkauften Gütern der Vejenter gelöste Geld dem Staatsschatze zuwandte und es nicht mit der Beute vertheilte; zweitens, daß er beim Triumpfe seinen Triumpfwagen von vier weißen Pferden ziehen ließ, worüber man sagte, er habe sich aus Hochmuth der Sonne gleichstellen wollen; drittens, daß er das Gelübde that dem Apollo den zehnten Theil der vejentischen Beute zu geben, die wenn das Gelübde erfüllt werden sollte, den Soldaten, die sie schon an sich genommen hatten, wieder aus den Händen gezogen werden mußte. Hieraus kann man denn leicht und deutlich erkennen, was für Dinge einen Fürsten bei dem Volke verhaßt machen; und das vornehmste darunter ist, ihm irgend etwas Nützliches zu entziehen. Dies ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, weil nutzbringende Dinge, wenn man deren beraubt wird, nicht vergessen werden und das geringste Bedürfniß dich wieder an sie erinnert, da aber das Bedürfniß jeden Tag eintritt, du dich auch jeden Tag an sie erinnerst. Das Zweite ist, hochmüthig und aufgeblasen zu erscheinen, das Verhaßteste was es für die Völker, und besonders für freie, geben kann, und wenn aus diesem Hochmuth und Prunk auch

kein Nachtheil für sie erwächst, so hassen sie doch den der ihn zeigt. Davor aber muß sich ein Fürst hüten wie vor einer Klippe; denn Haß auf sich zu laden ohne Gewinn davon zu haben, ist ein ganz leichtsinniges und unkluges Beginnen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Verlängerungen des Oberbefehls brachten Rom in Knechtschaft.

Wenn man den Verlauf der römischen Republik aufmerksam betrachtet, so wird man sehen daß zwei Dinge an dem Untergange dieses Freistaates Schuld gewesen; das eine waren die Streitigkeiten die aus dem Ackergesetz entsprangen, das andre die Verlängerungen des Oberfehls; hätte man diese Dinge von Anfang an richtig erkannt und geeignete Mittel dagegen ergriffen, so würde das freie Staatsleben längere Dauer gehabt haben und vielleicht ruhiger verlaufen sein. Und ob man gleich, was die Verlängerung des Oberbefehls betrifft, nicht sieht daß daraus jemals Unruhen in Rom entstanden seien, so zeigt doch die Folge wie schädlich der Stadt das Ansehn wurde welches die Bürger durch solche Maßregeln gewannen. Wenn freilich die andern Bürger denen man ihre Amtsdauer verlängerte so weise und rechtschaffen gewesen wären wie L. Quinctius war, so würde man nicht in diesen Mißstand gerathen sein. Die Rechtschaffenheit dieses Mannes ist ein bemerkenswerthes Beispiel; denn als zwischen dem Volke und Senate ein Vergleich getroffen worden war und das Volk den Tribunen ihr Amt auf ein Jahr verlängert hatte, da man sie für geeignet hielt dem Ehrgeize der Adligen widerstehen zu können, wollte der Senat im Wetteifer mit dem Volke und um nicht hinter ihm zurückzubleiben dem L. Quinctius das Consulat verlängern. Dieser aber verwarf durchaus diesen Beschluß, indem er sagte, man müsse schlechte Beispiele zu vertilgen, nicht durch ein noch schlechteres zu vermehren suchen, und verlangte daß neue Consuln gewählt würden. Hätten alle römischen Bürger diese Rechtschaffenheit und Klugheit besessen, so hätte dieselbe diese Gewohnheit der Verlängerung der Aemter nicht einführen lassen, und man wäre nicht von dieser zur Verlängerung des Oberbefehls fortgeschritten, welche mit der Zeit die Republik zu Grunde richtete. Der Erste dem der Oberbefehl verlängert wurde war P. Philo, dessen Consulat zu Ende ging, während er die Stadt Paläpolis belagerte, und da es dem Senate schien daß er den Sieg in Händen habe, schickten sie ihm keinen Nachfolger, sondern machten ihn zum Proconsul, so daß er der erste Proconsul war. Und diese Maßregel, obwohl vom Senat des allgemeinen Besten wegen verfügt, war es die Rom mit der Zeit um seine Freiheit brachte. Denn je weiter die Römer mit ihren Waffen sich ausbreiteten, desto nothwendiger schien ihnen eine solche Verlängerung und desto öfter bedienten sie sich ihrer. Dies hatte aber zwei Uebelstände zur Folge. Erstens, daß eine geringere Zahl von Männern sich im Heerbefehl übte und sich in Folge dessen der Ruf in diesem Fache auf Wenige einschränkte; zwei-

tens, daß ein Bürger, wenn er lange Zeit an der Spitze eines Heeres stand, es für sich gewann und sich einen Anhang aus ihm bildete, weil das Heer mit der Zeit den Senat vergaß und ihn als Oberhaupt anerkannte. Aus diesem Grunde konnten Sulla und Marius Soldaten finden die gegen das allgemeine Beste zu ihnen hielten; aus diesem Grunde vermochte Cäsar das Vaterland zu unterjochen. Hätten die Römer nie obrigkeitliche Aemter und Befehlshaberstellen verlängert, so würden sie zwar nicht so schnell zu solcher Macht gelangt sein, aber sie würden, wenn ihre Eroberungen langsamer gewesen wären, auch erst später in die Knechtschaft gerathen sein.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von der Armuth des Cincinnatus und vieler andrer römischen Bürger.

Wir haben anderwärts davon gesprochen daß die nützlichste Einrichtung die man in einem freien Staate treffen kann die ist, daß die Bürger in Armuth gehalten werden. Obschon es nun nicht recht klar ist welche Einrichtung in Rom es war die diese Wirkung hervorbrachte, zumal da das Ackergesetz so vielen Widerspruch gefunden, so zeigt doch die Erfahrung daß vierhundert Jahre nach Roms Erbauung noch eine außerordentliche Armuth daselbst herrschte, und es läßt sich annehmen daß es weniger eine besondre Verordnung war die dies bewirkte, als die Bemerkung daß durch die Armuth der Weg zu keinem Amte und keiner Ehrenstelle abgeschnitten war und daß man die Tugend aufsuchte, in welchem Hause sie auch wohnen mochte. Und eine solche Art zu handeln machte den Reichthum weniger begehrenswerth. Man sieht dies recht deutlich, als der Consul Minucius mit seinem Heere von den Aequern eingeschlossen und Rom von Furcht erfüllt war, das Heer möchte verloren gehen, so daß sie zur Ernennung eines Dictators, dem letzten Mittel in ihrer Bedrängniß, schritten und den L. Quinctius Cincinnatus wählten, der sich damals auf seinem kleinen Landgute aufhielt, das er mit eigenen Händen bebaute. Dieser Vorfall wird von Titus Livius mit goldenen Worten verherrlicht, indem er sagt: Operae pretium est audire, qui omnia prae divitiis humana spenunt neque honori magno locum neque virtuti putant esse, nisi effuse affluant opes. Cincinnatus pflügte gerade sein kleines Grundstück, welches die Größe von vier Morgen nicht überschritt, als die Abgesandten des Senats von Rom kamen, um ihm seine Wahl zum Dictator anzuzeigen und ihm mitzutheilen in welcher Gefahr die römische Republik schwebe. Er nahm seine Toga um, kam nach Rom, sammelte ein Heer und zog zur Befreiung des Minucius, und als er die Feinde geschlagen und geplündert und jenen befreit hatte, gab er nicht zu daß das eingeschlossen gewesene Heer an der Beute Theil nahm, indem er zu ihm die Worte sprach: Ich will nicht daß du Theil habest an der Beute derer, deren Beute du selbst geworden sein würdest; und entsetzte den Minucius des Consulats und machte ihn zum Legaten mit den Worten: An diesem Platze wirst du so lange bleiben, bis du gelernt haben wirst

Consul zu sein. Zu seinem Reiterobersten hatte er den L. Tarquinius gemacht, der aus Armuth zu Fuß diente. Man erkennt daraus, wie gesagt, die Ehre welche man in Rom der Armuth erwies, und wie zum Unterhalt eines tüchtigen und wackern Mannes, wie Cincinnatus war, vier Morgen Land hinreichten. Diese Armuth sieht man auch noch zu den Zeiten des Marcus Regulus herrschen, indem dieser als er mit den Heeren in Afrika stand, den Senat um Erlaubniß zur Rückkehr bat, um sein Landgut bestellen zu können, das ihm von seinen Arbeitern verdorben worden war. Es zeigen sich hierbei zwei sehr bemerkenswerthe Dinge; erstlich die Armuth und wie zufrieden sie dabei waren, und wie sich die Bürger damit begnügten durch den Krieg Ehre zu gewinnen und den Vortheil ganz dem Staate überließen. Denn wenn sie sich durch den Sieg zu bereichern gedacht hätten, würden sie sich aus der Vernachlässigung ihrer Felder wenig gemacht haben. Zweitens muß man die erhabene Gesinnung dieser Bürger betrachten, die an der Spitze eines Heeres in ihrer Größe sich über jeden Fürsten erhaben dünkten, keinen König, keine Republik achteten, sich durch Nichts einschüchtern oder erschrecken ließen, und dann ins bürgerliche Leben zurückgekehrt sparsam und bescheiden wurden, ihr kleines Vermögen verwalteten, den Behörden gehorsam und ehrerbietig gegen ihre Vorgesetzte waren, so daß es unbegreiflich scheint wie ein und derselbe Geist einen solchen Wechsel ertragen kann. Diese Armuth dauerte noch bis zu den Zeiten des Paulus Aemilius, welches so ziemlich die letzten glücklichen Zeiten der Republik waren, wo noch ein Bürger der durch seinen Triumpf Rom bereichert hatte gleichwohl seine Armuth beibehielt. Ja man schätzte noch die Armuth so hoch daß Paulus, als er denen die sich im Kriege gut gehalten eine Ehre erweisen wollte, einem Schwiegersohne von sich eine silberne Schale gab, die das erste Silber war das in sein Haus kam. Und man könnte sehr umständlich darthun wieviel bessere Früchte die Armuth als der Reichthum trägt, und wie die eine die Städte, die Länder, die Religionen zu Ehren gebracht, der andre sie zu Grunde gerichtet hat, wenn dieser Gegenstand nicht schon vielfach von Andern glänzend behandelt worden wäre.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie durch Weiber ein Staat zu Grunde gerichtet wird.

In der Stadt Ardea erhob sich ein Kampf zwischen Patriziern und Plebejern wegen Verwandtschaftsverhältnissen, indem um eine Erbin, welche sich verheirathen sollte, zu gleicher Zeit ein Adliger und ein Plebejer sich bewarb, und da sie keinen Vater mehr hatte, ihre Vormünder sie dem Bürgerlichen, die Mutter aber dem Adligen geben wollte. Hierüber entstand ein solcher Auflauf daß es zu den Waffen kam, indem der ganze Adel für den Adligen und das ganze Volk für den Plebejer eintrat, in Folge dessen das Volk welches den Kürzeren zog, Ardea verließ und bei den Volskern Hülfe suchte der Adel aber sich nach Rom wandte. Die Volsker langten zuerst an und

lagerten sich um Ardea. Danach kamen die Römer und schlossen die Volsker zwischen der Stadt und sich so eng ein, daß diese vom Hunger gedrängt gezwungen waren sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nun zogen die Römer in Ardea ein, tödteten alle Häupter des Aufstandes und legten die Streitigkeiten in der Stadt bei. Bei diesem Vorfalle ist Mehreres zu bemerken. Erstens sieht man wie die Weiber die Quelle manches Unheils gewesen sind und den Lenkern einer Stadt vielen Schaden zugefügt und viele Spaltungen in derselben verursacht haben. So haben wir bereits in unsrer Geschichte gesehen daß die Gewaltthat gegen Lucretia die Tarquinier um die Regierung brachte, die gegen Virginia den Zehnmännern ihre Herrschaft raubte. Und Aristoteles nennt unter den Hauptursachen die er für den Sturz der Tyrannen anführt die Beleidigung irgend Jemandes vermittelst der Frauen, entweder durch Schändung derselben oder durch Nothzucht oder durch Ehebruch, wie davon in dem Kapitel wo wir von den Verschwörungen sprachen weitläufig gehandelt worden. Ich sage daher daß die unumschränkten Fürsten und die Lenker der Republiken diesen Punkt nicht gering achten dürfen, sondern die Unordnungen die aus einem solchen Vorfalle entstehen können in Erwägung ziehen und bei Zeiten Mittel dagegen ergreifen müssen, damit das Mittel nicht zum Schaden und Schimpf ihrer Regierung oder ihrer Republik ausschlage, wie es bei den Ardeaten der Fall war, die dadurch daß sie jenen Streit zwischen den Bürgern hatten anwachsen lassen eine wirkliche Spaltung unter sich herbeiführten und um wieder eine Vereinigung zu Stande zu bringen auswärtige Hülfe herbeirufen mußten, was ein großer Schritt zur nahen Knechtschaft ist. Kommen wir jedoch zu dem andern bemerkenswerthen Punkte, der Art die Einigkeit in den Städten wiederherzustellen, wovon wir im folgenden Kapitel reden wollen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie man in einer entzweiten Stadt die Einigkeit herstellen muß, und daß die Ansicht nicht richtig ist, daß man um eine Stadt zu behaupten sie in Uneinigkeit erhalten müsse.

Aus dem Beispiel der römischen Consuln welche die Ardeaten wieder mit einander aussöhnten ersieht man die Art und Weise wie man die Spaltungen in einer Stadt beilegen muß, und dies ist keine andre und anders gar nicht zu helfen, als daß man die Häupter des Aufruhrs tödtet. Denn eines von den drei Mitteln muß man nothwendig ergreifen, sie tödten, wie jene thaten, oder sie aus der Stadt entfernen oder sie Frieden schließen lassen mit der Verpflichtung einander nicht weiter zu beleidigen. Von diesen drei Mitteln ist das letzte das schädlichste, unsicherste und nutzloseste. Denn wo bereits viel Blut geflossen oder andre derartige Unbill geschehen ist, kann ein erzwungener Friede unmöglich von Dauer sein, wenn die Parteien einander alle Tage wieder zu Gesicht bekommen, und schwerlich werden sie sich gegenseitiger Beleidigung enthalten, da der Verkehr jeden Tag neue Anlässe zu Streitigkeiten herbeiführen kann. Nichts kann dafür ein besseres Beispiel liefern als die Stadt Pistoja. Diese Stadt war vor funfzehn

Jahren, wie sie es noch ist, in die Parteien der Panciatichi und der Cancellieri spalten; damals aber stand sie unter Waffen und heute hat sie sie niedergelegt. Und nach vielen Zänkereien unter einander kam es zu Blutvergießen, Zerstörung der Häuser, Plünderung des Eigenthums und aller andern Art Feindseligkeit. Und die Florentiner, welche sie auszusöhnen hatten, bedienten sich dabei immer dieses dritten Mittels, und immer entstanden noch größere Unruhen und noch ärgere Auftritte daraus, bis sie endlich der Sache müde zu dem zweiten Mittel griffen, die Häupter der Parteien zu entfernen, indem sie einige derselben ins Gefängniß warfen, einige andre nach verschiedenen Orten hin verbannten, so daß der geschlossene Vergleich Bestand haben konnte und ihn auch bis heute gehabt hat. Noch sicherer aber wäre ohne Zweifel das erste Mittel gewesen. Da jedoch in dergleichen Vollstreckungen etwas Großartiges und Erhabenes liegt, so versteht sich eine schwache Republik nicht darauf und ist so weit davon entfernt daß sie sich mit genauer Noth zum zweiten entschließt. Und das sind solche Fehler, von denen ich oben sagte daß sie die Fürsten unsrer Zeit begehen, wenn sie über große Dinge zu entscheiden haben, indem sie untersuchen sollten wie sich die benommen haben welche in alter Zeit über solche Fälle zu urtheilen hatten. Aber die durch die schlechte Erziehung und die geringe Kenntniß der Dinge verursachte Schwäche der jetzigen Menschen macht daß die Maßregeln der Alten theils für unmenschlich, theils für unausführbar gehalten werden. Und so haben sie denn gewisse ganz von der Wahrheit entfernte neuere Ansichten, wie die welche die Weisen unsrer Stadt vor einiger Zeit aussprachen, daß man Pistoja durch die Parteien und Pisa durch die Festungen behaupten müsse, und sehen nicht ein wie unnütz eins sowohl als das andre von diesen beiden Dingen ist. Ich will die Festungen bei Seite lassen, da wir von diesen oben weitläufig geredet haben, und nur die Nutzlosigkeit der Maßregel erörtern, die Städte die man zu regieren hat in Zwiespalt zu erhalten. Zuerst ist es unmöglich daß du, magst du nun ein Fürst oder eine Republik sein der du sie regierst, dir diese Parteien alle beide wohlgesinnt erhältst. Denn es ist von der Natur in die Menschen gelegt daß sie überall wo eine Spaltung ist Partei ergreifen und es mehr mit der einen als mit der andern halten, so daß wenn ein Theil der Stadt unzufrieden ist, die Folge davon ist, daß du sie beim ersten Kriege der eintritt verlierst, weil es unmöglich ist eine Stadt zu bewahren die Feinde innen und außen hat. Ist es eine Republik die sie regiert, so giebt es kein schöneres Mittel deine Bürger zu verderben und Spaltungen in deiner Stadt zu veranlassen, als eine zwiespältige Stadt unter dir zu haben, weil jede Partei sich Gunst zu erwerben sucht, jede durch verschiedene Bestechungsmittel sich Freunde schafft, woraus zwei sehr große Uebelstände entstehen. Der eine ist, daß du sie dir nie zum Freunde machst, weil du sie bei dem häufigen Wechsel bald dieser, bald jener Gesinnung nicht gut regieren kannst; der andre, daß eine solche Parteibegünstigung nothwendig auch deinen eigenen Staat spaltet. Und Biondo, wo er von den Florentinern und Pistojesen spricht, bestätigt dies, indem er sagt: Während die Florentiner Pistoja zu verderben suchten, spalteten sie sich selbst. Daraus kann man leicht abnehmen was für Uebel aus solchen Spaltungen entstehen kann. Im Jahre 1501, als Arezzo und ganz Val di Tevere und Val di Chiana verloren ging, weil es die Vitelli und der Valenzer Herzog besetzt hatten, sandte der König von Frankreich einen gewissen Herrn de Lant um den Florentinern alle diese verlorenen Städte wiederzu-

schaffen, und als Lant in jedem Schlosse Leute fand die bei der Besichtigung desselben erklärten daß sie zur Partei Marzocco's gehörten, tadelte er diesen Zwiespalt sehr, indem er sagte, wenn in Frankreich einer von den Unterthanen des Königs sagen wollte daß er zur Partei des Königs gehöre, würde er bestraft werden, weil dieser Ausdruck nichts Andres bedeuten könne als daß es in der Stadt Feinde des Königs gebe, der König aber alle seine Städte wohlgesinnt, einig und ohne Parteien haben wolle. Alle diese Mittel aber und diese von der Wahrheit abweichenden Ansichten entstehen aus der Schwäche der Regierenden, die in der Erkenntniß daß sie ihre Staaten durch Kraft und Gewalt nicht zu behaupten vermögen sich zu solchen Kunstgriffen wenden, die in ruhigen Zeiten zuweilen Etwas nützen, sobald aber schwere Zeiten und Mißgeschicke kommen, ihre Trüglichkeit zeigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Daß man auf die Handlungen der Bürger Acht haben muß, weil sich oft unter einer tugendhaften That der Anfang zur Tyrannei verbirgt.

Als die Stadt Rom von Hungersnoth bedrängt war und die öffentlichen Vorräthe nicht hinreichten ihr abzuhelfen, faßte ein gewisser Spurius Mälius, ein für jene Zeiten sehr reicher Mann, den Entschluß auf eigne Hand einen Getreidevorrath anzulegen und zu seinem Vergnügen das Volk zu speisen. Durch diese Wohlthat erwarb er sich in solchem Grade die Zuneigung des Volkes, daß der Senat in Erwägung der üblen Folgen welche diese Freigebigkeit nach sich ziehen könne, um dieselbe noch ehe sie mehr Kraft gewönne zu unterdrücken, einen Dictator über ihn schickte und ihn tödten ließ. Hier ist zu bemerken daß oft Handlungen, welche tugendhaft scheinen und so daß man sie vernünftigerweise nicht verdammen kann, in Gewaltthätigkeit ausschlagen und einer Republik die größten Gefahren bringen, wenn ihnen nicht zur rechten Zeit gesteuert wird. Und um dies deutlicher auseinanderzusetzen, sage ich daß eine Republik ohne angesehene Bürger nicht bestehen noch irgendwie gut regiert werden kann. Auf der andern Seite ist aber das Ansehen der Bürger auch die Quelle der Tyrannei in Republiken. Um diese Sache nun zu regeln, muß man sich so einrichten daß die Bürger ein Ansehen genießen welches der Stadt und ihrer Freiheit nützt, aber nicht schadet. Und darum muß man die Mittel untersuchen durch welche sie Ansehen erwerben, und dies sind eigentlich zweierlei, öffentliche oder private. Die öffentlichen Mittel bestehen darin, wenn Jemand durch guten Rath oder noch bessere Thaten für das allgemeine Beste Ansehn erlangt; zu dieser Stufe muß man den Bürgern den Weg öffnen und Belohnungen auf den Rath und auf die That setzen, so daß sie Ehre und Befriedigung darin finden, und da das auf solchem Wege erlangte Ansehen unsträflich und natürlich ist, wird es auch nie gefährlich werden; wenn es aber auf Privatwegen, durch die andre der angeführten Arten von Mitteln, erreicht wird, dann ist es höchst gefährlich und sehr schädlich. Privatmittel sind es, wenn man diesem oder jenem einzelnen Bürger Wohlthaten erweist, indem man

ihm Geld leiht, seine Töchter ausstattet, ihn gegen die Behörden schützt und ihm dergleichen besondere Gefälligkeiten erzeigt, welche die Menschen zu Anhängern machen und dem solchergestalt Begünstigten den Gedanken eingeben die Menge bestechen und den Gesetzen Gewalt anthun zu können. Eine wohl geordnete Republik muß also, wie gesagt, dem der Gunst durch öffentliche Mittel erstrebt die Wege öffnen und dem der sie durch Privatmittel sucht sie verschließen, wie man sieht daß Rom that, indem es zur Belohnung dessen der etwas Gutes für den Staat verrichtete die Triumpfe anordnete und alle übrigen Ehren die es seinen Bürgern ertheilte, und zum Schaden dessen der unter verschiedenen Vorwänden durch Privatmittel groß zu werden suchte die Anklagen einführte; und wo diese nicht genügten, weil das Volk durch den falschen Schein eines Gutes verblendet war, ernannte es einen Dictator, der mit königlichem Arm den der die Schranken überschritten hatte in dieselben zurückführte, wie es dies zur Bestrafung des Spurius Mälius that. Ein einziger derartiger Fall aber, der unbestraft bleibt, ist im Stande den Untergang einer Republik nach sich zu ziehen, weil es schwer ist nach einem solchen Beispiel sie wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Daß die Sünden der Völker von den Fürsten herkommen.

Beschwere sich kein Fürst über eine Sünde die das unter seiner Herrschaft stehende Volk begeht, weil solche Sünden nur durch seine Nachlässigkeit entstehen können oder daraus daß er selbst mit den gleichen Fehlern behaftet ist. Und wer die Völker betrachtet die in unsern Zeiten für räuberisch und ähnlichen bösen Neigungen ergeben gelten, wird finden daß dies ganz allein von ihren Herrschern herkommt, die von eben der Art waren. Ehe in der Romagna durch Papst Alexander VI. jene Herren vertilgt wurden die sie regierten, war dieselbe ein Schauplatz jeder Art verbrecherischen Lebenswandels, indem man jeder geringfügigen Ursache wegen das ärgste Morden und Plündern dort entstehen sah. Es kam dies aber von der Nichtswürdigkeit jener Fürsten, nicht von dem nichtswürdigen Charakter der Menschen, wie jene behaupteten. Denn da diese Fürsten arm waren und doch wie Reiche leben wollten, sahen sie sich genöthigt sich aufs Rauben zu legen und dies auf verschiedene Art auszuüben; und unter andren schändlichen Mitteln deren sie sich bedienten erließen sie Gesetze, durch die sie irgend eine Handlung verboten, und gaben dann selbst die erste Veranlassung zu ihrer Uebertretung, bestraften aber die Uebertreter nicht eher als bis sie sahen daß eine große Anzahl in die Schlinge gefallen war, dann fingen sie an zu strafen, aber nicht aus Eifer für das gegebene Gesetz, sondern aus Begierde die Strafe einzuziehen. Daraus ergaben sich denn viele Uebelstände, vor Allem der, daß die Völker verarmten und sich nicht besserten, und daß die Verarmten auf Kosten der weniger Mächtigen sich wieder zu heben suchten. Und daraus entstanden dann all die oben erwähnten schlimmen Folgen, deren Ursache der

Fürst war. Daß das richtig ist beweist Titus Livius, wenn er erzählt daß als die römischen Gesandten das Geschenk von der vejentischen Beute dem Apollo überbrachten, sie von Seeräubern aus Lipari in Sicilien gefangen genommen und in diese Stadt gebracht wurden. Als nun ihr Fürst Timasitheus vernommen was für ein Geschenk dies sei, wohin es gehe und wer es sende, benahm er sich, obwohl in Lipari geboren, wie ein Römer und zeigte dem Volke wie gottlos es sei sich ein solches Geschenk anzueignen, so daß er unter Zustimmung der Menge die Gesandten mit allen ihren Sachen ziehen ließ. Und zwar sind die Worte des Geschichtsschreibers folgende: Timasitheus multitudinem religione implevit, quae semper regenti est similis Und Lorenzo von Medici sagt zur Bestätigung dieses Satzes:

Und was der Herr thut werden Viele thun,
Weil auf dem Herrn die Augen Aller ruhn.

Dreißigstes Kapitel.

Ein Bürger der in seiner Republik vermöge seines Ansehens etwas Gutes wirken will muß zuerst den Neid überwinden; und wie man bei Ankunft des Feindes die Vertheidigung einer Stadt einzurichten hat.

Da der römische Senat erfuhr daß ganz Etrurien eine neue Aushebung veranstaltet habe, um Rom Verderben zu bringen, und daß die Latiner und Herniker, die bisher Freunde des römischen Volkes gewesen, auf die Seite der Volsker, der ewigen Feinde Roms, getreten seien, so erachtete er daß dies ein gefährlicher Krieg werden müsse. Da nun damals Camillus Tribun mit consularischer Gewalt war, glaubte er ohne Ernennung eines Dictators auskommen zu können, wenn nur die andern Tribunen, seine Collegen, die oberste Leitung des Krieges ihm abtreten wollten. Dies thaten denn auch die genannten Tribunen mit Bereitwilligkeit; nec quicquam, sagt Titus Livius, de majestate sua detractum credebant, quod majestati ejus concessissent. Nachdem also Camillus diesen Gehorsam in Worten entgegengenommen hatte, befahl er drei Heere aufzustellen. An die Spitze des ersten wollte er selbst treten, um den Etruskern entgegenzuziehen; an die Spitze des zweiten setzte er den Quintus Servilius, der in der Nähe von Rom bleiben sollte, um den Latinern und Hernikern entgegenzutreten, wenn sie heranrücken sollten; das dritte gab er dem Lucius Quinctius, um für alle Fälle die eintreten könnten die Stadt zu decken und die Thore und die Curie zu vertheidigen. Außerdem ordnete er an daß Horatius, einer seiner Collegen, für Waffen und Getreide und das Uebrige was Kriegszeiten erfordern sorgen solle und gab dem Cornelius, gleichfalls seinem Collegen, den Vorsitz im Senat und öffentlichen Rath, um über die Geschäfte zu verhandeln die jeden Tag zu besorgen und auszuführen waren. In dieser Weise waren damals diese Tribunen zum Wohle des Vaterlandes bereit zu befehlen und zu gehorchen. Man sieht aus diesem Falle was ein kluger und rechtschaffener Mann zu thun vermag, wie viel Gutes er stiften und welchen Nutzen er seinem Vaterlande bringen kann, wofern er durch seine Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit den Neid beseitigt hat, welcher oft die Ursache ist weshalb ein Mann nichts Gutes

wirken kann, indem dieser Neid ihm nicht gestattet daß er die Gewalt erhält die bei Dingen von Wichtigkeit nöthig ist. Dieser Neid wird auf zwei Arten beseitigt, entweder durch ein schlimmes und schwieriges Ereigniß, wo Jeder seinen Untergang vor Augen mit Beiseitesetzung alles Ehrgeizes willig dem zu gehorchen eilt von dem man glaubt daß er durch seine Kraft ihn davon befreien könne, und dies war der Fall bei Camillus, der dadurch daß er so viele Proben seiner hohen Vortrefflichkeit abgelegt, dreimal Dictator gewesen und dieses Amt stets zum allgemeinen Besten, nicht zu seinem eigenen Vortheil verwaltet hatte dahin gekommen war, daß die Menschen seine Größe nicht fürchteten und einem so großen und berühmten Manne sich unterzuordnen nicht für schimpflich hielten, weshalb auch Titus Livius weislich die Worte braucht: Nec quicquam etc. Auf eine andre Weise entgeht man dem Neide, wenn durch Gewalt oder auf natürliche Weise die Männer sterben welche bei Erlangung eines gewissen Rufes oder einer gewissen Größe deine Nebenbuhler gewesen sind und die wenn sie dich mehr als sich selbst geachtet sehen sich unmöglich beruhigen und in Geduld fügen können. Und wenn es Leute sind die in einer verderbten Stadt zu leben gewohnt sind, so daß nicht durch Erziehung einiges Gute in sie gelegt ist, so ist es unmöglich daß sie irgend eines Ereignisses wegen jemals zurücktreten, und sie würden, um ihren Willen zu haben und ihr verkehrtes Streben zu befriedigen, ruhig den Untergang ihres Vaterlandes mit ansehen. Um diesen Neid zu besiegen giebt es kein andres Mittel als den Tod derer die ihn hegen, und wenn das Glück dem verdienstvollen Manne so günstig ist daß sie eines natürlichen Todes sterben, kann er ohne einen ärgerlichen Auftritt berühmt werden, indem er dann ungehindert und ohne Jemandem ein Leides zu thun seine Tüchtigkeit zeigen kann. Hat er aber dieses Glück nicht, so muß er sie auf alle Weise aus dem Wege zu räumen suchen und ehe er Etwas unternimmt, Maßregeln treffen um diese Schwierigkeit zu überwinden. Wer die Bibel mit Verstand liest, wird sehen wie Moses, wenn seine Gesetze und Einrichtungen zur Geltung kommen sollten, sich gezwungen sah eine Menge Menschen zu tödten, die blos aus Neid sich seinen Plänen widersetzten. Dieselbe Nothwendigkeit erkannte Bruder Girolamo Savonarola sehr wohl, es erkannte sie auch Pietro Soderini, der Gonfaloniere von Florenz. Der Eine, nämlich der Bruder, war ihr nicht gewachsen, weil er nicht die Gewalt zur Ausführung besaß und von seinen Anhängern, die die Gewalt dazu gehabt hätten, nicht verstanden wurde. Gleichwohl ließ er es an sich nicht fehlen, und seine Predigten sind voll von Anklagen und Strafreden gegen die Weisen der Welt, wie er diese Neider und Gegner seiner Einrichtungen nannte. Der Andre glaubte mit der Zeit, durch Güte, durch sein Glück, durch Wohlthun gegen Einzelne den Neid zu überwinden, da er sich noch in jugendlichem Alter befand und mit soviel Gunstbezeugungen, die ihm die Art seines Auftretens verschaffte, überhäuft sah, daß er aller derer die sich ihm aus Neid widersetzten ohne Aergerniß, Aufstand und Gewalt Herr werden zu können glaubte; er wußte nicht daß die Zeit sich nicht abwarten läßt, die Güte nicht hinreicht, das Glück wechselt und die Bosheit durch kein Geschenk versöhnt wird. So ging denn von diesen Beiden Einer wie der Andre zu Grunde, und die Ursache ihres Unterganges war, daß sie den Neid zu besiegen nicht verstanden oder nicht vermocht hatten. Das andre Bemerkenswerthe ist die Anordnung die Camillus zur Rettung Roms inner- und außerhalb traf. Und wahrlich nicht ohne Grund setzen gute Geschichtsschreiber, wie der unsrige hier ist,

se Fälle ausführlich und deutlich auseinander, damit die Nachwelt daraus
n kann wie sie bei ähnlichen Vorfällen sich zu schützen habe. Und zwar
i dieser Stelle zu bemerken daß es keine gefährlichere und nutzlosere
heidigung giebt als die welche stürmisch und ohne Ordnung geschieht.
lehrt das dritte Heer, das Camillus ausheben ließ um es in Rom zur
kung der Stadt zurückzulassen, eine Maßregel die Viele für überflüssig
ten haben und halten würden, da das Volk gewöhnlich unter Waffen
kriegerisch war und es darum nicht nöthig gewesen wäre es besonders
reihen, sondern genügend es zu bewaffnen wenn das Bedürfniß eintrat.
illus aber und jeder so Kluge wie er beurtheilt die Sache anders und
bt nicht daß eine Volksmenge die Waffen ergreift, außer in bestimmter
nung und bestimmter Weise. Und nach diesem Beispiele muß also Einer
der Schutz einer Stadt anvertraut ist sich wie vor einer Klippe davor
n die Einwohner stürmisch zu den Waffen greifen zu lassen, sondern muß
t diejenigen die sich bewaffnen sollen ausgewählt und aufgeschrieben
bestimmt haben wem sie gehorchen sollen, wo sie zusammenzukommen,
n sie zu gehen haben, und denen die nicht aufgeschrieben sind befehlen
Jeder in seinem Hause zu bleiben und dasselbe zu bewachen. Die welche
iner belagerten Stadt diese Einrichtung beobachten werden sich mit
tigkeit vertheidigen können; wer anders handelt, wird nicht dem Camillus
ahmen und sich nicht schützen.

Einunddreißigstes Kapitel.

ke Republiken und ausgezeichnete Menschen bewahren in jeder Glückslage denselben Muth und ihre nämliche Würde.

Unter andern herrlichen Dingen die unser Geschichtsschreiber den Camillus
n und thun läßt, um zu zeigen wie ein ausgezeichneter Mann beschaffen
muß, legt er ihm auch die Worte in den Mund: Nec mihi dictatura
uos fecit nec exilium ademit. Aus welchen Worten man sieht daß
e Männer bei jedem Schicksal immer dieselben sind, und wenn es sich
rt, indem es sie bald erhebt bald unterdrückt, gleichwohl sich nicht ändern,
ern immer festen Muth und eine damit so übereinstimmende Lebensweise
lten, daß Jeder klar erkennt, das Glück habe keine Macht über sie. Ganz
rs benehmen sich schwache Menschen, denn diese werden im Glücke eitel
trunken, indem sie all ihr Wohl Tugenden zuschreiben, die sie niemals
ten, und werden in Folge dessen Allen die um sie sind unleidlich und
ßt. Daraus entspringt dann die plötzliche Veränderung ihres Schicksals,
er, wenn sie sie vor Augen sehen, sie sofort in den entgegengesetzten
r verfallen und feig und erbärmlich werden. Daher kommt es daß der-
Fürsten im Unglück mehr an Flucht als an Vertheidigung denken,
sie bei dem schlechten Gebrauche den sie vom Glücke gemacht haben auf
Vertheidigung vorbereitet sind. Diese Tugend und dieses Laster, von
ich sage daß es einem einzelnen Menschen eigen ist, findet sich auch bei
Republik, und ein Beispiel dafür haben wir an den Römern und den

Venetianern. Die Ersteren machte kein widriges Schicksal jemals erbärmlich und kein Glück jemals übermüthig, wie es sich deutlich nach der Niederlage bei Cannä und nach dem Siege über Antiochus zeigte. Denn obgleich diese Niederlage als die dritte die härteste war, so verzagten sie doch darum keineswegs, ließen ihre Heere marschiren, wollten ihre Gefangenen, weil es ihren Einrichtungen zuwider war, nicht auslösen, schickten nicht an Hannibal oder nach Karthago um Frieden zu erbitten, sondern dachten mit Unterlassung all solch niedriger Dinge beständig an den Krieg und bewaffneten aus Mangel an Leuten die Greise und ihre Sclaven. Als der Karthager Hanno dies erfuhr, stellte er, wie oben gesagt wurde, dem Senate vor wie wenig auf die Niederlage von Cannä zu geben sei. Und so sieht man wie schwere Zeiten sie nicht einschüchterten und nicht demüthig machten. Auf der andern Seite ließen glückliche Zeiten sie auch nicht übermüthig werden. Denn als Antiochus, ehe es zur Schlacht gekommen und er unterlegen war, Gesandte an den Scipio schickte um einen Vergleich zu erbitten, stellte ihm Scipio gewisse Friedensbedingungen, daß er nämlich nach Syrien zurückgehen und das Uebrige dem Belieben der Römer überlassen solle; als nun Antiochus diesen Vergleich ausschlug und es zur Schlacht kam und er sie verlor, schickte er von neuem Abgeordnete an den Scipio, mit dem Auftrage alle Bedingungen einzugehen die ihnen der Sieger vorschreiben würde; dieser aber legte ihnen keine andern Verpflichtungen auf als die er ihnen vor dem Siege angeboten hatte und fügte die Worte hinzu: Quod Romani si vincuntur non minuuntur animis, nec si vincunt insolescere solent. Ganz entgegengesetzt hat man die Venetianer handeln sehen, die im Glück, das sie sich durch eine Tapferkeit die sie nicht besaßen errungen zu haben glaubten, zu solchem Uebermuthe gelangt waren daß sie den König von Frankreich einen Sohn von Sanct Marcus nannten, die Kirche nicht achteten, überhaupt Italien zu eng für sich fanden und sich in den Kopf gesetzt hatten, sie müßten eine Monarchie wie die römische werden. Als sie dann ihr gutes Glück verließ und sie vom Könige von Frankreich bei Vaila eine halbe Niederlage erlitten hatten, verloren sie nicht nur durch Empörung ihr ganzes Gebiet, sondern überließen selbst einen guten Theil aus Feigheit und Kleinmuth dem Papst und dem Könige von Spanien und würdigten sich so herab daß sie Gesandte an den Kaiser schickten um sich ihm tributpflichtig zu erklären, und an den Papst Briefe voll Demuth und Unterwürfigkeit schrieben, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Und zu diesem Unglück gelangten sie binnen vier Tagen und nach einer halben Niederlage, indem ihr Heer auf dem Rückzuge nach dem Kampfe noch einmal ins Gefecht gerieth und ungefähr zur Hälfte niedergemacht wurde, so daß der eine der Stadtschaffner, der sich rettete, mit fünfundzwanzigtausend Mann theils zu Fuß theils zu Pferde in Verona ankam und sie also, wenn in Venedig und seinen Einrichtungen nur eine Spur von Tüchtigkeit gewesen wäre, sich leicht wieder hätten erholen und dem Schicksal aufs neue die Stirn bieten können, um bei guter Gelegenheit entweder zu siegen oder rühmlicher besiegt zu werden oder einen ehrenvolleren Vergleich zu erhalten. Aber ihre Feigherzigkeit, die durch die schlechte Beschaffenheit ihrer Einrichtungen im Kriegswesen veranlaßt war, brachte sie mit einem Male um Herrschaft und Muth. Und so wird es Jedem der sich wie sie benimmt immer ergehen, weil dieser Uebermuth im Glück und Kleinmuth im Unglück von deiner Eigenthümlichkeit und der dir zu Theil gewordenen Erziehung herrührt, die wenn sie schwach und eitel war, dich auch so macht, wenn anders,

ch ein andres Wesen giebt und durch bessere Kenntniß der Welt bewirkt
i dich über das Gute weniger freust und über das Schlimme weniger
st. Was aber hier von einem Einzelnen gesagt wird, gilt auch von
die in einer Republik zusammen leben, indem sie diejenige Voll-
enheit annehmen welche die Lebensweise der Republik hat. Und obschon
värts gesagt worden ist daß die Grundlage aller Staaten ein gutes
wesen sei und daß wo dieses fehlt weder die Gesetze noch irgend etwas
s gut sein könne, so scheint es mir doch nicht überflüssig es hier zu
holen, weil man allenthalben bei Lesung der Geschichte diese Noth-
gkeit hervortreten sieht und erkennt wie die Kriegsmacht nicht gut sein
wenn sie nicht in Uebung erhalten wird, und nicht in Uebung erhalten
n kann wenn sie nicht aus deinen Unterthanen besteht. Denn man
nicht immer Krieg und kann ihn nicht immer führen, darum muß
sie in Friedenszeit üben können, und mit Andern als mit Unterthanen
man der Kosten wegen diese Uebung nicht vornehmen. Camillus war,
ir oben erwähnten, mit seinem Heere gegen die Etrusker gezogen; als
eine Soldaten die Größe des feindlichen Heeres sahen, waren sie alle
ccken, da sie sich für zu schwach hielten um den Angriff desselben aus-
zu können. Als nun diese üble Stimmung des Lagers dem Camillus
ren kam, zeigte er sich demselben und brachte, indem er bald mit diesem
mit jenem Soldaten redend durch die Reihen schritt, ihnen diese Meinung
em Kopf und sagte zuletzt, ohne eine weitere Anordnung im Lager zu
: Quod quisque didicit aut consuevit, faciat. Wer diesen Ausdruck
die Worte die er zu ihnen sprach um sie zum Angriffe auf den Feind
muthigen wohl erwägt, wird einsehen daß man nicht Derartiges zu
Heere sagen oder mit ihm machen konnte, das nicht vorher im Krieg
rieden gehörig eingerichtet und geübt war; denn auf Soldaten die Nichts
führen gelernt haben kann sich ein Feldherr nicht verlassen und nicht
en daß sie etwas Tüchtiges leisten werden. Und wenn sie ein neuer
ibal befehligte, so müßte er durch sie zu Grunde gehen, denn ein Feld-
kann doch während der Schlacht nicht überall sein; hat er also nicht
dafür gesorgt daß er überall Leute hat die von seinem Geiste durch
en sind und sich seine Anordnungen und seine Verfahrungsweise recht
gen gemacht haben, so muß er nothwendig zu Grunde gehen. Wenn
ine Stadt bewaffnet und eingerichtet ist wie Rom, und ihre Bürger
im Einzelnen und im Ganzen ihre Kraft und die Macht des Glückes
rsuchen Gelegenheit haben, so wird es immer eintreffen daß sie unter
Zeitumständen denselben Muth haben und ihre nämliche Würde bewahren.
sie aber unbewaffnet und wollen sie sich allein auf die Gewalt des
s, nicht auf eigne Kraft stützen, so werden sie mit dessen Wechsel sich
lls ändern und stets Proben von sich ablegen wie sie die Venetianer
gt haben.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Welcher Mittel sich Einige bedient haben um den Frieden zu verhindern.

Als sich gegen das römische Volk zwei seiner Kolonien, Circeji und Veliträ, in der Hoffnung auf den Schutz der Latiner empört hatten, dann aber die Latiner besiegt wurden und sie um diese Hoffnung gebracht waren, gaben viele Bürger den Rath, man solle Gesandte nach Rom schicken um sich mit dem Senate wieder auszusöhnen; dieser Schritt wurde jedoch von denen welche Anstifter der Empörung gewesen waren hintertrieben, weil sie fürchteten, die ganze Strafe möchte auf ihre Häupter fallen. Und um allen Erörterungen über Frieden ein Ende zu machen, reizten sie das Volk auf die Waffen zu ergreifen und in das römische Gebiet einzufallen. Und in der That, wenn Jemand will daß ein Volk oder ein Fürst seine Gedanken ganz von einem Vergleich abwenden soll, so giebt es kein richtigeres und kein zuverlässigeres Mittel dafür als es zu einem recht schweren Verbrechen gegen den zu veranlassen, mit dem er keinen Vergleich zu Stande kommen lassen will. Denn dann wird es immer die Furcht vor der Strafe davon fernhalten, die es durch das begangene Unrecht verdient zu haben glaubt. Nach dem ersten Kriege der Karthager mit den Römern gingen die Soldaten deren sich die Karthager in diesem Kriege auf Sicilien und Sardinien bedient hatten, sobald der Friede geschlossen war, nach Afrika, wo sie, als sie hinsichtlich ihres Soldes nicht befriedigt wurden, die Waffen gegen die Karthager ergriffen und nach Ernennung zweier Anführer, Mathos und Spendius, den Karthagern viele Städte wegnahmen und viele andre plünderten. Um zuvor jedes andre Mittel als den Kampf zu versuchen, schickten die Karthager ihren Mitbürger Hasdrubal als Gesandten an sie, von dem sie dachten, er werde einiges Ansehen bei ihnen haben, da er früher ihr Befehlshaber gewesen. Als nun dieser angekommen war und Spendius und Mathos alle ihre Soldaten dahin bringen wollten nie mehr auf Frieden mit den Karthagern zu hoffen und sie dadurch zum Kriege zwingen, überredeten sie sie, es sei das Beste ihn sammt allen bei ihnen in Gefangenschaft befindlichen karthagischen Bürgern zu tödten. Worauf sie sie nicht blos tödteten, sondern sie vorher mit tausend Martern peinigten und zu dieser Schandthat noch ein Edict fügten, daß alle Karthager die in Zukunft gefangen werden würden in derselben Weise sterben sollten. Dieser Entschluß und die Ausführung machte das Heer grausam und hartnäckig gegen die Karthager.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wenn man eine Schlacht gewinnen will, muß man dem Heere Vertrauen sowohl unter einander als auf den Feldherren einflößen.

Wenn ein Heer eine Schlacht gewinnen soll, muß man ihm ein solches Vertrauen einflößen, daß es schlechterdings siegen zu müssen glaubt. Die

Dinge die ihnen Vertrauen geben sind, daß es gut bewaffnet und geordnet ist, daß Einer den Andern kennt. Und dieses Vertrauen und diese Ordnung kann nur bei solchen Soldaten statthaben, die mit einander geboren sind und zusammen gelebt haben. Der Anführer muß geachtet sein, dergestalt daß sie sich auf seine Klugheit verlassen, und verlassen werden sie sich immer, wenn sie ihn geordnet, eifrig und muthig sehen und er die Würde seiner Stellung gut mit Ehren behauptet; diese wird er aber behaupten, wenn er ihre Fehler bestraft und sie nicht vergebens abmattet, ihnen seine Versprechungen hält, den Weg zum Siege als leicht darstellt, Alles was in der Ferne gefährlich aussieht verbirgt, verringert. Diese Dinge, wohl beobachtet, tragen viel dazu bei daß das Heer Zutrauen hat und in diesem Zutrauen siegt. Die Römer pflegten sich, um den Heeren dieses Vertrauen einzuflößen, der Religion zu bedienen, weshalb sie unter Augurien und Auspicien die Consuln wählten, die Aushebungen vornahmen, mit den Heeren auszogen und zum Treffen schritten; und nie würde, ohne eins von diesen Dingen gethan zu haben, ein guter und kluger Feldherr eine Schlacht gewagt haben, weil er sie leicht verlieren zu können gedacht hätte, wenn seine Soldaten nicht zuvor vernommen daß die Götter auf ihrer Seite seien. Einen Consul aber oder sonst einen Feldherrn der den Auspicien entgegen ein Treffen geliefert hätte würden sie bestraft haben wie sie den Claudius Pulcher bestraften. Obwohl nun dieser Umstand in der ganzen römischen Geschichte zu erkennen ist, wird er doch am deutlichsten durch die Worte bewiesen die Livius dem Appius Claudius in den Mund legt, der als er sich beim Volke über die Frechheit der Volkstribunen beschwert und zeigt wie durch sie die Auspicien und andre zur Religion gehörige Dinge entweiht würden, folgendermaßen spricht: Eludant nunc licet religionem; quid enim interest, si pulli non pascentur, si ex cavea tardius exierint, si occinuerit avis? Parva sunt haec, sed parva ista non contemnendo majores nostri maximam hanc rempublicam fecerunt. Denn in diesen Kleinigkeiten liegt die Kraft ...igkeit und Vertrauen unter den Soldaten zu erhalten, welches die Haupt...achen jedes Sieges sind. Indessen muß doch mit diesen Dingen auch ...pferkeit verbunden sein, sonst nützen sie Nichts. Als die Pränestiner mit ...m Heere gegen die Römer ausgerückt waren, lagerten sie sich am Flusse ...lia, in der Gegend wo die Römer von den Galliern besiegt worden waren. Sie thaten dies um durch das Schicksal dieses Ortes ihren Soldaten Zuver...t einzuflößen und die Römer zu schrecken. Und obwohl diese Maßregel ... den oben erörterten Gründen zweckmäßig schien, zeigte nichts destoweniger ... Ausgang der Sache daß die wahre Tapferkeit nicht jeden unbedeutenden ...fall fürchtet, was der Geschichtsschreiber vortrefflich durch die dem Dictator ... den Mund gelegten Worte ausdrückt, der zu seinem Reiteroberſten sagt: ...es tu fortuna illos fretos ad Alliam consedisse; at tu fretus armis ...isque invade mediam aciem. Denn wahre Tapferkeit, gute Ordnung ... eine aus vielen Siegen geschöpfte Zuversicht können nicht durch Dinge ... geringer Erheblichkeit vernichtet werden, noch macht ihnen eine leere Ein...ung Furcht oder schadet ihnen eine Störung; wie man deutlich sieht, als ... beiden Manlier Consuln gegen die Volsker waren. Da diese nämlich unvor...tiger Weise einen Theil des Lagers auf Plünderung ausgeschickt hatten, ... geschah es daß sich zu gleicher Zeit sowohl die Ausgeschickten als die ...rückgebliebenen eingeschlossen sahen, eine Gefahr aus der sie nicht die ...ugheit der Consuln, sondern die eigne Tapferkeit der Soldaten befreite,

wobei Titus Livius die Worte braucht: Militum etiam sine rectore stabilis virtus tutata est. Ich will ein Mittel nicht übergehen das Fabius, als er neuerdings mit dem Heere in Etrurien eingerückt war, anwandte um es zuversichtlich zu machen, da er diese Zuversicht für um so nöthiger hielt als er es in ein fremdes Land und gegen neue Feinde geführt hatte, daß er nämlich, als er vor der Schlacht seine Soldaten anredete und ihnen viele Gründe angegeben hatte weshalb sie den Sieg hoffen könnten, hinzufügte: er könnte ihnen noch gewisse gute Dinge sagen, aus denen sie die Gewißheit des Sieges erkennen würden, wenn es nicht gefährlich wäre sie zu offenbaren. Das war eine klug angebrachte Wendung, die Nachahmung verdient.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Was für einen Ruf, welche Stimme oder Meinung es bewirkt daß das Volk einem Bürger seine Gunst zuzuwenden anfängt; und ob es die obrigkeitlichen Stellen mit größerer Klugheit vertheilt als ein Fürst.

Wir sprachen bei einer andern Gelegenheit davon wie Titus Manlius, der nachher Torquatus genannt wurde, seinen Vater L. Manlius von einer Anklage befreite, die der Volkstribun Marcus Pomponius gegen ihn erhoben hatte. Obschon nun die Art wie er ihn befreite etwas gewaltsam und ungewöhnlich war, so gefiel doch diese kindliche Liebe zum Vater dem Volke so sehr, daß er nicht nur keinen Tadel deswegen erfuhr, sondern da grade Legionstribunen zu wählen waren, Titus Manlius an zweiter Stelle gewählt wurde. Bei Gelegenheit dieses Vorfalls scheint es mir gut das Verfahren welches das Volk bei Beurtheilung der Menschen für seine Aemtervertheilungen beobachtet zu untersuchen und daraus zu sehen ob es wahr sei was oben behauptet wurde, daß das Volk sie besser vertheile als ein Fürst. Ich sage darum daß ein Volk bei seiner Entscheidung dem folgt was die öffentliche Stimme und der Ruf von Einem sagt, wenn es ihn nicht sonst schon aus bekannten Handlungen kennt oder eine Vermuthung oder Meinung von ihm hat. Dies beides aber kommt entweder von den Vätern solcher Leute her, indem man, weil diese bedeutende und tüchtige Männer in der Stadt gewesen sind, von ihren Söhnen glaubt daß sie ihnen ähnlich sein müßten, bis man sich aus ihren Handlungen vom Gegentheile überzeugt, oder es rührt von dem Benehmen dessen her um den es sich handelt. Das beste Benehmen das Einer beobachten kann ist der Umgang mit gesetzten, wohlgesitteten und von Jedem für weise gehaltenen Männern. Und da man kein stärkeres Zeugniß für einen Menschen haben kann als die Gesellschaft mit der er verkehrt, so erwirbt sich Einer der sich zu achtbarer Gesellschaft hält mit Recht einen guten Namen, weil er nothwendig einige Aehnlichkeit mit derselben haben muß. Oder aber dieser öffentliche Ruf wird erworben durch irgend eine außerordentliche und bemerkenswerthe Handlung, wenn auch Privathandlung, welche dir mit Ehren gelungen ist. Und von allen diesen drei Dingen welche Jemandem von vorn herein einen guten Ruf geben giebt keines einen höheren als dieses letzte; denn das Erste, was die Väter und Ver-

wandten betrifft, ist so trüglich, daß die Menschen behutsam danach gehen, und verschwindet bald, wenn die eigne Tüchtigkeit des zu Beurtheilenden nicht hinzukommt. Das Zweite, was dich vermittelst deines Umganges erkennen läßt, ist besser als das Erste, aber weit unter dem Dritten, denn so lange man nicht einen von dir selbst ausgehenden Beweis sieht, bleibt dein Ruf auf die bloße Meinung gestützt, die gar leicht zu vernichten ist. Das Dritte aber das aus deinen eignen Thaten entstanden und darauf gegründet ist, verleiht dir von Anfang an einen solchen Namen, daß du nachher vieles dem Entgegengesetzte thun mußt, wenn du ihn verwischen willst. Diesen Weg müssen also diejenigen welche in einer Republik geboren werden einschlagen und sich bemühen mit einer außerordentlichen Handlung den Anfang zu ihrem Emporsteigen zu machen. Dies thaten zu Rom Viele in ihrer Jugend, indem sie entweder ein Gesetz einbrachten das dem allgemeinen Besten diente, oder einen mächtigen Bürger als Uebertreter der Gesetze anklagten oder etwas ähnliches Auffallendes und Neues wovon man zu reden hatte unternahmen. Dergleichen Dinge sind aber nicht allein nöthig um damit anzufangen sich einen Ruf zu verschaffen, sondern sie sind auch nöthig um ihn zu erhalten und zu vergrößern. Und um dies zu erreichen, muß man sie wiederholen, wie Titus Manlius sein ganzes Leben lang that. Denn nachdem er seinen Vater auf so tapfre und außerordentliche Weise vertheidigt und durch diese Handlung den ersten Ruf gewonnen, kämpfte er einige Jahre nachher mit jenem Gallier und nahm seiner Leiche die goldne Halskette ab, die ihm den Namen Torquatus verschaffte. Und nicht zufrieden damit tödtete er dann schon in reifem Alter seinen Sohn, weil er ohne Erlaubniß sich in einen Kampf eingelassen hatte, trotzdem daß er seinen Feind überwunden. Diese drei Thaten gaben ihm damals einen größeren Namen und machen ihn durch alle Jahrhunderte mehr berühmt als ihn irgend ein Triumpf, irgend ein Sieg machte, der ihn schmückte wie irgend einen andern Römer. Die Ursache davon aber ist, daß in diesen Siegen Manlius sehr viele seines Gleichen hatte, in diesen besonderen Thaten dagegen ganz wenige oder keinen. Scipio dem Aelteren brachten alle seine Triumpfe nicht so viel Ruhm wie daß er schon in früher Jugend am Tessin seinen Vater vertheidigt hatte, und daß er nach der Niederlage bei Cannä kühn mit entblößtem Schwerte mehrere römische Jünglinge zu dem Schwure gezwungen Italien nicht zu verlassen, wie sie es schon unter sich beschlossen hatten, zwei Thaten die den Anfang seines Ruhmes machten und die Stufenleiter zu seinen Triumpfen über Spanien und Afrika bildeten. Diese Meinung erhöhte er noch, als er in Spanien die Tochter dem Vater und die Gattin ihrem Manne zurücksandte. Diese Handlungsweise ist aber nicht allein für Bürger nöthig die Ruf gewinnen wollen, um die Ehrenstellen in ihrer Republik zu erlangen, sondern sie ist auch für Fürsten nöthig, um sich in ihrem Staate in Ansehen zu erhalten; denn Nichts verschafft ihnen solche Achtung als wenn sie mit ihrer Person ungewöhnliche Beispiele irgend einer dem allgemeinen Besten entsprechenden seltenen That oder Aeußerung liefern, die von ihrer Großmuth oder Freigebigkeit oder Gerechtigkeit oder irgend einer Eigenschaft ein solches Zeugniß ablegt daß sie wie zum Sprüchwort bei ihren Unterthanen wird. Um aber zum Anfange dieser Erörterung zurückzukehren, sage ich daß wenn das Volk auf diese obengenannten drei Gründe bauend einem seiner Bürger ein Amt zu verleihen anfängt, es nicht schlecht baut; wenn aber dann zahlreiche Beispiele seines Wohlverhaltens einen Mann bekannter machen, baut

es besser, weil es in solchem Falle kaum jemals vorkommen kann daß es sich täuschen sollte. Ich rede nur von den Aemtern welche Leuten im Anfange gegeben werden, ehe man sie noch aus sicherer Erfahrung kennt, oder wenn sie von einer Handlung zu einer ihr ganz unähnlichen übergehen. Und da macht es, sowohl was falsche Meinung als was Bestechung betrifft, stets geringere Fehler als die Fürsten. Da es aber doch sein kann daß ein Volk sich über den Ruf, die Gesinnung und die Thaten eines Mannes täuschte, indem es sie für größer hielte als sie in Wahrheit sind, was einem Fürsten nicht begegnen würde, weil seine Rathgeber es ihm sagen und ihn darauf aufmerksam machen würden, so haben, damit es auch dem Volke an solchem Rathe nicht fehle, gute Ordner von Republiken bestimmt daß bei Besetzung der höchsten Aemter einer Stadt, wo es gefährlich sein würde nicht hinreichend fähige Männer zu wählen, wenn man den Volkswillen zu der Wahl eines solchen unfähigen sich neigen sehe, es jedem Bürger gestattet sein und sogar zum Ruhme angerechnet werden solle in den öffentlichen Versammlungen die Fehler desselben bekannt zu machen, damit das Volk genaue Kenntniß von ihm bekommen und so besser urtheilen könne. Und daß dies in Rom gebräuchlich war bezeugt die Rede des Fabius Maximus die er während des zweiten punischen Krieges an das Volk hielt, als bei der Consulwahl sich die Gunst dem Titus Otacilius zuwandte; wo Fabius, der ihn für unfähig hielt in solcher Zeit das Consulat zu führen, gegen ihn sprach und seine Unzulänglichkeit nachwies, so daß er ihm das Amt entzog und die Gunst des Volkes auf Einen lenkte der es besser als jener verdiente. Die Völker urtheilen also bei der Wahl zu den obrigkeitlichen Stellen nach den wahrscheinlichsten Anzeichen die man von einem Menschen haben kann und irren weniger als die Fürsten, wenn sie berathen werden können wie diese; und ein Bürger der anfangen will die Gunst des Volkes zu erlangen muß sie durch eine bemerkenswerthe That, wie Titus Manlius, für sich gewinnen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Welche Gefahren man läuft, wenn man sich zum Hauptrathgeber einer Sache aufwirft, und je außerordentlicher diese ist, desto mehr Gefahr ist dabei.

Was für ein gefährliches Ding es ist sich an die Spitze einer Neuerung zu stellen die Viele angeht, und wie schwierig es ist sie in Gang zu bringen und durchzuführen und wenn durchgeführt zu behaupten, wäre ein zu weitläufiger und zu hoher Gegenstand um ihn hier zu erörtern; indem ich ihn daher für einen schicklicheren Ort aufspare, will ich nur von den Gefahren reden welche ein Bürger oder ein Rathgeber eines Fürsten läuft, wenn er sich zum Anstifter einer wichtigen und schweren Entschließung macht, dergestalt daß der ganze Rath dazu auf seine Rechnung gesetzt wird. Denn da die Menschen die Dinge nach dem Ausgange beurtheilen, so wird alles Uebel was daraus entspringt dem Rathgeber beigemessen, und wenn Gutes daraus hervorgeht, er dafür gelobt; der Lohn aber kommt bei weitem dem Schaden nicht gleich. Als sich der jetzige Sultan Selim, der sogenannte Großtürke,

wie Einige die aus seinen Ländern kommen berichten, auf ein Unternehmen gegen Syrien und Aegypten vorbereitete, ließ er sich von einem seiner Paschas den er an der persischen Grenze hatte, dazu bereden gegen den Sofi zu Felde zu ziehen. Diesem Rathe folgend rückte er mit einem gewaltigen Heere zu dem Unternehmen aus und wurde, als er in ein weitgedehntes Land kam, worin es viele Wüsten und wenige Ströme gab, und dort alle die Schwierigkeiten fand welche bereits vielen römischen Heeren den Untergang gebracht hatten, dergestalt von denselben bedrängt daß er, obschon er im Kriege die Oberhand behielt, durch Hunger und Pest einen großen Theil seiner Leute verlor, worauf er im Zorn über den Urheber des Rathes ihn ermordete. Von vielen Bürgern liest man daß sie zu einem Unternehmen gerathen haben, und weil dieses einen schlimmen Ausgang genommen ins Elend geschickt worden sind. Einige römische Bürger setzten durch daß ein Consul in Rom aus den Plebejern sein solle. Es traf sich daß der erste der mit den Heeren ins Feld zog geschlagen wurde, und gewiß hätten jene Rathgeber dafür büßen müssen, wenn nicht die Partei, die Ehre durch diesen Beschluß gewann, so muthig gewesen wäre. Unvermeidlich sind also die Rathgeber einer Republik und die Rathgeber eines Fürsten in die Verlegenheit gesetzt daß wenn sie zu dem was ihnen für den Staat oder den Fürsten nützlich scheint nicht rücksichtslos rathen, sie ihre Pflicht verletzen, wenn sie dazu rathen, ihr Leben und ihre Stellung in Gefahr bringen, weil nun einmal alle Menschen blind darin sind daß sie guten und schlechten Rath nach dem Erfolge beurtheilen. Wenn ich nun überlege auf welche Weise sie wohl diesem Vorwurfe oder dieser Gefahr entgehen könnten, so sehe ich keinen andern Weg als die Dinge mit Mäßigung zu betreiben und keins als sein eigenes Unternehmen zu behandeln, sondern ohne Leidenschaft seine Meinung zu sagen und sie ohne Leidenschaft zu vertheidigen, so daß wenn die Stadt oder der Fürst ihr folgt, er das freiwillig thut und es nicht den Anschein haben kann als sei er durch dein Ungestüm dazu getrieben worden. Wenn du so handelst, so kann dir ein Fürst und ein Volk vernünftiger Weise für deinen Rath nicht übel wollen, da er ja nicht gegen den Willen Vieler befolgt worden ist; denn Gefahr läuft man nur da wo Viele widersprochen haben, die sich dann beim unglücklichen Ausgange zu deinem Sturze vereinigen. Und wenn man in diesem Falle auch um den Ruhm kommt, den man erwirbt wenn man allein Vielen gegenüber zu einer Sache gerathen hat, der ein guter Erfolg beschieden ist, so ist doch dabei auch wieder zweierlei Gutes. Erstens, die Gefahrlosigkeit; zweitens, daß wenn du zu einer Sache bescheiden räthst, und in Folge des Widerspruchs dein Rath nicht angenommen und durch den Rath der Andern ein Unglück herbeigeführt wird, dies zu großem Ruhme für dich ausschlägt, und wenn man sich auch über den Ruhm den man durch die Stadt oder den Fürsten treffende Uebel erwirbt nicht freuen kann, so ist er doch einigermaßen in Anschlag zu bringen. Einen andern Rath glaube ich nicht daß man den Menschen in dieser Beziehung geben kann, denn wenn man ihnen riethe zu schweigen und ihre Meinung gar nicht auszusprechen, so wäre das nutzlos für ihre Republik oder ihren Fürsten und doch die Gefahr dadurch nicht vermieden; denn sie würden in kurzem verdächtig werden und es könnte ihnen auch noch gehen wie jenen Freunden des Perseus, Königs der Macedonier. Als dieser nämlich von Paulus Aemilius geschlagen worden war und mit wenigen Freunden floh, traf es sich daß bei Besprechung des Geschehenen einer von ihnen dem Perseus viele von ihm begangene

Fehler vorrechnete, die die Ursache seines Sturzes gewesen seien, worauf sich Perseus mit den Worten zu ihm wandte: Verräther, der du bis jetzt gezögert hast mir das zu sagen, wo ich kein Mittel mehr dagegen habe! und nach diesen Worten ihn mit eigner Hand ermordete. Und so büßte dieser dafür daß er still geschwiegen wo er hätte reden und geredet wo er hätte schweigen sollen, und entging dadurch daß er keinen Rath gegeben hatte der Gefahr nicht. Darum glaube ich daß man sich an die oben gegebenen Vorschriften halten und danach handeln muß.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Weshalb man von den Franzosen gesagt hat und noch sagt, daß sie beim Beginn eines Kampfes mehr als Männer und nachher weniger als Weiber seien.

Der Trotz jenes Galliers der am Aniofluſſe jeden beliebigen Römer herausforderte mit ihm zu fechten, und dann der Kampf zwischen ihm und Titus Manlius erinnert mich an das was Titus Livius mehrmals sagt, daß die Gallier beim Beginn eines Kampfes mehr als Männer seien und im Verfolg des Treffens sich als weniger denn Weiber erweisen. Wenn man darüber nachdenkt woher dies kommen möge, so glauben Viele, ihre Natur sei so beschaffen, und ich halte das für wahr; ich sage aber damit nicht daß sich diese ihre Natur, die sie im Anfange trotzig macht, nicht durch Kunst dergestalt sollte regeln lassen können, daß sie ihren Trotz bis ans Ende behielten. Und um dies zu beweisen, sage ich daß es drei Arten von Heeren giebt; die eine sind die wo Kühnheit und Ordnung herrscht, indem aus der Ordnung Kühnheit und Tapferkeit hervorgeht, wie es bei den Heeren der Römer war; denn man sieht aus allen Geschichten daß eine vortreffliche Ordnung in diesen Heeren herrschte, die eine lange Zeit fortgesetzte kriegerische Zucht bei ihnen eingeführt hatte. Denn in einem wohlgeordneten Heere darf Keiner das Geringste ohne Anweisung thun, und man wird darum finden daß im römischen Heere, welches sich, da es die Welt besiegt, alle andern Heere zum Muster nehmen müssen, nicht gegessen, nicht geschlafen, nicht gekauft, nicht das geringste kriegerische oder häusliche Geschäft vorgenommen wurde, ohne daß der Consul dazu Befehl gab. Denn Heere bei denen es anders zugeht sind keine wahren Heere, und wenn sie einmal Etwas ausrichten, so geschieht es durch Wuth und Ungestüm, nicht durch Tapferkeit. Aber wo geordnete Tapferkeit herrscht, da braucht das Heer seine Hitze mit Maß und zu rechter Zeit, und keine Schwierigkeit macht es verzagt oder benimmt ihm den Muth, weil die guten Einrichtungen seinen Muth und sein Feuer auffrischen, indem sie es mit Siegeshoffnung nähren, die es nie verläßt so lange die Einrichtungen unverletzt bleiben. Das Gegentheil findet bei den Heeren statt wo Kühnheit und keine Ordnung herrscht, wie die der Gallier waren, die im Kampf allemal unterlagen; denn wenn es ihnen nicht beim ersten Angriff zu siegen gelang und weil dann jene Kühnheit, auf die sie ihre Hoffnung setzten, nicht von einer geordneten Tapferkeit unterstützt wurde, auch außerdem Nichts da war worauf sie sich hätten verlassen können, so

mußten sie, so wie jene sich abgekühlt hatte, unterliegen. Die Römer dagegen, die ihrer guten Einrichtungen wegen weniger Gefahren fürchteten und am Siege nicht zweifelten, fochten standhaft und hartnäckig mit demselben Muthe und derselben Tapferkeit am Ende wie am Anfange, ja aufgeregt durch den Waffengebrauch erhitzten sie sich sogar immer mehr. Die dritte Gattung von Heeren sind die wo weder natürliche Kühnheit vorhanden noch Ordnung hinzugekommen ist, wie bei unseren italienischen Heeren gegenwärtiger Zeit; diese sind ganz unnütz, und wenn sie nicht auf ein Heer stoßen das durch irgend einen Zufall die Flucht ergreift, werden sie nie siegen. Es bedarf der Anführung besonderer Beispiele dafür nicht, da man sie jeden Tag die Beweise liefern sieht daß kein Funke von Tapferkeit in ihnen ist. Und damit aus dem Zeugnisse des Titus Livius ein Jeder erkenne wie eine gute Kriegsmacht beschaffen sein muß und was eine schlechte ist, will ich die Worte des Papirius Cursor anführen, als er den Reiteroberften Fabius bestrafen wollte, wo er sagt: Nemo hominum, nemo deorum verecundiam habeat; non edicta imperatorum, non auspicia observentur; sine commeatu vagi milites in pacato, in hostico errent; immemores sacramenti, licentia sola se ubi velint exauctorent; infrequentia deserantur signa, neque conveniant ad edictum, nec discernant interdiu nocte, aequo iniquo loco, jussu injussu imperatoris pugnent, et non signa, non ordines servent: latrocinii modo coeca et fortuita pro solemni et sacrata militia sit. Gemäß dieser Stelle kann man nun leicht sehen ob das Kriegswesen unserer Zeit blind und auf gut Glück oder ernst und geheiligt ist, wie viel ihm zur Aehnlichkeit mit dem fehlt was man wirklich eine Kriegsmacht nennen kann und wie weit es davon entfernt ist kühn und geordnet wie das römische oder blos kühn wie das gallische zu sein.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ob die kleinen Gefechte vor einer Schlacht nöthig sind, und wie man es mit Vermeidung derselben machen muß um einen neuen Feind kennen zu lernen.

Es scheint sich bei den Bestrebungen der Menschen, wie wir anderwärts erörtert haben, außer den übrigen Schwierigkeiten, wenn man eine Sache zu ihrer Vollendung bringen will, auch die zu finden, daß immer dem Guten irgend ein Uebel nahe liegt, welches so leicht mit diesem Guten zugleich entsteht, daß es unmöglich scheint dem Einen auszuweichen, wenn man das Andre haben will. Man sieht dies bei Allem was die Menschen thun; und darum wird das Gute schwer erreicht, wenn du nicht vom Glück auf eine Weise unterstützt wirst daß es durch seine Macht diesen gewöhnlichen und natürlichen Uebelstand überwindet. Daran hat mich der Kampf zwischen Manlius Torquatus und dem Gallier erinnert, von dem Titus Livius sagt: Tanti ea dimicatio ad universi belli eventum momenti fuit, ut Gallorum exercitus, relictis trepide castris, in Tiburtem agrum, mox in Campaniam transierit. Von der einen Seite nämlich bedenke ich daß ein guter Feldherr durchaus vermeiden muß Etwas zu unternehmen was an sich von

geringer Bedeutung doch eine schlimme Wirkung auf sein Heer hervorbringen kann; denn sich in ein Gefecht einzulassen wobei nicht die ganze Streitmacht verwandt und doch das ganze Glück aufs Spiel gesetzt wird ist etwas höchst Verwegenes, wie ich oben sagte, als ich das Besetzen der Pässe tadelte. Andrerseits erwäge ich daß weise Feldherrn, wenn sie einem neuen Feinde, der Ruf hat, gegenübertreten, genöthigt sind ehe sie zur Schlacht schreiten ihre Soldaten sich in kleinen Scharmützeln mit diesem Feinde versuchen zu lassen, damit sie dadurch daß sie ihn kennen und behandeln zu lernen anfangen die Furcht die der Ruf und das Ansehen des Feindes in ihnen erweckt hat verlieren. Und das ist für den Feldherrn ein sehr wichtiger Punkt, da er beinah eine Nothwendigkeit in sich schließt die dich zu seiner Beobachtung zwingt, indem du deinem offenbaren Verderben entgegenzugehen scheinst, wenn du nicht vorher durch kleine Versuche deinen Soldaten den Schrecken den der Ruf des Feindes ihren Gemüthern eingejagt hatte benommen hast. Die Römer schickten den Valerius Corvinus mit den Heeren gegen die Samniter, ganz neue Feinde, gegen die sie bisher noch niemals ihre Waffen versucht hatten; wobei Titus Livius sagt, Valerius habe die Römer erst einige kleine Gefechte mit den Samnitern liefern lassen: ne eos novum bellum, ne novus hostis terreret. Gleichwohl ist sehr große Gefahr vorhanden daß wenn deine Soldaten in diesen Gefechten den Kürzern ziehen, ihre Furcht und Feigheit wächst und eine deinen Absichten entgegengesetzte Wirkung daraus erfolgt, das heißt daß du sie einschüchterst, wo du sie hast zuversichtlich machen wollen. So daß dies also eins von den Dingen ist bei denen das Uebel so nahe bei dem Guten liegt und Beides so eng mit einander verbunden ist, daß man leicht das Eine ergreifen kann indem man das Andre zu nehmen glaubt. Hier sage ich nun daß ein guter Feldherr mit allem Fleiß darauf achten muß daß sich Nichts ereigne was durch irgend einen Zufall seinem Heere den Muth benehmen kann. Was ihm den Muth benehmen kann ist, wenn es anfängt den Kürzern zu ziehen, und darum muß er sich vor kleinen Gefechten hüten und sie nicht anders gestatten als mit dem größten Vortheil und bei sicherer Erwartung des Sieges; er muß es nicht unternehmen Pässe zu besetzen wo er nicht sein ganzes Heer aufstellen kann, muß keine andern Städte besetzt halten als die deren Verlust nothwendig seinen Untergang nach sich ziehen würde, und bei denen die er besetzt hält sich mit der Besatzung und seinem Heere so einrichten, daß wenn es auf ihre Vertheidigung ankommt er seine gesammten Streitkräfte dazu verwenden kann; die übrigen muß er unvertheidigt lassen. Denn sobald man Etwas verliert was man preisgiebt, und das Heer noch beisammen ist, verliert man nicht den kriegerischen Ruf noch die Hoffnung des Sieges. Verlierst du aber Etwas was du dir zu vertheidigen vorgenommen und wovon Jedermann glaubt daß du es vertheidigen wirst, dann hast du den Schaden und den Verlust und hast ungefähr wie die Gallier durch einen geringfügigen Umstand den ganzen Krieg verspielt. Als Philipp von Macedonien, der Vater des Perseus, ein kriegskundiger und zu seiner Zeit sehr gefürchteter Mann, von den Römern angegriffen wurde, verließ und verheerte er viele seiner Länder, die er nicht halten zu können glaubte, da er als ein kluger Mann es für verderblicher erachtete dadurch daß er nicht vertheidigen könnte was er zu vertheidigen unternähme sein Ansehen einzubüßen, als wenn er es den Feinden zur Beute überließe, es zu verlieren wie Etwas das er selbst aufgegeben. Als nach der Niederlage bei Cannä die Sache der

Römer sehr schlimm stand, verweigerten sie vielen ihrer Schutzbefohlenen und Unterthanen ihren Beistand, indem sie es ihnen überließen sich selbst so gut sie könnten zu vertheidigen. Dergleichen Entschlüsse sind bei weitem besser als eine Vertheidigung zu übernehmen und sie dann nicht auszuführen, weil man in diesem Falle Freunde und Kräfte, in jenem blos die Freunde verliert. Um aber wieder auf die kleinen Gefechte zu kommen, sage ich daß wenn ein Feldherr wegen der Neuheit des Feindes durchaus zu einem Gefechte gezwungen ist, er es nur mit so großem Vortheil liefern darf daß keine Gefahr vorhanden ist es zu verlieren; oder er muß es wie Marius machen, was das beste Verfahren ist. Als dieser gegen die Cimbern zog, ein sehr wildes Volk, welches Italien zu plündern kam, und unter großem Schrecken wegen ihrer Wildheit und Menge und weil sie bereits ein römisches Heer geschlagen heranzog, hielt es Marius für nöthig, ehe es zur Schlacht käme, Etwas zu thun um seinem Heere den Schrecken den die Furchtbarkeit des Feindes ihm eingejagt zu benehmen, und stellte als ein sehr kluger Feldherr sein Heer mehrmals an Orten auf wo die Cimbern mit ihrem Heere vorbeikommen mußten, in der Absicht daß seine Soldaten von ihrem befestigten Lager aus sie sähen und ihre Augen an den Anblick des Feindes gewöhnten, damit sie bei Erblickung eines ungeordneten Haufens voller Gepäck und unnützer Waffen, zum Theil unbewaffnet, wieder Zuversicht gewönnen und Lust zum Kampfe bekämen. Wie diese Maßregel von Marius ergriffen war, so muß sie von Andern sorgfältig nachgeahmt werden, damit sie nicht in die oben genannten Gefahren gerathen und es nicht zu machen brauchen wie die Gallier: qui ob rem parvi ponderis trepidi in Tiburtem agrum et in Campaniam transierunt. Und da wir in dieser Erörterung den Valerius Corvinus angeführt haben, will ich im folgenden Kapitel vermittelst seiner Worte zeigen wie ein Feldherr beschaffen sein muß.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wie ein Feldherr beschaffen sein muß auf den sein Heer soll vertrauen können.

Valerius Corvinus stand, wie wir oben sagten, mit seinem Heere wider die Samniter, neue Feinde des römischen Volkes, weshalb er, um seine Soldaten zuversichtlich und mit dem Feinde bekannt zu machen, die Seinigen zu einigen leichten Gefechten veranlaßte; und nicht zufrieden damit hielt er es für gut vor der Schlacht zu ihnen zu sprechen, und zeigte ihnen auf das nachdrücklichste wie wenig sie sich aus solchen Feinden zu machen brauchten, indem er auf die Tüchtigkeit seiner Soldaten und auf die seinige hinwies. Dabei kann man denn aus den Worten die ihn Livius sagen läßt abnehmen, wie ein Feldherr sein muß zu dem ein Heer soll Vertrauen haben können, welche Worte folgendermaßen lauten: Tum etiam intueri, cujus ductu auspicioque ineunda pugna sit: utrum qui audiendus dumtaxat magnificus adhortator sit, verbis tantum ferox, operum militarium expers, an qui et ipse tela tractare, procedere ante signa, versari media in mole pugnae sciat. Facta mea, non dicta vos milites sequi volo, nec

wobei Titus Livius die Worte braucht: Militum etiam sine rectore stabilis virtus tutata est. Ich will ein Mittel nicht übergehen das Fabius, als er neuerdings mit dem Heere in Etrurien eingerückt war, anwandte um es zuversichtlich zu machen, da er diese Zuversicht für um so nöthiger hielt als er es in ein fremdes Land und gegen neue Feinde geführt hatte, daß er nämlich, als er vor der Schlacht seine Soldaten anredete und ihnen viele Gründe angegeben hatte weshalb sie den Sieg hoffen könnten, hinzufügte: er könnte ihnen noch gewisse gute Dinge sagen, aus denen sie die Gewißheit des Sieges erkennen würden, wenn es nicht gefährlich wäre sie zu offenbaren. Das war eine klug angebrachte Wendung, die Nachahmung verdient.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Was für einen Ruf, welche Stimme oder Meinung es bewirkt daß das Volk einem Bürger seine Gunst zuzuwenden anfängt; und ob es die obrigkeitlichen Stellen mit größerer Klugheit vertheilt als ein Fürst.

Wir sprachen bei einer andern Gelegenheit davon wie Titus Manlius, der nachher Torquatus genannt wurde, seinen Vater L. Manlius von einer Anklage befreite, die der Volkstribun Marcus Pomponius gegen ihn erhoben hatte. Obschon nun die Art wie er ihn befreite etwas gewaltsam und ungewöhnlich war, so gefiel doch diese kindliche Liebe zum Vater dem Volke so sehr, daß er nicht nur keinen Tadel deswegen erfuhr, sondern da grade Legionstribunen zu wählen waren, Titus Manlius an zweiter Stelle gewählt wurde. Bei Gelegenheit dieses Vorfalls scheint es mir gut das Verfahren welches das Volk bei Beurtheilung der Menschen für seine Aemtervertheilungen beobachtet zu untersuchen und daraus zu sehen ob es wahr sei was oben behauptet wurde, daß das Volk sie besser vertheile als ein Fürst. Ich sage darum daß ein Volk bei seiner Entscheidung dem folgt was die öffentliche Stimme und der Ruf von Einem sagt, wenn es ihn nicht sonst schon aus bekannten Handlungen kennt oder eine Vermuthung oder Meinung von ihm hat. Dies beides aber kommt entweder von den Vätern solcher Leute her, indem man, weil diese bedeutende und tüchtige Männer in der Stadt gewesen sind, von ihren Söhnen glaubt daß sie ihnen ähnlich sein müßten, bis man sich aus ihren Handlungen vom Gegentheile überzeugt, oder es rührt von dem Benehmen dessen her um den es sich handelt. Das beste Benehmen das Einer beobachten kann ist der Umgang mit gesetzten, wohlgesitteten und von Jedem für weise gehaltenen Männern. Und da man kein stärkeres Zeugniß für einen Menschen haben kann als die Gesellschaft mit der er verkehrt, so erwirbt sich Einer der sich zu achtbarer Gesellschaft hält mit Recht einen guten Namen, weil er nothwendig einige Aehnlichkeit mit derselben haben muß. Oder aber dieser öffentliche Ruf wird erworben durch irgend eine außerordentliche und bemerkenswerthe Handlung, wenn auch Privathandlung, welche dir mit Ehren gelungen ist. Und von allen diesen dr Dingen welche Jemandem von vorn herein einen guten Ruf geben giebt kei- einen höheren als dieses letzte; denn das Erste, was die Väter und Ve

wandten betrifft, ist so trüglich, daß die Menschen behutsam danach gehen, und verschwindet bald, wenn die eigne Tüchtigkeit des zu Beurtheilenden nicht hinzukommt. Das Zweite, was dich vermittelst deines Umganges erkennen läßt, ist besser als das Erste, aber weit unter dem Dritten, denn so lange man nicht einen von dir selbst ausgehenden Beweis sieht, bleibt dein Ruf auf die bloße Meinung gestützt, die gar leicht zu vernichten ist. Das Dritte aber das aus deinen eignen Thaten entstanden und darauf gegründet ist, verleiht dir von Anfang an einen solchen Namen, daß du nachher vieles dem Entgegengesetzte thun mußt, wenn du ihn verwischen willst. Diesen Weg müssen also diejenigen welche in einer Republik geboren werden einschlagen und sich bemühen mit einer außerordentlichen Handlung den Anfang zu ihrem Emporsteigen zu machen. Dies thaten zu Rom Viele in ihrer Jugend, indem sie entweder ein Gesetz einbrachten das dem allgemeinen Besten diente, oder einen mächtigen Bürger als Uebertreter der Gesetze anklagten oder etwas ähnliches Auffallendes und Neues wovon man zu reden hatte unternahmen. Dergleichen Dinge sind aber nicht allein nöthig um damit anzufangen sich einen Ruf zu verschaffen, sondern sie sind auch nöthig um ihn zu erhalten und zu vergrößern. Und um dies zu erreichen, muß man sie wiederholen, wie Titus Manlius sein ganzes Leben lang that. Denn nachdem er seinen Vater auf so tapfre und außerordentliche Weise vertheidigt und durch diese Handlung den ersten Ruf gewonnen, kämpfte er einige Jahre nachher mit jenem Gallier und nahm seiner Leiche die goldne Halskette ab, die ihm den Namen Torquatus verschaffte. Und nicht zufrieden damit tödtete er dann schon in reifem Alter seinen Sohn, weil er ohne Erlaubniß sich in einen Kampf eingelassen hatte, trotzdem daß er seinen Feind überwunden. Diese drei Thaten gaben ihm damals einen größeren Namen und machen ihn durch alle Jahrhunderte mehr berühmt als ihn irgend ein Triumpf, irgend ein Sieg machte, der ihn schmückte wie irgend einen andern Römer. Die Ursache davon aber ist, daß in diesen Siegen Manlius sehr viele seines Gleichen hatte, in diesen besonderen Thaten dagegen ganz wenige oder keinen. Scipio dem Aelteren brachten alle seine Triumpfe nicht so viel Ruhm wie daß er schon in früher Jugend am Tessin seinen Vater vertheidigt hatte, und daß er nach der Niederlage bei Cannä kühn mit entblößtem Schwerte mehrere römische Jünglinge zu dem Schwure gezwungen Italien nicht zu verlassen, wie sie es schon unter sich beschlossen hatten, zwei Thaten die den Anfang seines Ruhmes machten und die Stufenleiter zu seinen Triumpfen über Spanien und Afrika bildeten. Diese Meinung erhöhte er noch, als er in Spanien die Tochter dem Vater und die Gattin ihrem Manne zurücksandte. Diese Handlungsweise ist aber nicht allein für Bürger nöthig die Ruf gewinnen wollen, um die Ehrenstellen in ihrer Republik zu erlangen, sondern sie ist auch für Fürsten nöthig, um sich in ihrem Staate in Ansehen zu erhalten; denn Nichts verschafft ihnen solche Achtung als wenn sie mit ihrer Person ungewöhnliche Beispiele irgend einer dem allgemeinen Besten entsprechenden seltenen That oder Aeußerung liefern, die von ihrer Großmuth oder Freigebigkeit oder Gerechtigkeit oder irgend einer Eigenschaft ein solches Zeugniß ablegt daß sie wie zum Sprüchwort bei ihren Unterthanen wird. Um aber zum Anfange dieser Erörterung zurückzukehren, sage ich daß wenn das Volk auf diese obengenannten drei Gründe bauend einem seiner Bürger ein Amt zu verleihen anfängt, es nicht schlecht baut; wenn aber dann zahlreiche Beispiele seines Wohlverhaltens einen Mann bekannter machen, baut

es besser, weil es in solchem Falle kaum jemals vorkommen kann daß es sich täuschen sollte. Ich rede nur von den Aemtern welche Leuten im Anfange gegeben werden, ehe man sie noch aus sicherer Erfahrung kennt, oder wenn sie von einer Handlung zu einer ihr ganz unähnlichen übergehen. Und da macht es, sowohl was falsche Meinung als was Bestechung betrifft, stets geringere Fehler als die Fürsten. Da es aber doch sein kann daß ein Volk sich über den Ruf, die Gesinnung und die Thaten eines Mannes täuschte, indem es sie für größer hielte als sie in Wahrheit sind, was einem Fürsten nicht begegnen würde, weil seine Rathgeber es ihm sagen und ihn darauf aufmerksam machen würden, so haben, damit es auch dem Volke an solchem Rathe nicht fehle, gute Ordner von Republiken bestimmt daß bei Besetzung der höchsten Aemter einer Stadt, wo es gefährlich sein würde nicht hinreichend fähige Männer zu wählen, wenn man den Volkswillen zu der Wahl eines solchen unfähigen sich neigen sehe, es jedem Bürger gestattet sein und sogar zum Ruhme angerechnet werden solle in den öffentlichen Versammlungen die Fehler desselben bekannt zu machen, damit das Volk genaue Kenntniß von ihm bekommen und so besser urtheilen könne. Und daß dies in Rom gebräuchlich war bezeugt die Rede des Fabius Maximus die er während des zweiten punischen Krieges an das Volk hielt, als bei der Consulwahl sich die Gunst dem Titus Otacilius zuwandte; wo Fabius, der ihn für unfähig hielt in solcher Zeit das Consulat zu führen, gegen ihn sprach und seine Unzulänglichkeit nachwies, so daß er ihm das Amt entzog und die Gunst des Volkes auf Einen lenkte der es besser als jener verdiente. Die Völker urtheilen also bei der Wahl zu den obrigkeitlichen Stellen nach den wahrscheinlichsten Anzeichen die man von einem Menschen haben kann und irren weniger als die Fürsten, wenn sie berathen werden können wie diese; und ein Bürger der anfangen will die Gunst des Volkes zu erlangen muß sie durch eine bemerkenswerthe That, wie Titus Manlius, für sich gewinnen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Welche Gefahren man läuft, wenn man sich zum Hauptrathgeber einer Sache aufwirft, und je außerordentlicher diese ist, desto mehr Gefahr ist dabei.

Was für ein gefährliches Ding es ist sich an die Spitze einer Neuerung zu stellen die Viele angeht, und wie schwierig es ist sie in Gang zu bringen und durchzuführen und wenn durchgeführt zu behaupten, wäre ein zu weitläufiger und zu hoher Gegenstand um ihn hier zu erörtern; indem ich ihn daher für einen schicklicheren Ort aufspare, will ich nur von den Gefahren reden welche ein Bürger oder ein Rathgeber eines Fürsten läuft, wenn er sich zum Anstifter einer wichtigen und schweren Entschließung macht, dergestalt daß der ganze Rath dazu auf seine Rechnung gesetzt wird. Denn da die Menschen die Dinge nach dem Ausgange beurtheilen, so wird alles Uebel was daraus entspringt dem Rathgeber beigemessen, und wenn Gutes daraus hervorgeht, er dafür gelobt; der Lohn aber kommt bei weitem dem Schaden nicht gleich. Als sich der jetzige Sultan Selim, der sogenannte Großtürke,

wie Einige die aus seinen Ländern kommen berichten, auf ein Unternehmen gegen Syrien und Aegypten vorbereitete, ließ er sich von einem seiner Paschas den er an der persischen Grenze hatte, dazu bereden gegen den Sofi zu Felde zu ziehen. Diesem Rathe folgend rückte er mit einem gewaltigen Heere zu dem Unternehmen aus und wurde, als er in ein weitgedehntes Land kam, worin es viele Wüsten und wenige Ströme gab, und dort alle die Schwierigkeiten fand welche bereits vielen römischen Heeren den Untergang gebracht hatten, dergestalt von denselben bedrängt daß er, obschon er im Kriege die Oberhand behielt, durch Hunger und Pest einen großen Theil seiner Leute verlor, worauf er im Zorn über den Urheber des Rathes ihn ermordete. Von vielen Bürgern liest man daß sie zu einem Unternehmen gerathen haben, und weil dieses einen schlimmen Ausgang genommen ins Elend geschickt worden sind. Einige römische Bürger setzten durch daß ein Consul in Rom aus den Plebejern sein solle. Es traf sich daß der erste der mit den Heeren ins Feld zog geschlagen wurde, und gewiß hätten jene Rathgeber dafür büßen müssen, wenn nicht die Partei, die Ehre durch diesen Beschluß gewann, so muthig gewesen wäre. Unvermeidlich sind also die Rathgeber einer Republik und die Rathgeber eines Fürsten in die Verlegenheit gesetzt daß wenn sie zu dem was ihnen für den Staat oder den Fürsten nützlich scheint nicht rücksichtslos rathen, sie ihre Pflicht verletzen, wenn sie dazu rathen, ihr Leben und ihre Stellung in Gefahr bringen, weil nun einmal alle Menschen blind darin sind daß sie guten und schlechten Rath nach dem Erfolge beurtheilen. Wenn ich nun überlege auf welche Weise sie wohl diesem Vorwurfe oder dieser Gefahr entgehen könnten, so sehe ich keinen andern Weg als die Dinge mit Mäßigung zu betreiben und keins als sein eigenes Unternehmen zu behandeln, sondern ohne Leidenschaft seine Meinung zu sagen und sie ohne Leidenschaft zu vertheidigen, so daß wenn die Stadt oder der Fürst ihr folgt, er das freiwillig thut und es nicht den Anschein haben kann als sei er durch dein Ungestüm dazu getrieben worden. Wenn du so handelst, so kann dir ein Fürst und ein Volk vernünftiger Weise für deinen Rath nicht übel wollen, da er ja nicht gegen den Willen Vieler befolgt worden ist; denn Gefahr läuft man nur da wo Viele widersprochen haben, die sich dann beim unglücklichen Ausgange zu deinem Sturze vereinigen. Und wenn man in diesem Falle auch um den Ruhm kommt, den man erwirbt wenn man allein Vielen gegenüber zu einer Sache gerathen hat, der ein guter Erfolg beschieden ist, so ist doch dabei auch wieder zweierlei Gutes. Erstens, die Gefahrlosigkeit; zweitens, daß wenn du zu einer Sache bescheiden räthst, und in Folge des Widerspruchs dein Rath nicht angenommen und durch den Rath der Andern ein Unglück herbeigeführt wird, dies zu großem Ruhme für dich ausschlägt, und wenn man sich auch über den Ruhm den man durch die Stadt oder den Fürsten treffende Uebel erwirbt nicht freuen kann, so ist er doch einigermaßen in Anschlag zu bringen. Einen andern Rath glaube ich nicht daß man den Menschen in dieser Beziehung geben kann, denn wenn man ihnen riethe zu schweigen und ihre Meinung gar nicht auszusprechen, so wäre das nutzlos für ihre Republik oder ihren Fürsten und doch die Gefahr dadurch nicht vermieden; denn sie würden in kurzem verdächtig werden und es könnte ihnen auch noch gehen wie jenen Freunden des Perseus, Königs der Macedonier. Als dieser nämlich von Paulus Aemilius geschlagen worden war und mit wenigen Freunden floh, traf es sich daß bei Besprechung des Geschehenen einer von ihnen dem Perseus viele von ihm begangene

Fehler vorrechnete, die die Ursache seines Sturzes gewesen seien, worauf sich Perseus mit den Worten zu ihm wandte: Verräther, der du bis jetzt gezögert hast mir das zu sagen, wo ich kein Mittel mehr dagegen habe! und nach diesen Worten ihn mit eigner Hand ermordete. Und so büßte dieser dafür daß er still geschwiegen wo er hätte reden und geredet wo er hätte schweigen sollen, und entging dadurch daß er keinen Rath gegeben hatte der Gefahr nicht. Darum glaube ich daß man sich an die oben gegebenen Vorschriften halten und danach handeln muß.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Weshalb man von den Franzosen gesagt hat und noch sagt, daß sie beim Beginn eines Kampfes mehr als Männer und nachher weniger als Weiber seien.

Der Trotz jenes Galliers der am Anioflusse jeden beliebigen Römer herausforderte mit ihm zu fechten, und dann der Kampf zwischen ihm und Titus Manlius erinnert mich an das was Titus Livius mehrmals sagt, daß die Gallier beim Beginn eines Kampfes mehr als Männer seien und im Verfolg des Treffens sich als weniger denn Weiber erweisen. Wenn man darüber nachdenkt woher dies kommen möge, so glauben Viele, ihre Natur sei so beschaffen, und ich halte das für wahr; ich sage aber damit nicht daß sich diese ihre Natur, die sie im Anfange trotzig macht, nicht durch Kunst dergestalt sollte regeln lassen können, daß sie ihren Trotz bis ans Ende behielten. Und um dies zu beweisen, sage ich daß es drei Arten von Heeren giebt; die eine sind die wo Kühnheit und Ordnung herrscht, indem aus der Ordnung Kühnheit und Tapferkeit hervorgeht, wie es bei den Heeren der Römer war; denn man sieht aus allen Geschichten daß eine vortreffliche Ordnung in diesen Heeren herrschte, die eine lange Zeit fortgesetzte kriegerische Zucht bei ihnen eingeführt hatte. Denn in einem wohlgeordneten Heere darf Keiner das Geringste ohne Anweisung thun, und man wird darum finden daß im römischen Heere, welches sich, da es die Welt besiegt, alle andern Heere zum Muster nehmen müssen, nicht gegessen, nicht geschlafen, nicht gekauft, nicht das geringste kriegerische oder häusliche Geschäft vorgenommen wurde, ohne daß der Consul dazu Befehl gab. Denn Heere bei denen es anders zugeht sind keine wahren Heere, und wenn sie einmal Etwas ausrichten, so geschieht es durch Wuth und Ungestüm, nicht durch Tapferkeit. Aber wo geordnete Tapferkeit herrscht, da braucht das Heer seine Hitze mit Maß und zu rechter Zeit, und keine Schwierigkeit macht es verzagt oder benimmt ihm den Muth, weil die guten Einrichtungen seinen Muth und sein Feuer auffrischen, indem sie es mit Siegeshoffnung nähren, die es nie verläßt so lange die Einrichtungen unverletzt bleiben. Das Gegentheil findet bei den Heeren statt wo Kühnheit und keine Ordnung herrscht, wie die der Gallier waren, die im Kampf allemal unterlagen; denn wenn es ihnen nicht beim ersten Angriff zu siegen gelang und weil dann jene Kühnheit, auf die sie ihre Hoffnung setzten, nicht von einer geordneten Tapferkeit unterstützt wurde, auch außerdem Nichts da war worauf sie sich hätten verlassen können, so

mußten sie, so wie jene sich abgekühlt hatte, unterliegen. Die Römer dagegen, die ihrer guten Einrichtungen wegen weniger Gefahren fürchteten und am Siege nicht zweifelten, fochten standhaft und hartnäckig mit demselben Muthe und derselben Tapferkeit am Ende wie am Anfange, ja aufgeregt durch den Waffengebrauch erhitzten sie sich sogar immer mehr. Die dritte Gattung von Heeren sind die wo weder natürliche Kühnheit vorhanden noch Ordnung hinzugekommen ist, wie bei unseren italienischen Heeren gegenwärtiger Zeit; diese sind ganz unnütz, und wenn sie nicht auf ein Heer stoßen das durch irgend einen Zufall die Flucht ergreift, werden sie nie siegen. Es bedarf der Anführung besonderer Beispiele dafür nicht, da man sie jeden Tag die Beweise liefern sieht daß kein Funke von Tapferkeit in ihnen ist. Und damit aus dem Zeugnisse des Titus Livius ein Jeder erkenne wie eine gute Kriegsmacht beschaffen sein muß und was eine schlechte ist, will ich die Worte des Papirius Cursor anführen, als er den Reiterobersten Fabius bestrafen wollte, wo er sagt: Nemo hominum, nemo deorum verecundiam habeat; non edicta imperatorum, non auspicia observentur; sine commeatu vagi milites in pacato, in hostico errent; immemores sacramenti, licentia sola se ubi velint exauctorent; infrequentia deserantur signa, neque conveniant ad edictum, nec discernant interdiu nocte, aequo iniquo loco, jussu injussu imperatoris pugnent, et non signa, non ordines servent: latrocinii modo coeca et fortuita pro solemni et sacrata militia sit. Gemäß dieser Stelle kann man nun leicht sehen ob das Kriegswesen unserer Zeit blind und auf gut Glück oder ernst und geheiligt ist, wie viel ihm zur Aehnlichkeit mit dem fehlt was man wirklich eine Kriegsmacht nennen kann und wie weit es davon entfernt ist kühn und geordnet wie das römische oder blos kühn wie das gallische zu sein.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ob die kleinen Gefechte vor einer Schlacht nöthig sind, und wie man es mit Vermeidung derselben machen muß um einen neuen Feind kennen zu lernen.

Es scheint sich bei den Bestrebungen der Menschen, wie wir anderwärts erörtert haben, außer den übrigen Schwierigkeiten, wenn man eine Sache zu ihrer Vollendung bringen will, auch die zu finden, daß immer dem Guten irgend ein Uebel nahe liegt, welches so leicht mit diesem Guten zugleich entsteht, daß es unmöglich scheint dem Einen auszuweichen, wenn man das Andre haben will. Man sieht dies bei Allem was die Menschen thun; und darum wird das Gute schwer erreicht, wenn du nicht vom Glück auf eine Weise unterstützt wirst daß es durch seine Macht diesen gewöhnlichen und natürlichen Uebelstand überwindet. Daran hat mich der Kampf zwischen Manlius Torquatus und dem Gallier erinnert, von dem Titus Livius sagt: Tanti ea dimicatio ad universi belli eventum momenti fuit, ut Gallorum exercitus, relictis trepide castris, in Tiburtem agrum, mox in Campaniam transierit. Von der einen Seite nämlich bedenke ich daß ein guter Feldherr durchaus vermeiden muß Etwas zu unternehmen was an sich von

geringer Bedeutung doch eine schlimme Wirkung auf sein Heer hervorbringen kann; denn sich in ein Gefecht einzulassen wobei nicht die ganze Streitmacht verwandt und doch das ganze Glück aufs Spiel gesetzt wird ist etwas höchst Verwegenes, wie ich oben sagte, als ich das Besetzen der Pässe tadelte. Andrerseits erwäge ich daß weise Feldherrn, wenn sie einem neuen Feinde, der Ruf hat, gegenübertreten, genöthigt sind ehe sie zur Schlacht schreiten ihre Soldaten sich in kleinen Scharmützeln mit diesem Feinde versuchen zu lassen, damit sie dadurch daß sie ihn kennen und behandeln zu lernen anfangen die Furcht die der Ruf und das Ansehen des Feindes in ihnen erweckt hat verlieren. Und das ist für den Feldherrn ein sehr wichtiger Punkt, da er beinah eine Nothwendigkeit in sich schließt die dich zu seiner Beobachtung zwingt, indem du deinem offenbaren Verderben entgegenzugehen scheinst, wenn du nicht vorher durch kleine Versuche deinen Soldaten den Schrecken den der Ruf des Feindes ihren Gemüthern eingejagt hatte benommen hast. Die Römer schickten den Valerius Corvinus mit den Heeren gegen die Samniter, ganz neue Feinde, gegen die sie bisher noch niemals ihre Waffen versucht hatten; wobei Titus Livius sagt, Valerius habe die Römer erst einige kleine Gefechte mit den Samnitern liefern lassen: ne eos novum bellum, ne novus hostis terreret. Gleichwohl ist sehr große Gefahr vorhanden daß wenn deine Soldaten in diesen Gefechten den Kürzern ziehen, ihre Furcht und Feigheit wächst und eine deinen Absichten entgegengesetzte Wirkung daraus erfolgt, das heißt daß du sie einschüchterst, wo du sie hast zuversichtlich machen wollen. So daß dies also eins von den Dingen ist bei denen das Uebel so nahe bei dem Guten liegt und Beides so eng mit einander verbunden ist, daß man leicht das Eine ergreifen kann indem man das Andre zu nehmen glaubt. Hier sage ich nun daß ein guter Feldherr mit allem Fleiß darauf achten muß daß sich Nichts ereigne was durch irgend einen Zufall seinem Heere den Muth benehmen kann. Was ihm den Muth benehmen kann ist, wenn es anfängt den Kürzern zu ziehen, und darum muß er sich vor kleinen Gefechten hüten und sie nicht anders gestatten als mit dem größten Vortheil und bei sicherer Erwartung des Sieges; er muß es nicht unternehmen Pässe zu besetzen wo er nicht sein ganzes Heer aufstellen kann, muß keine andern Städte besetzt halten als die deren Verlust nothwendig seinen Untergang nach sich ziehen würde, und bei denen die er besetzt hält sich mit der Besatzung und seinem Heere so einrichten, daß wenn es auf ihre Vertheidigung ankommt er seine gesammten Streitkräfte dazu verwenden kann; die übrigen muß er unvertheidigt lassen. Denn sobald man Etwas verliert was man preisgiebt, und das Heer noch beisammen ist, verliert man nicht den kriegerischen Ruf noch die Hoffnung des Sieges. Verlierst du aber Etwas was du dir zu vertheidigen vorgenommen und wovon Jedermann glaubt daß du es vertheidigen wirst, dann hast du den Schaden und den Verlust und hast ungefähr wie die Gallier durch einen geringfügigen Umstand den ganzen Krieg verspielt. Als Philipp von Macedonien, der Vater des Perseus, ein kriegskundiger und zu seiner Zeit sehr gefürchteter Mann, von den Römern angegriffen wurde, verließ und verheerte er viele seiner Länder, die er nicht halten zu können glaubte, da er als ein kluger Mann es für verderblicher erachtete dadurch daß er nicht vertheidigen könnte was er zu vertheidigen unternähme sein Ansehen einzubüßen, als wenn er es den Feinden zur Beute überließe, es zu verlieren wie Etwas das er selbst aufgegeben. Als nach der Niederlage bei Cannä die Sache der

Römer sehr schlimm stand, verweigerten sie vielen ihrer Schutzbefohlenen und Unterthanen ihren Beistand, indem sie es ihnen überließen sich selbst so gut sie könnten zu vertheidigen. Dergleichen Entschlüsse sind bei weitem besser als eine Vertheidigung zu übernehmen und sie dann nicht auszuführen, weil man in diesem Falle Freunde und Kräfte, in jenem blos die Freunde verliert. Um aber wieder auf die kleinen Gefechte zu kommen, sage ich daß wenn ein Feldherr wegen der Neuheit des Feindes durchaus zu einem Gefechte gezwungen ist, er es nur mit so großem Vortheil liefern darf daß keine Gefahr vorhanden ist es zu verlieren; oder er muß es wie Marius machen, was das beste Verfahren ist. Als dieser gegen die Cimbern zog, ein sehr wildes Volk, welches Italien zu plündern kam, und unter großem Schrecken wegen ihrer Wildheit und Menge und weil sie bereits ein römisches Heer geschlagen heranzog, hielt es Marius für nöthig, ehe es zur Schlacht käme, Etwas zu thun um seinem Heere den Schrecken den die Furchtbarkeit des Feindes ihm eingejagt zu benehmen, und stellte als ein sehr kluger Feldherr sein Heer mehrmals an Orten auf wo die Cimbern mit ihrem Heere vorbeikommen mußten, in der Absicht daß seine Soldaten von ihrem befestigten Lager aus sie sähen und ihre Augen an den Anblick des Feindes gewöhnten, damit sie bei Erblickung eines ungeordneten Haufens voller Gepäck und unnützer Waffen, zum Theil unbewaffnet, wieder Zuversicht gewönnen und Lust zum Kampfe bekämen. Wie diese Maßregel von Marius ergriffen war, so muß sie von Andern sorgfältig nachgeahmt werden, damit sie nicht in die oben genannten Gefahren gerathen und es nicht zu machen brauchen wie die Gallier: qui ob rem parvi ponderis trepidi in Tiburtem agrum et in Campaniam transierunt. Und da wir in dieser Erörterung den Valerius Corvinus angeführt haben, will ich im folgenden Kapitel vermittelst seiner Worte zeigen wie ein Feldherr beschaffen sein muß.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wie ein Feldherr beschaffen sein muß auf den sein Heer soll vertrauen können.

Valerius Corvinus stand, wie wir oben sagten, mit seinem Heere wider die Samniter, neue Feinde des römischen Volkes, weshalb er, um seine Soldaten zuversichtlich und mit dem Feinde bekannt zu machen, die Seinigen zu einigen leichten Gefechten veranlaßte; und nicht zufrieden damit hielt er es für gut vor der Schlacht zu ihnen zu sprechen, und zeigte ihnen auf das nachdrücklichste wie wenig sie sich aus solchen Feinden zu machen brauchten, indem er auf die Tüchtigkeit seiner Soldaten und auf die seinige hinwies. Dabei kann man denn aus den Worten die ihn Livius sagen läßt abnehmen, wie ein Feldherr sein muß zu dem ein Heer soll Vertrauen haben können, welche Worte folgendermaßen lauten: Tum etiam intueri, cujus ductu auspicioque ineunda pugna sit: utrum qui audiendus dumtaxat magnificus adhortator sit, verbis tantum ferox, operum militarium expers, an qui et ipse tela tractare, procedere ante signa, versari media in mole pugnae sciat. Facta mea, non dicta vos milites sequi volo, nec

disciplinam modo, sed exemplum etiam a me petere, qui hac dextra mihi tres consulatus summamque laudem peperi. Genau betrachtet lehren diese Worte einem Jeden wie er verfahren muß, wenn er die Stelle eines Feldherrn bekleiden will, und wer anders handelt, wird mit der Zeit finden daß ihm diese Stelle, wenn ihm Glück oder Ehrgeiz dazu verholfen haben, sein Ansehen nimmt, aber keins giebt. Denn nicht verherrlicht der Titel den Mann, sondern der Mann den Titel. Nach dem am Anfange dieser Erörterung Gesagten muß man auch noch erwägen daß wenn große Feldherrn außerordentliche Mittel angewandt haben um die Gemüther alter Soldaten standhaft zu erhalten, wenn sie sich mit einem ungewohnten Feinde messen mußten, um so viel größere Geschicklichkeit nöthig ist, wenn man ein neues Heer unter sich hat, das noch niemals dem Feinde in die Augen gesehen. Denn wenn schon ein ungewohnter Feind einem alten Heere Schrecken einflößt, wie viel größern muß jeder Feind einem neuen verursachen! Dennoch hat man oftmals gute Feldherrn all diese Schwierigkeiten mit höchster Klugheit überwinden sehen, wie der Römer Gracchus und der Thebaner Epaminondas, von dem sonst schon die Rede war, welche mit neuen Truppen ganz alte und geübte Heere besiegten. Die Mittel deren sie sich bedienten bestanden darin daß sie sie einige Monate in Scheingefechten übten und an Gehorsam und Ordnung gewöhnten, und so verwendeten sie sie dann mit größter Zuversicht für den wirklichen Kampf. Kein Kriegsmann braucht demnach daran zu verzweifeln gute Heere bilden zu können, wenn es ihm nur nicht an Leuten fehlt; denn ein Fürst der Ueberfluß an Leuten und Mangel an Soldaten hat muß sich nicht über die Feigheit der Menschen, sondern ganz allein über seine Trägheit und Unklugheit beklagen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Daß ein Feldherr die Beschaffenheit der Gegenden kennen muß.

Zu den übrigen einem Heerführer nothwendigen Dingen gehört auch die Kenntniß der Gegenden und Länder, weil ohne diese allgemeine und besondere Kenntniß kein Heerführer Etwas ordentlich ausführen kann. Und wenn alle Wissenschaften Uebung verlangen, wenn man sie vollkommen besitzen soll, so erforderte diese die allergrößeste. Diese Uebung oder vielmehr diese besondere Kenntniß erlangt man durch die Jagd besser als durch irgend eine andre Beschäftigung. Darum sagen die alten Schriftsteller daß die Helden welche zu ihrer Zeit die Welt beherrschten in Wäldern und bei der Jagd aufwuchsen; denn die Jagd lehrt dich außer jener Kenntniß noch unzählige Dinge die im Kriege nothwendig sind. Und Xenophon führt im Leben des Cyrus an daß als Cyrus zum Angriffe auf den König von Armenien schritt, er bei Anordnung des Treffens die Seinigen darauf aufmerksam machte, wie dies nichts Andres sei als eine von den Jagden die sie oftmals mit ihm gehalten hätten. Und die er zum Hinterhalt ins Gebirge schickte erinnerte er daran daß sie denen glichen welche auf den Berggipfeln Netze aufspannten, so wie die welche

die Ebenen durchstreiften denen welche das Wild von ihrem Lager aufscheuchten, damit es gejagt in die Netze liefe. Ich führe das an um zu zeigen wie die Jagd nach Xenophons Zeugniß ein Bild des Krieges ist. Und darum ist diese Beschäftigung für große Männer rühmlich und nothwendig. Auch kann man sich jene Landeskenntniß auf keine zweckmäßigere Weise erwerben als vermittelst der Jagd, weil die Jagd den der sie betreibt die besondere Beschaffenheit der Gegend kennen lehrt wo er ihr obliegt. Und wenn sich Jemand erst mit Einer Gegend recht vertraut gemacht hat, so findet er sich dann leicht in jede neue, weil alle Länder und alle Theile derselben eine gewisse Gleichförmigkeit unter einander haben, so daß man von der Kenntniß einer Gegend leicht zu der einer andern gelangen kann. Wer sich aber noch nicht auf eine recht versteht, wird nur schwer und sogar immer erst in langer Zeit eine andre kennen lernen können, während der welcher dieses Verständniß hat mit Einem Blicke übersieht, wie diese Ebene liegt, wie dieser Berg emporsteigt, wohin jenes Thal mündet und alles andre Derartige, woraus sie sich vorab eine feste Wissenschaft gebildet. Und daß dies wahr ist beweist uns Titus Livius durch das Beispiel des Publius Decius, der als Kriegstribun in dem Heere das der Consul Cornelius gegen die Samniter führte, als der Consul in ein Thal gerathen war wo das Heer der Römer von den Samnitern hätte eingeschlossen werden können und sich nun in dieser Gefahr sah, zum Consul sagte: Videsne tu, Aule Corneli, cacumen illud supra hostem? Arx illa est spei salutisque nostrae, si eam, quam coeci reliquere Samnites, impigre capimus. Vor diesen Worten des Decius aber sagt Titus Livius: Publius Decius tribunus militum unum editum in saltu collem, imminentem hostium castris, aditu arduum impedito agmini, expeditis haud difficilem. Und als er in Folge dessen vom Consul mit dreitausend Soldaten abgeschickt worden war und das römische Heec gerettet hatte, nnd bei einbrechender Nacht abzuziehen gedachte um auch sich und die Seinigen zu retten, läßt er ihn folgende Worte sagen: Ite mecum, et dum lucis aliquid superest, quibus locis (hostes) praesidia ponant, qua pateat hinc exitus, exploremus. Haec omnia sagulo gregali amictus . . . ne ducem circumire hostes notarent perlustravit. Wer nun diese ganze Stelle betrachtet, wird sehen wie nützlich und nöthig es einem Feldherrn ist die Beschaffenheit der Gegenden zu kennen; denn hätte sie Decius nicht gekannt und sich nicht darauf verstanden, so würde er nicht haben beurtheilen können was die Besetzung jenes Hügels dem römischen Heere für Nutzen brachte, noch auch in der Ferne wissen können ob dieser Hügel zugänglich sei oder nicht; und als er dann auf demselben angelangt war und wieder abziehen wollte um zum Consul zurückzukehren, rings aber von den Feinden umgeben war, würde er nicht aus der Ferne Wege zum Durchzug und die von den Feinden bewachten Stellen haben erspähen können. So daß also Decius nothwendigerweise eine solche vollkommene Kenntniß besitzen mußte, die es ihm möglich machte durch Besetzung des Hügels das römische Heer zu retten und ihn dann als er eingeschlossen war den Weg zur Rettung für sich und die Seinigen finden ließ.

Vierzigstes Kapitel.

Daß Betrug anzuwenden im Kriege etwas Rühmliches ist.

Obschon es überall abscheulich ist sich des Betruges zu bedienen, so ist es doch bei der Kriegführung etwas Löbliches und Rühmliches, und wer den Feind durch Betrug überwindet, wird ebenso gelobt wie der welcher durch Gewalt den Sieg davonträgt. Und zwar sieht man dies aus dem Urtheile der Verfasser von Lebensbeschreibungen großer Männer, welche den Hannibal und die Andern die in solchen Verfahrungsweisen die bemerkenswerthesten gewesen sind erheben. Ich will, da man davon Beispiele genug liest, keins wiederholen. Nur das will ich sagen, daß ich unter rühmlichem Betruge nicht den verstehe der dich dein gegebenes Wort und die geschlossenen Verträge brechen läßt; denn obwohl dir dieser, wie oben erörtert worden, manchmal zu Land und Herrschaft verhilft, wird er dir doch nimmermehr Ruhm einbringen. Sondern ich spreche von dem Betruge dessen man sich gegen den Feind bedient, der dir nicht traut, und auf welchem eigentlich die Kriegführung beruht, welcher Art die List Hannibals war, als er sich am See von Perugia fliehend stellte um den Consul und das römische Heer einzuschließen, und als er um dem Fabius Maximus zu entschlüpfen die Hörner seines Zugviehs in Brand setzte. Diesen ähnlich war die List deren sich der samnitische Feldherr Pontius bediente um das römische Heer in den Caudinischen Pässen einzuschließen. Nachdem er nämlich sein Heer hinter die Berge gestellt, schickte er mehrere seiner Soldaten in Hirtenkleidung mit einer Menge Vieh in die Ebene, die von den Römern gefangen und befragt, wo das Heer der Samniter sei, der von Pontius erhaltenen Weisung gemäß einstimmig sagten, es sei bei der Belagerung von Nocera; worauf die Consuln, die das glaubten, sich in die Caudinische Schlucht wagten, wo sie sofort nach ihrem Eintritt von den Samnitern umringt wurden. Und dieser durch Betrug erhaltene Sieg wäre höchst ruhmvoll für Pontius gewesen, wenn er den Rath seines Vaters befolgt hätte, welcher der Meinung war daß man die Römer entweder frei ziehen lassen oder sämmtlich niederhauen solle, nicht aber den Mittelweg einschlagen: quae neque amicos parat, neque inimicos tollit; ein Weg der in Staatssachen immer verderblich war, wie oben bei einer andern Gelegenheit erörtert worden.

Einundvierzigstes Kapitel.

Daß das Vaterland mit Ruhm oder Schande vertheidigt werden muß, und jede Art seiner Vertheidigung gut ist.

Der Consul und das römische Heer waren, wie oben gesagt, von den Samnitern umringt, und als nun diese den Römern die schimpflichsten Be-

dingungen vorgelegt hatten, wie sie unter dem Joche durchziehen lassen und entwaffnet nach Rom zurückschicken zu wollen, und die Consuln darob wie niedergedonnert und das ganze Heer in Verzweiflung dastand, sagte der römische Legat Lucius Lentulus, ihm scheine daß kein Mittel zu verschmähen sei um das Vaterland zu retten; da das Leben Roms auf der Erhaltung dieses Heeres beruhe, müsse es auf alle Weise gerettet werden, und das Vaterland werde gut vertheidigt, wie immer man es vertheidige, mit Ruhm oder mit Schande; denn wenn man das Heer rette, habe Rom Zeit die Schmach auszulöschen, rette man es nicht, sei Rom und seine Freiheit verloren; und so wurde sein Rath befolgt. Die Sache ist der Beachtung und Nachahmung jedes Bürgers werth, der sich in der Lage befindet seinem Vaterlande rathen zu sollen; denn wo es sich gradezu um die Rettung des Vaterlandes handelt, da muß kein Bedenken, ob gerecht oder ungerecht, mild oder grausam, löblich oder schimpflich, ins Spiel kommen, sondern mit Beiseitsetzung jeder andern Rücksicht durchaus das Mittel ergriffen werden das ihm das Leben rettet und seine Freiheit erhält. Dies befolgen mit Worten und Thaten die Franzosen, um die Majestät ihres Königs und die Macht ihres Reiches zu schützen, indem sie kein Wort ungeduldiger hören als wenn man sagt: Dies ist schimpflich für den König; denn sie meinen daß dem Könige keiner seiner Entschlüsse, weder im Glück noch im Unglück, jemals Schande bringen könne, weil, möge er siegen oder verlieren, er immer wie ein König handle.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Daß erzwungene Versprechen nicht gehalten zu werden brauchen.

Als die Consuln mit dem entwaffneten Heere und der erlittenen Schmach nach Rom zurückkehrten, war der Consul Sp. Posthumius selbst der Erste der im Senat sagte, daß der zu Caudium geschlossene Friede nicht gehalten zu werden brauche, indem er anführte, das römische Volk sei durch denselben nicht verpflichtet, wohl aber sei er verpflichtet und die Uebrigen die den Frieden versprochen hätten; wenn sich das Volk also von jeder Verbindlichkeit frei machen wolle, müsse es ihn und die Uebrigen gefangen in die Hände der Samniter liefern. Und mit solcher Hartnäckigkeit hielt er an dieser Behauptung fest, daß der Senat darauf einging und ihn und die Andern gefangen nach Samnium schickte mit der Erklärung, der Friede gelte nicht. Dem Posthumius war aber bei diesem Falle das Glück so günstig daß die Samniter ihn nicht behielten, und er nach Rom zurückgekehrt bei den Römern für seine Niederlage in höherem Ruhme stand als bei den Samnitern Pontius für seinen Sieg. Es sind hierbei zwei Dinge zu bemerken: erstens, daß man bei jedem Vorfalle Ehre einlegen kann, indem es bei einem Siege ordentlicher Weise geschieht, bei einer Niederlage entweder dadurch daß man zeigt wie dieselbe nicht durch deine Schuld erfolgt ist, oder daß man gleich darauf irgend eine heldenmüthige That verrichtet welche jene wieder auslöscht; zweitens, daß es nicht schimpflich ist Versprechungen nicht zu halten zu denen du mit

Gewalt gezwungen worden bist, wie denn erzwungene Versprechen welche den Staat angehen, sobald der Zwang aufhört, immer werden gebrochen werden, ohne daß es dem der sie bricht zur Schande gereicht. Davon liest man mannigfache Beispiele in allen Geschichten, und sieht deren in gegenwärtiger Zeit jeden Tag. Und nicht allein erzwungene Versprechungen werden unter Fürsten, wenn der Zwang aufhört, nicht gehalten, sondern auch alle andern Versprechungen werden nicht mehr beachtet, wenn die Gründe wegfallen die zu dem Versprechen veranlaßt haben. Ob dies etwas Löbliches oder nicht, und ob ein Fürst ein solches Verfahren beobachten soll oder nicht, ist weitläufig von uns in unsrer Abhandlung vom Fürsten erörtert worden, weshalb wir hier davon schweigen wollen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Daß die Menschen welche in einem Lande geboren werden durch alle Zeiten ziemlich dieselbe Natur behalten.

Kluge Männer pflegen, und zwar nicht von ungefähr noch ohne Grund, zu sagen, wer sehen will was sein wird, müsse betrachten was gewesen ist; weil alle Dinge in der Welt jederzeit eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit den vergangenen haben. Es kommt dies daher daß sie von Menschen betrieben werden, welche immer dieselben Leidenschaften besitzen und besaßen, und daher auch nothwendig immer denselben Erfolg haben müssen. Allerdings sind ihre Thaten bald in diesem Lande tüchtiger als in jenem, bald in jenem tüchtiger als in diesem, je nach der Form der Erziehung durch welche die Völker ihre Lebensweise empfangen haben. Aber noch erleichtert wird die Erkenntniß der Zukunft aus der Vergangenheit dadurch daß man sieht, wie eine Nation lange Zeit hindurch dieselbe Eigenthümlichkeit beibehält, indem sie entweder fortdauernd habsüchtig oder fortdauernd betrügerisch ist oder sonst einen derartigen Fehler oder Vorzug hat. So wird wer die früheren Begebenheiten unsrer Stadt Florenz liest und dann die in jüngster Zeit vorgefallenen betrachtet, die Völker der Deutschen und Franzosen voll Habsucht, Uebermuth, Wildheit und Treulosigkeit finden, da alle diese vier Eigenschaften zu verschiedenen Zeiten unserer Stadt großen Schaden gethan haben. Denn was die Wortlosigkeit betrifft, so weiß Jedermann wie oft König Karl VIII. Geld erhielt und die Festung von Pisa auszuliefern versprach, und sie nie ausgeliefert hat, wodurch der König seine Wortlosigkeit und seine große Habsucht an den Tag legte. Lassen wir indeß diese neueren Vorgänge. Jeder wird gehört haben was in dem Kriege des florentinischen Volkes gegen die Visconti, Herzöge von Mailand, geschah, wo Florenz, von allen andern Hülfsmitteln entblößt, auf den Gedanken kam den Kaiser nach Italien zu rufen, damit dieser mit seinem Ansehen und seiner Macht die Lombardei angriffe. Der Kaiser versprach mit einem großen Heere zu erscheinen und den Krieg mit den Visconti zu führen und Florenz wider ihre Macht zu schützen, wofern ihm die Florentiner hunderttausend Ducaten beim Aufbruch zahlten und hunderttausend wenn er in Italien wäre. Auf diese Bedingungen gingen

die Florentiner ein, zahlten ihm die erste Summe und dann die zweite aus, und als er bis Verona gekommen war, kehrte er ohne das Geringste unternommen zu haben wieder um, indem er behauptete, es habe an Jenen gelegen, die den zwischen ihnen geschlossenen Vertrag nicht innegehalten hätten. Wäre also Florenz nicht entweder durch die Noth gezwungen oder durch Leidenschaft getrieben worden und hätte es von den althergebrachten Gewohnheiten der Barbaren gelesen und Kenntniß gehabt, so würde es sich weder in diesem noch in vielen andern Fällen von ihnen haben hintergehen lassen, da sie immer dieselben gewesen und in allen Stücken und mit Jedem in derselben Weise verfahren sind, wie man sieht daß sie es schon in alter Zeit mit den Etruskern machten. Als diese nämlich von den Römern, die sie bereits mehrmals in die Flucht geschlagen und besiegt hatten, hart bedrängt wurden und sich mit ihren eigenen Kräften den Angriffen derselben nicht länger gewachsen sahen, so machten sie mit den Galliern die diesseits der Alpen in Italien wohnten ab, daß sie ihnen eine Summe Geldes geben wollten und sie dafür verpflichtet sein sollten ihr Heer zu dem ihrigen stoßen zu lassen und mit gegen die Römer zu ziehen. Die Folge davon war daß die Gallier, nachdem sie das Geld genommen, dann die Waffen für sie nicht ergreifen wollten, indem sie sagten, sie hätten es nicht bekommen um mit ihren Feinden Krieg zu führen, sondern damit sie sich der Plünderung des etrurischen Landes enthielten. Und so kam das Etruskervolk durch die Habsucht und Wortbrüchigkeit der Gallier zu gleicher Zeit um sein Geld und um die Hülfe die es von jenen gehofft hatte. So daß man an diesem Beispiele der alten Toskaner und dem der Florentiner sieht wie die Franzosen immer dasselbe Verfahren beobachtet haben, und daraus leicht abnehmen kann wie weit sich die Fürsten auf sie verlassen können.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Mit Ungestüm und Kühnheit erreicht man oft was man mit gewöhnlichen Mitteln nie erreicht haben würde.

Als die Samniter vom römischen Heere angegriffen wurden und mit dem ihrigen den Römern im Felde nicht die Spitze zu bieten vermochten, beschlossen sie nach Zurücklassung von Besatzungen in den Städten Samniums mit ihrem ganzen Heere nach Etrurien zu ziehen, das mit den Römern Waffenstillstand geschlossen hatte, und auf diese Weise zu sehen ob sie durch die Gegenwart ihres Heeres die Etrusker zur Wiederergreifung der Waffen zu bewegen vermöchten, die sie ihren Gesandten abgeschlagen hatten. Und zwar bedienten sie sich in der Rede welche die Samniter den Etruskern hielten, namentlich bei der Darlegung der Ursache die sie bewogen habe die Waffen zu ergreifen, eines merkwürdigen Ausdrucks, indem sie sagten: Rebellasse, quod pax servientibus gravior, quam liberis bellum esset. Und so brachten sie sie theils durch Ueberredung, theils durch die Gegenwart ihres Heeres dahin daß sie zu den Waffen griffen. Dabei ist denn zu bemerken daß ein Fürst, der von einem andern Etwas zu erlangen wünscht,

ihm, wenn die Umstände es gestatten, keine Zeit zur Ueberlegung lassen und es so einrichten muß daß jener die Nothwendigkeit einer schnellen Entscheidung erkennt, was dann der Fall ist, wenn der Gebetene sieht daß Ablehnung oder Aufschub sofort einen gefährlichen Unwillen zur Folge haben muß. Geschickt hat man dieses Verfahren in unsrer Zeit den Papst Julius gegen die Franzosen und den Herrn von Foix, Feldherrn des Königs von Frankreich, gegen den Markgrafen von Mantua anwenden sehen. Da nämlich Papst Julius die Bentivogli aus Bologna vertreiben wollte und dazu der französischen Streitkräfte und der Neutralität der Venetianer zu bedürfen glaubte, auch Beide darum gebeten, aber eine zweifelhafte und schwankende Antwort von ihnen erhalten hatte, beschloß er dadurch daß er ihnen keine Zeit ließ Beide nach seinem Sinne zu lenken; und so brach er mit so viel Leuten als er hatte zusammenbringen können von Rom gegen Bologna auf und ließ den Venetianern sagen, sie möchten neutral bleiben, und dem Könige von Frankreich, er möchte ihm seine Streitkräfte senden. Da nun beide durch die Kürze der Zeit in die Enge getrieben waren und einsahen daß Aufschub oder Ablehnung den offenbaren Unwillen des Papstes nach sich ziehen mußte, so fügten sie sich seinem Willen, der König schickte ihm Hülfstruppen und die Venetianer blieben neutral. Als der Herr von Foix mit seinem Heere noch in Bologna stand und da er den Abfall Brescia's erfahren, sich zu dessen Wiedereroberung aufmachen wollte, hatte er zwei Wege dahin, einen langen und beschwerlichen durch das Land des Königs, und einen kurzen durch das Gebiet von Mantua, und nicht allein war er genöthigt durch das Gebiet des Markgrafen zu ziehen, sondern er mußte auch zwischen den Sümpfen und Seeen, von denen diese Gegend voll ist, gewisse enge Stellen passiren, die durch Befestigungen und auf andre Art von ihm gesperrt und bewacht waren. Als sich nun Foix entschlossen hatte den kürzesten Weg zu nehmen, ließ er, um alle Schwierigkeiten zu heben und dem Markgrafen keine Zeit zur Ueberlegung zu lassen, seine Truppen auf diesem Wege aufbrechen und zu gleicher Zeit dem Markgrafen sagen, er möchte ihm die Schlüssel zu dem Passe schicken. So daß der Markgraf durch diesen schnellen Entschluß überrascht ihm die Schlüssel schickte, was er nimmermehr gethan haben würde, wenn sich Foix bescheidener benommen hätte, da der Markgraf im Bunde mit dem Papste und den Venetianern war und einen seiner Söhne in den Händen des Papstes hatte, was ihm alles anständige Entschuldigungen für eine ablehnende Antwort gab. Aber von dem plötzlichen Entschlusse bestürmt, gab er aus den oben genannten Ursachen nach. So machten es auch die Etrusker mit den Samnitern, indem sie bei der Gegenwart des samnitischen Heeres zu den Waffen griffen, die sie zu andern Zeiten zu ergreifen sich geweigert hatten.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Welches Verfahren in Schlachten besser ist, den Angriff des Feindes auszuhalten und dann auf ihn einzudringen, oder gleich zuerst wüthend auf ihn loszugehen.

Die römischen Consuln Decius und Fabius standen mit zwei Heeren den Truppen der Samniter und der Etrusker gegenüber, und als es zum Treffen und zur Schlacht mit ihnen kam, so konnte man dabei bemerken welche von den beiden verschiedenen Verfahrungsweisen welche die beiden Consuln beobachteten die bessere war. Denn Decius ging mit größtem Ungestüm und aller Macht auf den Feind los; Fabius hielt ihn nur aus, indem er einen langsamen Angriff für nützlicher hielt und das Ungestüm bis zuletzt aufsparte, wenn der Feind die erste Kampfwuth verloren haben und seine Hitze, wie wir sagen, verraucht sein würde. Dabei zeigt denn der Erfolg der Sache daß der Plan des Fabius weit besser glückte als der des Decius, der sich beim ersten Ansturm so abmattete daß er, als er seine Schaar mehr zur Flucht als zu etwas Anderem geneigt sah, um durch den Tod den Ruhm zu erwerben den er durch den Sieg nicht hatte erreichen können, nach dem Beispiele des Vaters sich selbst für die römischen Legionen zum Opfer brachte. Als dies Fabius erfuhr, ging er, um lebend nicht weniger Ehre einzulegen als sein College sterbend errungen, mit allen für einen solchen Nothfall aufgesparten Streitkräften darauf los und errang in Folge dessen einen glänzenden Sieg. Woraus man sieht daß das Verfahren des Fabius sicherer und nachahmenswerther ist.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Woher es kommt daß ein Geschlecht in einer Stadt längere Zeit hindurch dieselben Sitten behält.

Es scheint daß nicht nur eine Stadt gewisse Gebräuche und Einrichtungen hat wodurch sie sich von einer andern unterscheidet, und entweder härtere oder weichlichere Menschen hervorbringt, sondern man bemerkt auch bei den Geschlechtern derselben Stadt eine solche Verschiedenheit unter einander. Daß dies richtig ist bestätigt sich bei jeder Stadt, und in Rom findet man viele Beispiele dafür, indem man sieht wie die Manlier hart und starrsinnig, die Publicola wohlthätig und Freunde des Volkes, die Appier ehrgeizig und Feinde der Plebejer waren und so viele andre Geschlechter jedes seine von den andern gesonderte Eigenthümlichkeit hatte. Es kann dies nicht allein vom Blute herkommen, weil sich dies durch die Verschiedenheit der Ehen natürlich verändert, sondern muß nothwendig von der Erziehung herrühren, welche in einer Familie verschieden ist von der einer andern. Denn es kommt viel darauf an ob ein junger Mensch von den frühesten Jahren

an stets Gutes oder Böses von einer Sache hat reden hören, weil dies natürlich Eindruck auf ihn machen muß und sich danach nachher seine Handlungsweise zu allen Zeiten seines Lebens richtet. Wenn dies nicht so wäre, so könnten unmöglich alle Appier dieselbe Gemüthsart gehabt haben und von den nämlichen Leidenschaften beherrscht gewesen sein, wie es doch Titus Livius bei vielen von ihnen und zuletzt bei einem bemerkt, der als er Censor geworden war und sein College nach achtzehn Monaten, wie es das Gesetz vorschrieb, das Amt niedergelegt hatte, es seinerseits nicht niederlegen wollte, indem er sagte, er könne es gemäß dem ersten über die Censoren erlassenen Gesetze fünf Jahre behalten. Obwohl nun hierüber viele Volksversammlungen gehalten wurden und zahlreiche Unruhen entstanden, so war doch trotz dem Willen des Volkes und der Mehrzahl des Senats kein Mittel ihn zur Niederlegung zu bewegen. Und wer die Rede liest die der Volkstribun P. Sempronius gegen ihn hielt, wird daraus allen Appischen Uebermuth und alle die Güte und Fügsamkeit erkennen die unzählige Bürger bewiesen, um den Gesetzen zu gehorchen und dem Heile ihres Vaterlandes zu dienen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Daß ein guter Bürger aus Liebe zum Vaterlande persönliche Beleidigungen vergessen muß.

Der Consul Manlius stand mit seinem Heere gegen die Samniter, und da er in einem Treffen verwundet worden und seine Truppen dadurch in Gefahr gerathen waren, erachtete es der Senat für nöthig den Papirius Cursor als Dictator hinzuschicken, um den gebrechlichen Consul zu ersetzen. Da der Dictator aber von Fabius, der mit den Heeren in Etrurien stand, ernannt werden mußte und man besorgte, er werde ihn, weil er ihm feindlich gesinnt war, nicht ernennen wollen, schickten die Senatoren zwei Gesandte an ihn um ihn zu bitten, er möchte allen Privathaß bei Seite setzen und um des allgemeinen Besten willen jenen ernennen. Und Fabius, von Liebe zum Vaterlande getrieben, that es, obwohl er durch Schweigen und manche andre Zeichen zu erkennen gab wie schwer ihm diese Ernennung werde. Woran sich Alle welche für gute Bürger gehalten werden wollen ein Beispiel nehmen können.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Wenn man den Feind einen großen Fehler begehen sieht, so muß man vermuthen daß eine List dahinter steckt.

Als bei dem Heere welches die Römer in Etrurien hatten der Legat ..vins allein zurückgeblieben war, weil sich der Consul gewisser Feierlichkeiten .egen nach Rom begeben hatte, legten die Etrusker, um zu sehen ob sie ihn

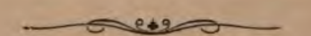
ins Netz locken könnten, einen Hinterhalt in die Nähe des römischen Lagers und schickten dann einige Soldaten in Hirtenkleidung mit einer Menge Vieh ab, so daß sie dem römischen Heere zu Gesicht kämen. Die so Verkleideten näherten sich nun den Verschanzungen des Lagers; der Legat aber, der sich über diese Dreistigkeit wunderte, weil sie ihm gar nicht natürlich schien, traf Anstalten wodurch er die List entdeckte, und so schlug der Plan der Etrusker fehl. Hieraus kann man füglich lernen daß ein Heerführer einem augenscheinlichen Fehler den er seinen Feind begehen sieht keinen Glauben schenken muß, indem immer ein Betrug dahinter stecken wird, weil die Menschen vernünftigerweise nicht so unvorsichtig sein können. Aber das Verlangen zu siegen verblendet den Geist der Menschen oft so daß sie Nichts sehen als was ihnen vortheilhaft scheint. Als die Gallier nach dem Siege über die Römer an der Allia nach Rom kamen und die Thore offen und unbewacht fanden, warteten sie den ganzen Tag und die Nacht ehe sie einzogen, weil sie eine List fürchteten und den Herzen der Römer nicht so viel Verzagtheit und Unklugheit zutrauen konnten, daß sie ihre Vaterstadt preisgeben sollten. Als die Florentiner 1508 an die Belagerung Pisa's gingen, versprach Alfonso von Mutolo, ein Pisaner Bürger, der sich als Gefangener bei den Florentinern befand, wenn man ihn frei ließe, ein Thor von Pisa dem florentinischen Heere übergeben zu wollen. Er wurde in Freiheit gesetzt. Um nun die Sache einzurichten, kam er oftmals um mit den Bevollmächtigten der Commissare darüber zu reden, und zwar nicht heimlich, sondern öffentlich und in Begleitung von Pisanern, die er zur Seite treten ließ, wenn er mit den Florentinern sprach. So daß man seine Doppelzüngigkeit daraus hätte abnehmen können, weil wenn seine Unterhandlung aufrichtig gemeint war, er sie nicht so offen betreiben konnte. Aber das Verlangen Pisa zu bekommen verblendete die Florentiner dergestalt, daß sie sich seiner Weisung gemäß nach dem Thore von Lucca begaben und zu ihrer Schande viele ihrer Anführer und andre Leute durch den doppelten Verrath jenes Alfonso dort verloren.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Eine Republik, die in Freiheit erhalten werden soll, bedarf täglich neuer Vorkehrungen, und welcher Verdienste wegen Q. Fabius den Beinamen Maximus erhielt.

Es ist, wie schon anderwärts gesagt worden, unvermeidlich daß sich in einer großen Stadt jeden Tag Zufälle ereignen die eines Arztes bedürfen, und von je größerer Bedeutung dieselben sind, einen desto weisern Arzt muß man suchen. Und wenn sich je in einer Stadt dergleichen Vorfälle ereigneten, so gab es deren in Rom ganz sonderbare und unerwartete, wie zum Beispiel als sich alle römischen Frauen gegen ihre Männer verschworen zu haben schienen sie zu ermorden, so viele fand man die sie vergiftet, und so viele die das Gift dazu wenigstens zubereitet hatten. Ferner jene Bacchanalverschwörung, die zur Zeit des macedonischen Krieges entdeckt wurde, eine Verschwörung in welche bereits viele Tausende von Männern und Frauen ver-

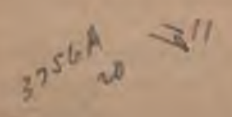
wickelt waren, und die gefährlich für die Stadt geworden wäre, wenn sie nicht entdeckt wurde oder wenn die Römer nicht gewohnt gewesen wären ganze Schaaren von Verbrechern zu züchtigen; denn wenn man nicht aus unzähligen andern Zeichen die Größe dieser Republik und die Kraft mit der sie Alles ausführte erkennte, so würde man sie aus der Beschaffenheit der Strafen ersehen die sie den Verbrechern auflegte. Denn sie nahm keinen Anstand auf dem Wege Rechtens bisweilen eine ganze Legion und die ganze Bevölkerung einer Stadt zu tödten und acht- bis zehntausend Menschen unter so außerordentlichen Bedingungen wie sie kaum Einer, geschweige denn so Viele ertragen konnten zu verbannen, wie es mit den Soldaten geschah die in der unglücklichen Schlacht bei Cannä gefochten, indem sie diese nach Sicilien verwies und ihnen auferlegte in keiner Ortschaft zu wohnen und stehend zu essen. Unter allen andern Strafvollstreckungen aber war das Decimiren der Heere schrecklich, wo von einem ganzen Heere nach dem Loose jeder zehnte Mann hingerichtet wurde. Auch konnte zur Züchtigung einer Menge keine entsetzlichere Strafe gefunden werden als diese; denn wenn sich eine Menge vergeht und der Anstifter dabei ungewiß ist, so können nicht Alle gezüchtigt werden, weil es zu Viele sind; einen Theil zu bestrafen und die Uebrigen frei ausgehen zu lassen, hieße denen Unrecht thun welche bestraft würden, und den unbestraft Gebliebenen Muth machen sich von neuem zu vergehen. Läßt man aber durchs Loos den zehnten Theil sterben, wenn Alle es verdienen, so beklagt sich der welchen die Strafe trifft über das Loos, und wen sie nicht trifft, der fürchtet daß die Reihe ein andermal an ihn kommen möge, und hütet sich vor einem Fehltritt. Es wurden also die Giftmischerinnen und die Bacchanalier bestraft, wie es ihre Verbrechen verdienten. Obgleich nun solche Krankheiten üble Folgen in einer Republik haben, so sind sie doch nicht tödtlich, da fast immer Zeit bleibt sie zu heilen; keine Zeit dazu bleibt aber bei denen welche die Regierung angehen und diese ziehen, wenn ihnen nicht von einem klugen Manne abgeholfen wird, den Untergang der Stadt nach sich. Durch die Freigebigkeit mit der die Römer das Bürgerrecht an Fremde verliehen waren so viele neue Geschlechter in Rom entstanden daß in Folge des großen Antheils den sie bei den Abstimmungen zu haben anfingen die Regierung sich zu verändern und von den Dingen und Personen an die sie gewöhnt war abzukommen begann. Als der Censor Quintus Fabius dies wahrnahm, brachte er die ganzen neuen Geschlechter, von denen diese Unordnung herstammte, in vier Tribus, damit sie in einen so engen Raum zusammengedrängt nicht ganz Rom verderben konnten. Dies war von Fabius richtig erkannt und ohne Umwälzung das geeignete Mittel dagegen angewandt, welches der Bürgerschaft so willkommen war daß er sich dadurch den Beinamen Maximus verdiente.



Inhalt.

Zweites Buch.

Seite



Druck von R. Boll in Berlin, Georgenstraße 16.



